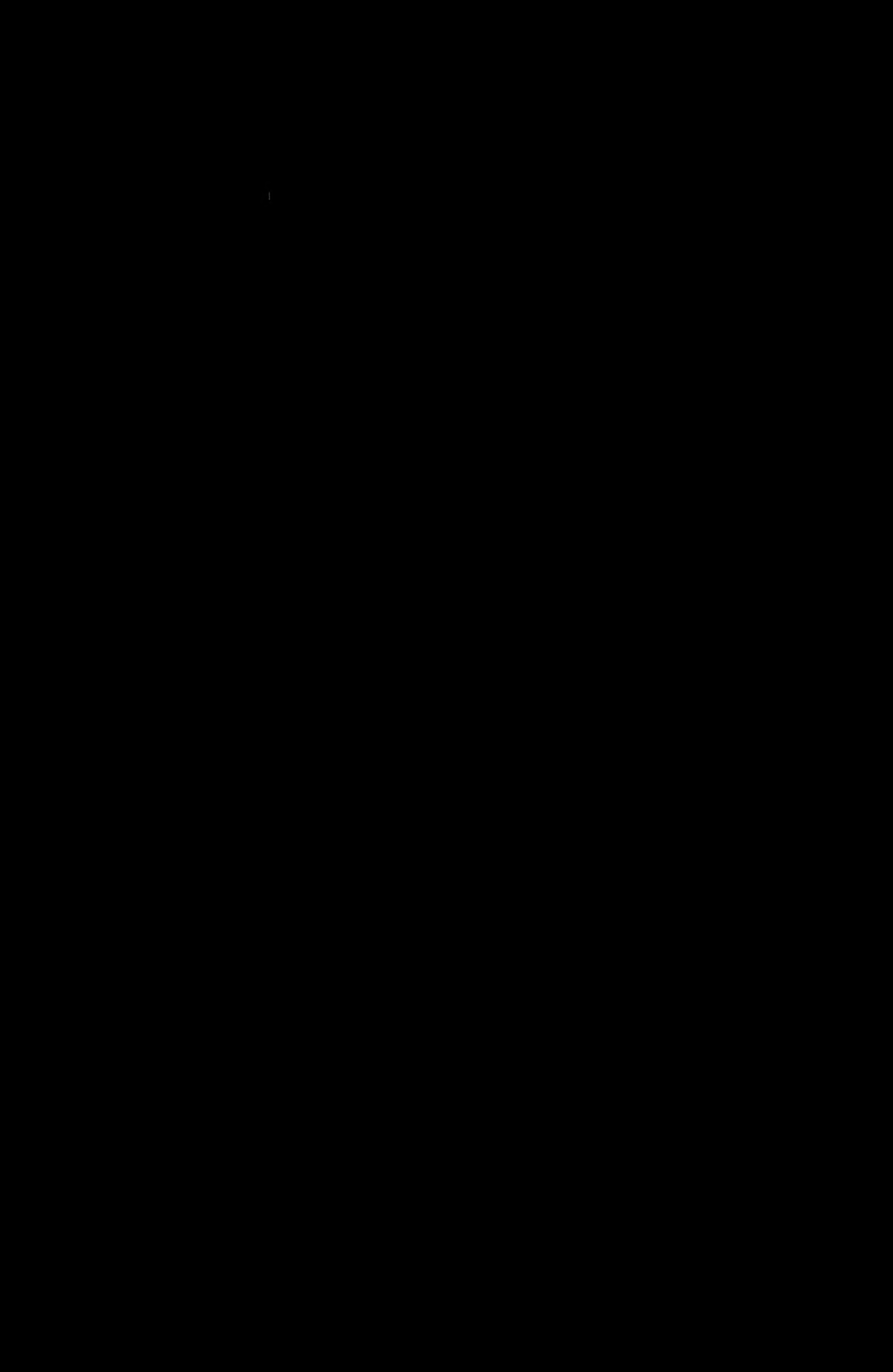


ROMAN-BIBLIOTHEK.









Engelhorns
Allgemeine

All' dies berechtigt zu dem Wunsche, daß das Unternehmen sich auch weiterhin von demselben Streben leiten lassen möge; dann werden die beliebten „Rotröcke“ zu den vielen alten Freunden gewiß noch manchen neuen erwerben.

Die bisher erschienenen, in dem nachfolgenden Verzeichnis aufgeführten Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschierten und 75 Pf. für den gebundenen Band bezogen werden.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Achter Jahrgang. Band 5.

In frischem Wasser.

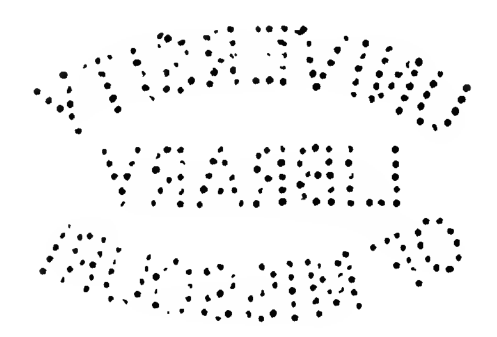
Roman in zwei Bänden

von

Helene Böhlau.
(Madame al Raschid Bey.)

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1891.



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Ein umständlicher Anfang. Verkäufliche und unverkäufliche Bilder. Personen werden genannt, und man ist mit ihnen wenig zufrieden.

Eine große Gemäldeausstellung in der Reichshauptstadt.

In einem schmucklosen Gebäude, auf ödem Platze, Saal an Saal, hängen dicht gedrängt die Werke von Künstlern aus aller Herren Ländern. Seit kurzer Zeit erst ist die Ausstellung eröffnet, und bei unerfreulich regnerischem Wetter strömt allerlei Volk ein und aus; Kunstkenner, Enthusiasten und harmlos Neugierige.

Lange Droschkenreihen stehen vor dem Thore und lange Droschkenreihen fahren an und ab. Den trübseligen Pferden läuft das Wasser aus den Flanelldecken, die über sie gebreitet sind, und den Kutschern sickert es in die weiten blauen Mäntel ein. Alles ist regenglänzend und tropfend.

Die Besucher, die von draußen in das Reich der Kunst eintreten, schütteln die Nässe, so gut es geht, von Schirm und Kleidern, und die nach vollendetem Genuß wieder herauskommen, sehen verdutzt drein; in ihren Köpfen wirbelt es von Effekten von Mondlandschaften, Sonnengluten, Waldesinnern, traulichen Ecken, pathetischen farbenstrahlenden Vorgängen, von allerlei Familienscenen unter Dach und

Fach, als Mutterliebe, des Kindes erster Schritt, Hochzeitsmorgen, Hochzeitsgäste, der treue Freund, Zecher u. s. w.

Es schwirren ihnen die Sinne vom Anblick historischer Gemälde aus allen Zeiten und Zonen, von ägyptischen, orientalischen Bildern bei Sonnenaufgang und Untergang in Rotfeuer, vom Anblick von Schönheiten aller Art und jeden Geschmackes, es schwirren ihnen die Sinne von all dem, was das Meer der Künste alljährlich an den Strand wirft.

Diejenigen also, die aus den Sälen und abermals Sälen, die mit Bildern und Bildern gefüllt und überfüllt sind, heraustreten, erschrecken wahrhaft vor der einfachen grauen Wirklichkeit draußen, die ihnen unbarmherzig ins Gesicht fährt, sie kalt an der Nase packt, an den Kleidern zaust und womöglich den Schirm umstülpt.

Etliche, die oben auf sind, lassen nach ihren Equipagen pfeifen, wiederum etliche winken sich eine Droschke, wenn es ihnen zum Besten geht, eine erster Klasse, und andre wieder rufen bescheiden eine zweiter Klasse, machen keinerlei Wesen beim Einsteigen und Oeffnen der Thür, so wie es die Equipagenmenschen und die in erster Klasse fahren, thun. Diese Glücklichen steigen immer für den Beobachter auffallend ein und aus, so, als nähmen sie ihre ganze Vornehmheit, oder Behäbigkeit, oder elegante Gleichgültigkeit wie einen hübschen, weichen, federleichten Pelzmantel, von dem sie wissen, daß er die Blicke auf sich zieht, mit hinein in den Wagen und beim Aussteigen wieder mit heraus.

Diejenigen sind beim Verlassen der Ausstellung noch zu erwähnen und ganz besonders zu erwähnen, denn es sind die meisten, die zu ihrem Fortkommen keinerlei Hilfe in Anspruch nehmen, die ihren Schirm fest fassen, die alles, was an ihnen Neigung zum Davonfliegen haben könnte, zum Schleppen und Schleifen und Flattern, ener-

gisch an sich drücken und dann vorwärtstappen durch Nässe, Wind und Regen.

Eine sonderbare Sache ist es mit solch einer Ausstellung! Die tausend und abertausend Bilder hängen da, hübsch geordnet in schönen goldenen Rahmen. Jedes einzelne ist getragen von einer Welt von Hoffnung und Sorge, bis es an seinen Platz gelangt, und ist dann in der Masse verschwunden wie ein Tröpfchen Wasser im Meere, wie eine Schaumblase, in der sich ein Stück Himmel und Erde spiegelt; eine kurze Weile glänzt sie, dann zerstiebt sie, eine kleine Spanne Zeit, und der Wind ist über den Farben zurückstrahlenden Schaum hingegangen — und von der Herrlichkeit ist nichts zurückgeblieben.

Auf manches Gemüt mag eine solche moderne Massenausstellung einen wunderlichen Eindruck machen. Der ungeheure Abstand zwischen Hoffnung und Erfüllung, zwischen Schätzung und Wert, zwischen Streben und Leistung, tritt hier grell entgegen, unerfreulich und nirgends so kräftig wie hier, denn wo Kunst die Hand im Spiele hat, scheint auf dieser Welt alles doppelt gesteigert, Hoffnung und Zweifel, Sieg und Niederlage. Die Kunst ist eine Welt für sich, die Menschen hervorbringt, denen es nicht genug ist, sich mit den gewöhnlichen Sterblichen vor Unglück, Tod und Krankheit zu fürchten, denen es nicht genug ist, nach einem ruhigen Einkommen, guter Nahrung, guten Freunden zu streben, sondern die mehr als Tod brauchen, um sich zu entsetzen, mehr als Glück und Gewinn, um sich zu erfreuen, mehr als den Glauben an ein ewiges Leben, um unsterblich zu werden, die mit einem Wort arme Narren sind, da ein mächtiges Verlangen wohl nie oder selten von Befriedigung gedeckt wird. — Daher ist die Kunst das wahre Reich der Enttäuschung, und eine moderne Kunstausstellung, so farbenstrahlend, vielgestaltet sie auch sein mag,

so sehr jedes einzelne mit dem Streben nach Dauer und Bestand geschaffen wurde, wird von jeder vorüberstreichenden Stunde aufgesogen wie der Meeresschaum von der Sonne.

In einer Gemäldesammlung alter Meister haben sich Wassertropfen, die die Schöpfung widerspiegeln, gleichsam zu Edelsteinen krystallisiert; es hat in diesen Werken das Höchste, wonach wir hier auf Erden streben, Dauer gewonnnen. Nachdem Hunderte von Fluten ihren Schaum an den Strand gespritzt haben, funkelt vielleicht einmal zwischen Millionen vergänglicher Tropfen ein Edelstein, der weiter glänzt, wenn Schaummassen über Schaummassen verweht sind. Daher wirkt die Sammlung alter Meister in dem Maße beruhigend, wie die neuer Erscheinungen uns wahrhaft durchströmt erscheint von Unruhe, Gleichmutslosigkeit, Furcht und Sorge, dem ganzen alltäglichen Jagen und Rennen, das dem gesamten Menschengeschlecht eigen ist.

Wenn das Auge an langen Bilderreihen hinschweift, bleibt es vielleicht an einem Werke haften, das anzieht, je mehr und mehr man darauf blickt. Es tritt mit einem Sprung in unsre Wahrnehmung ein, läßt sich nicht so ohne weiteres beurteilen und erfassen. Es stößt uns vielleicht in mancher Hinsicht ab, zieht darauf doppelt an, ist fremdartig und doch bekannt, ist einfach und doch geheimnisvoll, verrät Können und Wissen und prägt sich uns ein, sympathisch oder weniger sympathisch, je nachdem es unsrer eignen Natur nah oder fern steht.

Aber auch die viel versprechende Begabung eines noch im Emporstreben begriffenen Künstlers ist in dem Maße gefährdet, wie das Leben eines Menschen mitten in der Schlacht, wo in jeder Minute Verstümmelung und Tod droht.

So mögen ungefähr die Gedanken sein, die sich einem

oder dem andern aufdrängen bei dem Besuch der neuen großen Gemäldeausstellung, zu der es von allen Seiten durch Regen und Wind, durch schlüpfrige Straßen und Gassen gezogen kommt.

* * *

Jetzt eben tritt ein junger Mann aus dem Ausstellungsgebäude. Er hebt den Kragen hoch, spannt den Schirm auf — und sogleich wieder zu, denn der Wind, der um die Ecke kommt, macht geradeswegs Anstalten, den Schirm gefährlich zu packen. Er drückt sich den Hut fest in die Stirn, geht vorwärts und schaut nicht nach rechts noch links.

Ehe er aber noch fest in Gang kommt, hält in seiner Nähe ein eleganter Wagen, und ein älterer, vornehm aussehender Mann beugt sich zum Fenster heraus, versucht die Thür selbst zu öffnen, ehe der Diener noch vom Wagensitz springen kann, und ruft mit lebhafter, frischer Stimme dem Vorübereilenden nach: „Schmidt, Schmidt! Hans L. Schmidt, hören Sie nicht! Sehen Sie nicht! Halten Sie doch!"

Der wie aus Nachdenken erwachende junge Mann blickt erstaunt um sich und gewahrt den Herrn nicht sogleich, der ihm zuwinkt.

Endlich treffen sich beider Augen und Hans Ludwig Schmidt grüßt höflich und tritt auf den Wagen zu.

„Nun, wie geht's, wie steht's? Man sieht Sie ja nie! Kommen Sie mit?" wurde ihm lebhaft entgegengerufen.

„Wohin?"

„In die Ausstellung."

„Aus der komme ich eben."

„Thut nichts, gehen Sie nur mit, ich halte mich nicht lange auf. Wir frühstücken dann miteinander!"

„Wenn es sein muß," sagte Hans Schmidt. Damit folgte er dem Geheimerat in den Wagen, der die beiden noch die kleine Strecke Wegs bis vor das Ausstellungsgebäude rollte.

Beim Eintritt sagte der Geheimerat zu Hans Ludwig Schmidt gewendet: „Ich komme eigentlich, um mich umzusehen, was unser alter Freund Obrist endlich wieder zu stande gebracht hat. Es sind ja wohl ihrer sechs, sieben Jahre, daß er fehlt. Ich bin recht begierig — Sie haben es gesehen — was halten Sie davon?"

Hans Schmidt schien die Frage überhört zu haben, ging wie wir ihn schon haben gehen sehen, ernst und gedankenvoll neben dem Geheimerat her.

„Schlecht aufgelegt!" sagte dieser und legte die Hand auf Hans Schmidts Schulter — „Sie alter Holsteiner aus echtem Schrot und Korn — was fällt Ihnen ein, kopfhängerisch zu werden — wohl gar nervös und übernächtig?"

Hans Schmidt blickte treuherzig aus den Augen; um seinen hübschen geschwungenen Mund spielte ein Lächeln, wie es kräftigen, gutartigen Personen eigen ist. Er reckte seine feste, gedrungene Gestalt langsam, während er die Thüre öffnete, und antwortete: „Das hat bei mir keine Not."

„Wohl Ihnen," sagte der Geheimerat scherzhaft; „aber schlecht aufgelegt sind Sie doch."

Jetzt traten beide ein in den ersten Saal. Gerade vor den Eintretenden hingen Bilder in mächtigsten Dimensionen und hellster Beleuchtung und goldstrotzenden Rahmen und nahmen gleich die ersten Blicke gefangen.

Sie blieben vor diesem und jenem stehen, der Geheimerat blickte bei den Bildern, die von Beschauern am meisten umdrängt waren, den Leuten über die Achseln und

sagte: „Zucker — Zucker" bei dem einen, oder „Ja — ja, ja, ja" bei dem andern. „Merken Sie sich's, Hans L. Schmidt, wo die vielen Leute stehen, da gibt es für Sie zu lernen!"

Sie gingen eine Weile miteinander, der Geheimerat umherschauend von einem zum andern, nicht besonders wissensbegierig. Er hielt seinen ersten Spaziergang in der Ausstellung und sagte: „Den muß man leichtsinnig machen, — das sind mir die Rechten, die das Gute suchen — und danach umherschnüffeln; das Gute muß uns suchen, muß einen Schlingel, der sich den Kuckuck danach schert, von unversehens packen und halten. — Wenn mich bei dem ersten Spaziergang nichts fesselt — bon — dann mache ich einen zweiten, und wenn sich dann bei mir nichts bemerkbar macht, mag die ganze Ausstellung der Teufel holen. Sagen Sie mir nun aber, wo hängt Obrists Bild, Sie haben es doch gewiß schon aufgestöbert — ich habe schon vorhin gefragt, was Sie davon halten?"

„Ich weiß, wo es hängt," sagte Hans Schmidt gleichmütig.

„Nun gut, also gehen wir — und das Ihrige, das kleine Flachlandbild, wo haben sie Ihnen das hingesteckt?"

„Das," sagte Hans Schmidt, „haben wir gleich hier in nächster Nähe, da, hinter Ihnen hängt es —"

„Nun, wo denn, ich dächte nicht," sagte der Geheimerat und überflog mit einem Blicke die Wand.

„Doch," erwiderte der junge Mann; „aber das Flachlandbild ist es nicht — es ist ein andres."

Der Geheimerat trat näher hinzu und rief, während auf seinem rötlichen, von grauem kurzen Bart und Haar umrahmten Gesicht eine lebhafte Veränderung vorging — „Hol — dich dieser und jener! Der Viererzug ist's, der Viererzug im Nebel! Prachtkerl! Hans Ludwig Schmidt,

das haben Sie gut gemacht!" Hier faßte der Geheimerat des jungen Künstlers beide Hände und schüttelte sie kräftig.

Darauf trat er wieder auf das kleine Bild zu und betrachtete es schmunzelnd, die Hände auf den Rücken gefaltet. —

„Hans Ludwig Schmidt," sagte er bedächtig, „in Ihrem Bild ist Leben und Poesie und Dampf, es brodelt wahrhaft. Nebel, Vieh und Dungwagen lassen es sich angelegen sein, und der Wind thut sein Teil dazu — es ist eine köstliche Bewegung in dem Bildchen. — In der That, Hans Schmidt, Sie haben Ihre Sache gut gemacht. — Bleiben Sie ein so prächtiger, gesunder Junge, wie Sie sind — und schlagen Sie ein — das Bildchen ist mein — wenn es Ihnen recht ist —"

Ueber Hans Ludwig Schmidts Gesicht zog ein zufriedenes Lächeln. Das war das Glück, was ihm zulief — ganz unvermutet.

Die beiden schauten noch miteinander das Bild an, der Geheimerat hob dies und jenes hervor und sagte immer wieder von neuem, daß es ein kleines gutes Werk sei, an dem er nichts zu tadeln finde. —

„Ich finde nichts, ich bin ganz einverstanden. Ich stecke mit Ihnen und Ihrem Viererzug, wenn ich das Ding recht betrachte, mitten im nassen Ackerland auf der Hochebene im Oktober in Nebel und Wind. — Ich sehe, wie der Schimmel vorn im Brodel zu verschwinden scheint, wie sein Kopf seitwärts daraus auffährt, wie er aus den Nüstern bläst — und ich vergnüge mich damit. Es ist ein naives, lebendiges Ding. Nun, und noch einmal die Hand darauf, es ist also mein Eigentum?"

„Das ist es, wenn Sie es wollen," sagte Hans Ludwig Schmidt trocken aber befriedigt.

Hans Schmidt wußte sehr wohl, daß sein Viererzug nicht zu verachten war und daß er den glücklichen Verkauf nicht als eine Gnade aufzufassen brauchte. Er wiederholte noch einmal ruhig: „Das Bild ist Ihr Eigentum und ich danke Ihnen."

„Ja, ja, mein Junge," sagte der Geheimerat freundlich. „Ich will Ihnen eins sagen: Danken Sie mir, daß ich Sie damals vor neun Jahren, als Sie hier ankamen, zu Obrist gewiesen habe und zu keinem andern. Damals schrieb ich Ihrem Vater, daß Obrist der Mann für Sie sei, er solle mir darin vertrauen, und Sie haben es nicht zu bereuen gehabt. — Er war ein herrlicher Mensch," fuhr er fort „und Sie haben seine besten Jahre mit ihm durchgemacht. — Schade — schade — jammerschade!"

Der zufriedene Ausdruck in Hans Schmidts ruhigen Zügen entwich und machte wieder dem Ernste von vordem Platz.

Sie gingen weiter.

„Hier, — hier ist sein Bild," sagte Hans Ludwig Schmidt.

„Ja, du allmächtiger Gott! — Was ist denn das?" rief der eifrige Mäcen. „Was fällt ihm denn ein!"

Der Geheimerat rückt sich das Augenglas zurecht, tritt ein paar Schritte vor, ein paar Schritte wieder zurück, schüttelt den Kopf, macht mit seinen beweglichen, schmalen Lippen ein Rüsselchen der Verwunderung und Befremdung, wie das bei überraschenden Gelegenheiten seine Art war, und murmelt wieder und wieder, ganz in den Anblick versunken: „Was ist denn das? — Was ist denn das?" Ja, es war eine sonderbare Sache, die da vor den beiden Beschauern hing, eine Landschaft, unsicher phantastisch, man glaubte über farbenbrennende ausgedehnte Herbstwaldungen zu sehen. Felsen von schroffen, wilden Formen, ein düster blaues

Meer schlug an die farbenreichen Gestade — aber wie schon gesagt — man glaubte dies alles zu sehen; alles tauchte auf wie aus einem Nebel von Unbestimmtheit — alles war nur flüchtig, wenn auch reizvoll, angedeutet. Ueber dem Ganzen aber lag schwer ein düsteres Wolkengebilde wie eine dunkle, menschliche, ringende Gestalt, und der Schatten davon zog über die geheimnisvolle Landschaft. —

Das Bild hatte etwas Erschreckendes. In der Ausführung etwas Ungezügeltes, Unerfreuliches. — Man spürte dem Ganzen an, daß, nachdem sich genügt war, die Idee auszudrücken, die Ausführung gleichgültig, ohne Hingebung betrieben worden war.

„Und daran," sagte der Geheimerat, „hat er volle fünf Jahre gemalt — der Unglücksmensch!"

Der Geheimerat betrachtete von neuem kopfschüttelnd das Bild.

„Man sollte meinen, das Machwerk stamme von einem alten, abgelebten Menschen, und nicht von einem, der in vollster Lebenskraft stehen müßte und der ein so geschüttelt und gerütteltes Maß von Begabung mitbekommen hat wie Obrist. Aber es ist kein Verlaß auf euch Künstler! Davon kann einer reden, der wie ich hin und wider ein warmes Interesse für einen von euch gefaßt hat. Für Obrist hätte ich die Hand ins Feuer gelegt, daß etwas Großes aus ihm würde." Indem er dies aussprach, trat noch ein Maler zu den beiden vor das Bild. Er trug einen erbsgelben hellen Ueberzieher und hielt sich steif und wichtig. Man sah ihm den Künstler nicht an. Er war Tiermaler und hauptsächlich hatte er sich den Schönheiten und Vorzügen des Rindviehs zugewendet. Er begrüßte äußerst ehrerbietig den Geheimerat, in dessen Person er den Besitzer eines sehr ansehnlichen Vermögens und die seltene Eigenschaft eines Menschen, Bilder hin und wider

zu kaufen, kannte. Er allerdings war durch die eigentümliche Beanlagung des Geheimerats noch nicht beglückt worden; aber was nicht ist, kann noch werden.

„Nun, dacht' ich's doch, Sie stehen auch davor!" sagte der Angekommene ehrbar. — „Ein tolles Ding — eine sonderbare Lufterscheinung. — Hä — was sagen Sie? Wenn die Leute doch das Sinnreiche in der Malerei lassen wollten."

„Ja so," sagte Hans Schmidt in einem Ton, dem man die geringe Sympathie für den Erbsgelben anhörte.

„Ich bin der Ansicht," fuhr jener fort, „daß die Idee nicht zur Malerei gehört, sie ist zur Not mit hinzunehmen, meinetwegen als Zugabe, wenn es durchaus sein soll und die Sache danach ist. Hier aber kann man doch schwerlich sagen, daß dies der Fall sei."

Es traten noch mehrere hinzu, welche das vordem unbeachtete Bild jetzt dem Geheimerat zuliebe einer gründlichen Kritik und Betrachtung unterwarfen.

Man wußte allgemein, daß dieser einige frühere Gemälde dieses Künstlers besaß, und daß Obrist vor Jahren des Geheimerats Schützling war.

Sie sprachen lebhaft weiter über den Künstler und das Gemälde, einige mit Bedauern, andre mit Gleichgültigkeit.

Der gelbe Tiermaler sagte: „Obrist ist mein guter Freund; er ist mein intimer Freund, aber ich muß bemerken, daß es schwer hält für einen Menschen, der die Kunst nicht, wie Obrist es thut, als eine Laune behandelt, der man sich hingibt, um sie ein andres Mal beiseite zu lassen, noch freundliche Gesinnung und Interesse übrig zu behalten, wenn man seine Haltlosigkeit und Lässigkeit mit ansieht."

Der Erbsgelbe schien von außerordentlicher Pflichttreue beseelt zu sein.

„Er ist krank," erwiderte Hans Schmidt kurz, der sich bis dahin vollkommen schweigend verhalten hatte.

„Ah was, krank! Ein tüchtiger Kerl ist nicht krank," sagte der Tiermaler wegwerfend.

„Das ist eine ganz gute Bemerkung," meinte Hans Schmidt. „Eine Bemerkung kann man sehr leicht aufstellen, wie zum Beispiel: ein Ochse lacht nie. Das ist auch eine Bemerkung."

„Wie ist das zu verstehen, Herr Schmidt?" fragte der Erbsgelbe irritiert, der diesen Ausspruch in einem dunkeln Drange und im Bewußtsein seiner Spezialität auf sich bezog.

„Wie das zu verstehen ist?" fragte Hans Ludwig Schmidt, „als einfacher Satz genau wie der: ein rechter Kerl ist nie krank. Oder haben Sie schon einmal einen Ochsen lachen sehen?"

Der Tiermaler im gelben Ueberrock lächelte hoheitsvoll, — aber der gute Hans Ludwig Schmidt hatte eine sonderbare Art, die Leute mit vollkommen bedeutungslosen Aussprüchen aus der Fassung zu bringen. Ein junger neugebackener Kunstschüler, der sich bei der Gruppe mit eingefunden hatte und sich das Bild mit Kennermiene beschaute, sagte im männlichsten Erstaunen: „Daran also hat der Mensch sechs volle Jahre gearbeitet."

„Ja, mein Sohn," erwiderte der Geheimerat. — „Wenn es Ihnen gefällt, sehen Sie sich bei mir einmal seine Bilder an, die er vor diesem gemalt hat. Mit diesen Bildern hat er meines Erachtens mehr gethan, als hier alle zusammen. Es ist keiner darunter, der sich mit ihm messen könnte. — Keiner. — In einer stillen Stunde sehen Sie sich das Bild hier aufmerksam an, und Sie werden manches daran finden, was Ihnen zu denken geben könnte."

„Nun sagen Sie mir aber, bester Freund," begann

ein würdiger Bekannter des Geheimerats, ein Oberst a. D., „was fehlt dem Menschen eigentlich? Er hat im Anfang brillant reüssiert, außerdem hat er Glück gehabt: gut verkauft." Der Sprecher wies mit einer höflichen Handbewegung auf den Geheimerat. „Außerdem hat er geheiratet, eine vorzügliche Person, eine talentvolle Künstlerin, mir sehr sympathisch, resolut, geschickt, amüsant. Sie haben auch Kinder, ich dächte hübsche Kinder. Und bei alledem sagen Sie, bester Freund, geht der Mensch zu Grunde, oder besser gesagt, ist zu Grunde gegangen. Wenn ich denke — diese prächtige Frau!"

„Eine gute, vortreffliche Frau," sagte der Geheimerat. „Was geschehen ist, läßt sich nicht ändern. — Weshalb hat der Mensch geheiratet? — Feuer im Herzen, Rauch im Kopf."

„Stellen Sie sich vor, wenn ich Ihnen eine kleine Anekdote erzähle, wie wohl Obrist gethan hätte, hübsch allein zu bleiben, wenigstens noch Jahr und Tag.

„Er ist mit Arbeit beschäftigt, steckt in seinem Atelier von früh bis abends, ein paar Tage lang treibt er es so, sagt mir, daß er glücklich sei über zusammenhängend gute Stimmung, so nannte er's. Er ist ein Mensch, nebenbei gesagt, aus lauter Stimmung zusammengesetzt. Also er hat eine Zeitlang gute Stimmung — da kommt er eines Tages, am Vormittag ganz verzweifelt bei mir an und ich frage: ‚Nun, Obrist, was ist Ihnen?'

„‚Mir? — Nichts,' erhalte ich zur Antwort.

„Darauf Schweigen.

„Ich bin in Wahrheit besorgt, was dem armen Teufel fehlt, und frage noch einmal.

„Darauf sagt er mir, daß er in der Arbeit gestört worden sei, er habe eine neue Wirtschafterin und diese entsetzliche Person hatte ihn zur ungelegenen Stunde zweimal danach gefragt, was er zu essen wünsche — und weg

war die gerühmte Stimmung, und er geärgert und mißlaunig.

„Dergleichen habe ich nicht einmal, sondern zwanzigmal mit ihm erlebt. Nun frage ich Sie, wie kann ein solcher Mensch, der sein Talent behüten muß wie ein Ei ohne Schale, sich in das Durcheinander der Ehe stürzen? — Ein Mensch mit Vernunft!

„Und zudem kam er noch auf die Idee, gerade die Anna Howart zu heiraten. — Er lernte sie sogar bei uns kennen. Hier drüben, gleich uns gegenüber, hängt auch ein Bild von ihr. — Sehen Sie: verkauft."

Man trat näher. Es war eine Art Stillleben, ein roter Samtvorhang, ein Korb mit Eiern in Stroh, ein Bauer mit Rotkehlchen und zerbrochene Resedatöpfe, ein tolles Durcheinander, plastisch und reizvoll in den Farben, durchaus nicht ohne Begabung gemacht, als Bild — oder Ofenschirm — und verkauft.

„Natürlich," sagte Hans Schmidt. „Weshalb nicht gleich auf Flanell gemalt als Bettdecke oder Unterrock!"

„Sie hat von ihm gelernt, gewiß; sie hat unter seiner Leitung Fortschritte gemacht; ihre Sachen sind nicht übel," sagte der Geheimerat — „trotzdem wäre es mir fast lieber, sie hätte sich darin mehr zurückgehalten. Der Mann kommt zu kurz, wenn die Frau Gott weiß was für Dinge im Kopfe hat. Es gibt Unruhe und Versäumnis im Haus und es ist immer bedenklich."

„Gehen Sie," sagte der Oberst, „soll so eine hübsche, frische Frau, wie die Anna Howart, darum, weil sie das Unglück hatte, einen schwachen Charakter zu heiraten, dessen Fähigkeiten ein Windhauch umbläst, ihr Licht unter den Scheffel stellen und verkümmern, so ein Mädel wie die Anna Howart war! Nimmermehr! Es ist auch noch die Frage, um wen es am meisten schade ist, um den Monsieur

Künstler, der mit Müh und Not ein paar Bilder zu stande bringt, für einige besonders Auserwählte, die ihn zu schätzen wissen, oder um die lebenslustige, kräftige Frau, die ihren Kindern eine gute Mutter ist, die nebenbei durch ihre Kunst kein geringes Stück Geld verdient, — was sag ich, die nicht nur ihren Kindern eine gute Mutter ist, auch noch den fremden Kindern, die sie bei sich aufgenommen hat. Wenn ich nicht irre, die drei Rangen ihres verstorbenen Bruders."

„Jawohl," sagte Hans Schmidt, „drei Rangen."

„Kommen Sie einmal in das Haus," fuhr der Oberst fort, „eine Glückseligkeit in allen Ecken; alle Augenblicke ein Familienfest, ein Geburtstag, ein Ausflug, da führen sie auf, Gott weiß was! Es ist immer etwas los. Sie haben auch Landwirtschaft im Hause."

„Ja wohl," unterbrach der Geheimerat und fuhr in dem loberfüllten Ton des Oberst a. D. fort: „Sie malt in seinem Atelier und pfeift dazu und gibt Haushaltungsbefehle durch die Thüre, ruft von der Staffelei aus, oder läßt sich fünfundachtzigmal von diesem und jenem etwas fragen — ist immer obenauf und arbeitslustig. Alles singt und lärmt und freut sich im Hause. — Nur schade, daß die ganze singende, lärmende Wirtschaft über einen armen Teufel hingeht."

„Bravo," rief der Oberst a. D. „Ich erkenne meine Anna Howart wieder! Die ist sich treu geblieben. So eine Natur läßt sich nicht unterdrücken!"

„Ja, ja, ja," sagte der Geheimerat. Weshalb hat er übrigens nur so kurze Zeit das Atelier außer dem Hause behalten? Das war doch das einzige richtige."

„Muß doch nicht gewesen sein," erwiderte Hans Schmidt. „Er war viel leidend, konnte wochenlang nicht ausgehen — und dann diese unpraktischen Leute! — Er kam nie zu einem vernünftigen Essen — die zu Hause machten es,

wie sie konnten, und er, wie er es konnte, und so kamen sie in nichts zusammen. — Es war eine ewige Wirtschaft — eine ewige Einrichterei — ein Versäumen und Hetzen und eine Unruhe, daß einem selbst angst und bang dabei wurde — — — eine ganz tolle Gesellschaft!"

Jetzt hatte der Geheimerat sich wieder zu Obrists Bild gewendet. — „Um den ist's ewig schade!"

Und während er dies noch sprach oder kaum ausgesprochen hatte und ein eigentümlich weicher Zug seinen Mund umspielte, stand Hans Schmidt an seiner Seite und sagte murmelnd, flüsternd, so daß es niemand außer ihm hören konnte, auf eine befangene, fast ungeschickte Weise seine Hand auf die des Geheimerats legend: „Herr Geheimerat, helfen Sie ihm doch — helfen Sie!"

„Das ist leicht gesagt! Aber wie hier helfen, mein Junge?" Die Beiden traten abseits von der Gruppe zu einem andern Bilde.

„Mit Geld ist hier nichts gethan, mein guter Freund!"

„Nicht mit Geld, nicht mit Geld," flüsterte Hans Ludwig Schmidt. „Es steht in Wahrheit schlimm um ihn, schlimmer als ich es je jemand außer Ihnen zugeben würde. Es ist so eine Willenslosigkeit in den Menschen gekommen, so eine Gleichgültigkeit — dazu treibt er Philosophie — es ist nicht mit ihm zu reden. Ich kann es Ihnen nicht beschreiben, was es ist. Ich weiß es selbst nicht. Ich bin eine andre Natur als er. — Ich habe ihn auch lange nicht oder nur hin und wider gesehen. Er hat nicht nach mir verlangt — und ich fühle mich von ihm zurückgestoßen, so sind es jetzt an die zwei Jahre, daß wir außer Verkehr stehen. Ich kann sagen: er hat sich verloren. — Seine Arbeiten sind nicht mehr seine Arbeiten. — Und nun trete ich heute morgen vor das Bild — zum ersten Male. — An seine Staffelei läßt er keine Menschen=

seele. — — Sagen Sie selbst — welche Unsicherheit in allem und jedem, welche Ueberreizung! — Das ist Obrist nicht mehr! — Und er ist es schon lange nicht mehr! Es handelt sich hier nicht um eine schlechte Stimmung —"

„Das, was helfen kann, bester Junge, muß aus ihm selbst kommen!"

„Denken Sie doch, Herr Geheimerat! Wie soll aus einem kranken, willenlosen Menschen der Entschluß, energisch zu sein, kommen? Wie kann ohne Energie Energie erworben werden?"

„Ja, was ist aber zu thun?"

„Laden Sie ihn ein, Geheimerat, fürs erste nur das."

„Einladen? Was soll das helfen? Zudem kommt er doch nicht."

„Er kommt, dafür lassen Sie mich sorgen."

„Nun und dann?"

„Dann wollen wir einen Abend aus alter Zeit zusammen verleben. Laden Sie doch noch die Gwendolen ein. — Er kann sich dann seine alten Bilder bei Ihnen ansehen. Er soll sie sich ansehen."

„Sie sagten mir, daß Obrist seit Jahren draußen in Schöneberg sitze," begann der Geheimerat, „und außer seiner Familie niemand sehe. Sie sagten auch, daß er schwer nervenkrank sei, also wenn Sie ihn auch durch Ihre Mittel bestimmen, den Abend zu uns zu kommen, — wir sind uns, nebenbei gesagt, vollkommen fremd geworden — wie stellen Sie sich vor, daß es auf ihn wirken soll? Ein Mensch, der sich verloren hat, der zurückgegangen ist wie Obrist, der schwer nervenkrank und ohne Glauben an sich selbst ist, was denken Sie, welchen Eindruck auf ihn ein solcher Abend machen würde, wie der, den Sie beabsichtigen? Meines Erachtens, wenn Obrist mit klaren Blicken wieder vor seinen Bildern sitzt, sieht, was er war

und was er jetzt ist — ich möchte die Verantwortung nicht auf mich nehmen. Ich möchte es mir noch einmal überlegen — und hätte beinahe Lust, einen Arzt darum zu fragen, der ungefähr die Wirkung berechnen kann."

„Ach was," sagte Hans Ludwig Schmidt, „lassen Sie den Arzt beiseite, das hilft unser einen nichts, bei einem Beinbruch wohl, aber sonst nicht. Hier kann vielleicht ein Freund dem andern beistehen."

„Menschen, die sich verstehen, können überhaupt allein nur einander helfen."

„Und glauben Sie mir, so verschieden wir sind, der Obrist und ich, ich kenne ihn und weiß ihn zu beurteilen. Glauben Sie mir, wenn Obrist in seinem letzten Augenblicke erführe, ich hätte ihm dazu verholfen, ich meine, wie die Sachen jetzt stehen, glauben Sie mir, er würde es mir danken."

„Was für ein rabiater Mensch Sie sind, Sie alter, würdiger Holsteiner," erwiderte lächelnd der Geheimerat.

„Meine Ansicht ist," sagte Hans Schmidt ruhig, „daß ein Mensch, der Künstler ist, nur noch mit dem Schicksal, das auf seine Kunst sich bezieht, zu rechnen hat. Ein andres gibt es für ihn nicht mehr. Geht der Künstler zu Grunde, mag es der Mensch auch thun."

Der Geheimerat erwiderte nichts — ging im Saale auf und nieder, beschaute dies und jenes Bild und trat nach einiger Zeit wieder auf Hans Schmidt zu. „Sagen Sie's ihm nur. Welchen Tag denken Sie?"

„Ja, welchen Tag! Wenn ich ihn losgeeist habe, werde ich Ihnen den Tag sagen."

„Gut, versuchen Sie es — und jetzt machen wir uns auf — unser Frühstück verlangt nach uns."

Zweites Kapitel.

Hans Ludwig Schmidt frägt die Anna Obrist, wie es ihrem Mann gehe, und erhält die Antwort, daß er sich wohl befinde. Junge Hühner kriechen aus. Ein Fisch außer Wasser. Hans Schmidt ist erstaunt, daß er eine vernünftige Rede da nicht anbringen kann, wo sie seines Erachtens wohl angebracht wäre. Hans Schmidt wird in die Schulter gestochen. Ein hübsches Kind tritt in das Atelier.

Hans Schmidt fuhr an einem der letzten Märztage in den Nachmittagsstunden durch die Potsdamerstraße. Er stand vorn auf dem Pferdebahnwagen. Die mächtigen Tiere zogen kräftig, die klare, sonnendurchleuchtete Luft strich an ihm vorüber, in den Linden über ihm schimmerte es schon wie keimendes Leben. Es war, als läge ein grünrötlicher Hauch über den Bäumen. So fährt es sich prächtig die Potsdamerstraße hinab. Vor den Blumenläden ist die schöne Ware aufgestellt, ganze Beete von Tulpen, Hyacinthen, Tazetten, von Bienen umschwärmt. In den Lindenspitzen sitzen die Stare, die wandelnde eilige Menschenmasse zieht auf und nieder, reiche Equipagen, Omnibusse, Frachtwagen sausen und rasseln. Alles lebt, alles eilt; aber viele lustwandeln auch, denn die Potsdamerstraße hat nicht das geschäftsmäßige ernste Ansehen sonstiger Straßen. In ihr weht eine besondere Luft, wie in keiner andern; einen lebhaften Verkehr, schöne Läden, schöne Bäume findet man sonst kaum vereinigt wie hier.

Die Straße führt von einem Hauptpunkte der Weltstadt geradeswegs hinaus ins Freie.

Zuerst eine gute Strecke ist sie großstädtisch vornehm lärmend — unmerklich mischt sich etwas Ländliches, Heimliches mit ein — wohlthätig! Es wird stiller, die

Riesengebäude verschwinden, die Häuser werden freundlicher, einfacher, bis hin und wider zwischen Villen unter Grün und Laub das alte märkische Bauernhaus vor uns steht mit seinem langen, hohen Dach, seinen niedrigen Mauern und seiner Reihe kleiner Fenster und seinem Gärtchen davor, und wir sind — in Schöneberg. Dahin führte auch Hans Schmidt der Weg unter den noch unbelaubten Bäumen hin, durch deren Zweige der Märzwind strich.

In Schöneberg steigt er aus und geht den aufwärtsführenden Weg entlang, biegt in eine Seitenstraße ein und steht vor einem ländlich gebauten Hause, das am Ende eines Gartens liegt. Er tritt durch eine eiserne Gitterthür ein, die diesen Garten von der Straße abschließt.

Gänge, mit den noch kahlen Ranken wilden Weins überwachsen, führten rings um den Garten hin. Die Büsche und jungen Bäumchen sind alle frisch beschnitten und die Schnittflächen glänzen golden und rötlich feucht von dem frischen Lebenssaft, der in den Zweigen aufstieg. Die langen Beete waren zum Teil schon umgegraben, Werkzeuge liegen umher, dabei Gartenhüte der ursprünglichsten Form und stark mitgenommen; der eine ohne Krempe, der andre ziemlich ohne Kopf, wieder ein andrer zerschlissen auf irgend eine interessante Art.

Hans Schmidt bleibt vor einem davon stehen, wendete ihn gedankenvoll mit der Spitze seines Schirmes um und scheint ihn genau zu besehen. Er schüttelt den Kopf langsam und bedächtig. — Ein großer Schubkarren mit Dünger und Stroh steht in nächster Nähe und wird auch einer Betrachtung unterworfen. Auf allen Wegen war Stroh verstreut und Teile jener segensreichen Erdnahrung. In einem der Laubengänge war eine rohgezimmerte Kegelbahn angebracht. Kegel und Kugeln lagen, als hätte man

sich ihrer eben bedient, umher. Hans Schmidt ging auch dahin und betrachtete sich die Kegelbahn. Er betrachtete wie gesagt alles und befühlte und untersuchte es mit der Spitze seines Regenschirms.

Zwei Ziegen waren auf einem Rasenplatz angepflockt. Hans Schmidt ging und besah sich auch die Ziegen. —

Er that dies alles ruhig und ernst.

Ein großer Hund kam aus dem Haus gestürmt, stutzte, als er einen Fremden sah, stemmte sich auf die Vorderpfoten und fing an zu bellen. Von diesem Lärm angelockt kam, von hinter dem Hause her, ein Cochinchinahuhn mit nackten langen Beinen und langem Hals herbeigelaufen, und als es dem Vorgang, wie es schien, wenig Interesse abgewinnen konnte, stolzierte es gravitätisch den Weg entlang und zu der Gartenthür hinaus, die Hans Schmidt offen gelassen hatte. Hans Schmidt blickte ihm nach, schüttelte wieder den Kopf und murmelte: „Wo sie wohl alle stecken, sie müssen eben noch hier hantiert haben."

In dem Augenblick drang ein vielstimmiges Rufen und Lachen aus dem Hause. — Wie aus dreißig Kehlen rief es: „Das Huhn ist aus dem Garten, das Huhn ist hinaus, der Gockel ist vor der Thür, die Gelbe, die Lange!" so schrie und rief es durcheinander, und aus der Thür stürzten zuerst zwei Buben mit roten Köpfen, dicken blonden Locken und vor Jagdlust gierigen Augen, ihnen nach ein vielleicht fünfzehnjähriges Mädel und noch ein Mädel und noch ein Mädel — das kleinste vierjährig, ein braunes festes Dingelchen; das jauchzte und schrie vor Lebenslust, darauf ein unternehmender Junge, der einen langen Strick irgendwo in der Eile hatte mitgehen heißen und jetzt bemüht war, im Laufen eine Schlinge zu knüpfen, jedenfalls in der Absicht, das lange gelbe Huhn mit einer Art Lasso zu fangen. Im Laufen griffen einige Glieder des wilden

Heeres nach einem Rechen, einer Schaufel, die mitten im Wege lag, und nahmen sie mit und schrieen und lärmten in vollster Glückseligkeit.

Ihnen nach, nachdem eins nach dem andern aus der Thür gesprungen war, wie die Apostel aus der großen Uhr zu Bern, kam lebhaft, eilig die Stufen herab, die von der Hausthür zum Garten führten, eine hübsche, kräftige, blonde Frau, die einen sonderbaren blauen, faltigen Leinwandkittel trug, der zu ihrem frischen Gesicht gut stand und auch zu ihrem blonden Haar, das sie in einen Zopf geflochten ungekünstelt sich um den Kopf gelegt hatte.

„Ums Himmels willen, Kinder!“ rief sie. „Macht keinen solch gräßlichen Lärm, so fangt ihr ja die Henne nimmermehr! Heinz, Gottlieb, ihr infamen Jungens, wollt ihr wohl!“

Sie lief den beiden Lockenköpfen nach, die zuerst aus der Thür gestürzt waren und jetzt mit Steinwürfen die Cochinchinahenne in die Enge treiben wollten. — Und im Nu war sie draußen auf der ländlichen Straße, hatte die Jungen erreicht, stand mitten unter der schreienden, jubelnden Gesellschaft, hielt einem Schlingel, der in seiner Lebensfreude brüllte, mit der einen Hand den Mund zu, so daß das Bürschchen zappelte und sich sträubte, und mit der andern Hand lockte sie währenddem die Henne, die vor Angst blind und dumm mit dem Kopf vor einem Lattenzaun anrannte, vielleicht in der unwahrscheinlichen Annahme, daß sie ihren knochigen, derben Körper, wenn sie nur wollte, auch durch ein Nadelöhr zwingen könne.

Niemand von allen hatte unsern Freund Hans Ludwig Schmidt bemerkt, der nahe an der Hausthür gestanden und die verschiedenen Personen an sich vorüber laufen gesehen hatte. Auch zwei ältliche, große, hagere Damen beachteten ihn nicht, die eben noch, den andern nach, aus

der Thür eilten. Die eine, wie es schien, die jüngere, sprang lebhaft die Stufen hinab, sie trug einen zusammengewickelten Strickstrumpf, die fünfte Nadel aber stand ihr aufrecht wie ein Spieß in einem dünnen schwarzen Zöpfchen, das sie zu einer kleinen Schnecke zusammengesteckt hatte. Sie lief jugendlich behende der lustigen Gesellschaft zu. Die andre Dame kam würdig nachgegangen und trug vorsichtig einen in Watte gewickelten kleinen piependen Gegenstand in den hohlen Händen, in die sie alle paar Schritte mit großer Energie hineinhauchte.

Diese Beschäftigung verhinderte sie jedenfalls auch, Hans Schmidt zu bemerken.

Die beiden alten Damen hatten sehr faltige schwarze Kleider an, die sie beide, trotz ihrer Hagerkeit, auffallend breit erscheinen ließen. „Blinde Hessen!“ murmelte Hans Schmidt. „Aber so sind sie! Und alle beisammen, die Frau, die Kinder, die Neffen, die Nichten, die Mädchen, die Jungen, die Tanten!“ Hans Schmidt wiederholte sich etwas in seiner Aufzählung. „Ich wollte, sie liefen alle miteinander bis ans Weltende!“ brummte er, machte sich jetzt auch auf und ging den Weg entlang der Gesellschaft zu.

Jetzt standen sie mit ausgebreiteten Kleidern und kehrten ihm den Rücken. Sie schienen die Henne in der Mitte zu haben. Die beiden Tanten, wie schwarze, spanische Wände, hatten die Röcke in erschreckende Dimension gezogen. Die eine besorgte dies selbst mit ihren langen Armen. Die andre aber, die in den Händen das unbestimmte Wesen trug, wurde von den beiden blonden Jungen zu der allermerkwürdigsten Breite auseinander gezerrt. Die lebhafte blonde Frau hielt auch ihren blauen Kittel der Henne entgegen und lachte aus vollem Halse so ausdrucksvoll, so lebendig, so ganz Eifer, Lachen und

Jubeln der Buben und Mädchen fast übertönend, daß Hans Ludwig Schmidt nicht anders konnte, er mußte mit einstimmen.

Da schauten sich alle um, die Arme sanken herab, die Personen standen in ihrem gewöhnlichen Umfang da, die Henne flatterte in diesem günstigen Augenblick, wo sie sich von den breiten Phantomen nicht mehr umstellt sah, auf und lief spornstreichs wieder der offenen Thür zu. Die Kinder, die Tanten, die Frau schrieen, lachten wieder, als sie dies bemerkten — jetzt erst wurde Hans Schmidt begrüßt. Die hübsche blonde Frau steckte sich den Zopf fest, strich sich das Haar aus dem erhitzten lebensfrohen Gesicht und reichte unserm Freund die Hand.

„Wie geht es Obrist?" fragte er und blickte sie an, wie es schien, voller Bewunderung.

Sie sah in dem Augenblicke, wo alles an ihr von Leben durchbebt war, wo um ihren Mund noch das unschuldsvolle Lachen spielte, prächtig aus.

„Heinrich? Dem geht es gottlob ganz gut," sagte sie und blickte in das goldige Schimmern und Gewoge der Abendsonne, die in den ersten Frühlingsmonaten die Luft zu durchsichtigem Golde wandeln kann.

„Es geht ihm gut?" wiederholte Hans Schmidt. —

„Nun, so wie immer, nicht *ganz* gut," war die Antwort, die sie ruhig und heiter gab.

„Sie kommen doch natürlich mit hinauf? Kommen Sie nur, es ist gut, wenn Heinrich einmal einen vernünftigen Menschen sieht. Sie waren auch lange genug nicht da — wie ist denn das? Eine Ewigkeit nicht! Seit Jahr und Tag nicht!"

„Mangelt's ihm an vernünftigen Leuten?" fragte Hans Schmidt lachend.

„Freilich," dabei überblickte sie die ganze Gesellschaft,

„uns kann man Gottlob nicht dazu rechnen — und sonst sieht er niemand.“

„Das sollten Sie doch nicht zulassen, Frau Obrist.“

„Zulassen oder nicht, jeder Mensch bleibt, wie er ist. — Wollt ihr wohl die Thür schließen, ihr Schlingel, soll denn die Henne wieder hinaus!“ unterbrach sie die Antwort auf Hans Schmidts Frage.

„Hier,“ rief sie weiter, „nehmt eure Hüte und den Schubkarren fort! Damit laßt es nur heute abend sein; ihr macht mir sonst Dummheiten!“

„Wir haben eine ganz hübsche Landwirtschaft beisammen,“ sagte sie zu Hans Schmidt gewendet. „Ich kann es nicht leiden, wenn die Kinder vor lauter Lernen der Natur fremd werden. Bei meinen soll das nicht der Fall sein; aber man hat eine heillose Mühe dadurch, und ich weiß manchmal nicht, woher die Zeit nehmen!“

Jetzt gingen sie miteinander die Treppe hinauf, die Tanten und ein Teil der Kinder folgten.

„Er ist im Atelier,“ sagte die Frau.

„Bitte,“ erwiderte Herr Schmidt, „da wollen wir ihn doch nicht stören.“

„Wir stören nicht, kommen Sie nur!“

Sie öffnete die Thür zum Atelier. Die älteste Tante, mit dem in Watte gewickelten Geschöpf in der hohlen Hand, das sich als junges Hühnchen entpuppt hatte, trat zuerst als Respektsperson ein. Die andre folgte, die Kinder folgten, die Frau und Hans Schmidt als die letzten. Da waren sie alle im Atelier, einem großen Raum mit einem einzigen hohen und breiten Fenster. Es war schon dämmerig, denn das Fenster hatte man zum Teil verhängt und die Sonne war am Untergehen.

„Heinz,“ rief die Frau, ehe Hans Schmidt eingetreten war, „hier kommt Besuch.“

Von einem mit Teppichen belegten Lager erhob sich eine Gestalt, ein Mann von über vierzig Jahren mit dunklem, lockigem Haar und nachlässig gekleidet, ganz er- erregt und verwirrt, wie aus dem Schlaf geweckt.

„Anna, was denn? wer denn?" fragte er flüsternd und hastig. „Weshalb sagst du's nicht eher?"

„Weshalb denn, Heinz? Da ist er ja schon. Es ist der Hans Ludwig Schmidt."

„Gleich, gleich," flüsterte der aus seiner Ruhe Aufgestörte. „Gib mir meinen Rock."

„Wo ist er denn?" fragte sie.

„Wart einmal," sagte er nachdenklich. „Ich weiß schon, laß nur. Geh, führe Schmidt herein, was fällt dir denn ein, laß ihn doch nicht warten," sagte Heinrich Obrist hastig, mit der Unruhe, die einem zurückgezogen lebenden Menschen eigen ist, wenn ein unverhoffter Besuch sich melden läßt.

In demselben Augenblick trat Hans Schmidt über die Schwelle.

„Treten Sie die Küchel nicht tot!" rief Frau Anna lebhaft und lachend und hielt mit einem schnellen Griff Hans Schmidt an der Schulter zurück, ehe dieser noch Obrist die Hand gereicht hatte.

Und jetzt bemerkte dieser, daß um das Lager, auf dem sein Freund gelegen, kleine gelbe Hühnchen krabbelten und piepten, Dinger wie gelbe Flocken, eben aus dem Ei gekrochen. Ueber einem Nachtlichte, in einem Gefäß mit Watte gefüllt, lagen Eier, aus denen noch Hühnchen kriechen sollten. Eins war schon angepickt und ein Krällchen schaute heraus und das Tier im Ei zappelte und rückte, um die Schale vollends zu zersprengen.

„Eine ganze Brutanstalt!" sagte Hans Schmidt trocken.

Heinrich Obrist lachte verlegen laut auf, schob einen

Stuhl zurecht und bat Hans Schmidt, sich zu setzen. — „Nun kommst du einmal?“ sagte er.

„Sonderbare Frage!“ erwiderte Hans Schmidt ruhig.

Inzwischen hatten sich die Tanten, die Frau und die Kinder um die beiden Maler gruppiert, einige saßen, andre standen, die Tanten strickten und ein paar Kinder machten sich flüsternd und kichernd mit den jungen Hühnchen zu schaffen — sonst war Stille im Zimmer. Niemand schien den Anfang zu einer regelrechten Unterhaltung zu finden.

Endlich unterbrach die älteste Tante würdig und zierlich das Schweigen, indem sie sagte: „Ich glaube zu erraten, was Sie zu uns führt. Sie haben jedenfalls auch von dem glücklichen Verkauf auf der Ausstellung gehört.“

„Von welchem Verkauf — was denn?“ fragte Hans Schmidt augenblicklich verwirrt.

„Nun, Annas Bild,“ erläuterte die Sprecherin verwundert.

„Gewiß,“ sagte er, „das sind wir ja schon längst gewohnt.“

Frau Anna schaute lachend auf und sagte: „Daß es verkauft ist, ist das Gute daran, je unsinniger, je besser glückt's! Wenn Sie wüßten, wie ich das Ding — na!“ Und wieder lachte die Frau — und die Kinder fielen mit Lachen ein, und die Tanten lächelten beide wohlgefällig.

„Nun, wie denn?“ fragte Hans Schmidt.

„Erzähle es nur,“ sagte Heinrich Obrist, „damit er vor deinem Glücke Respekt bekommt.“

„Also, wollen Sie's hören?“ Sie sprach immer lachend, wenigstens mit lachenden Augen, schob bald den einen Buben, bald den andern, der sich an sie drängte, zurück, beobachtete die übrigen, die sich mit den Hühnern

zu schaffen machten, und erzählte zwischen durch: „Ich laufe eines Tages hier im Atelier umher, mit der Palette in der Hand, die Leinwand ist schon aufgespannt, ein neues Bild soll angefangen werden — aber wie ich auch alles in mir umwende und dreh', es fehlt mir das Beste, die Idee. Es reimt sich, hört ihr's Kinder, ein ganz hübscher Vers, merkt's euch!"

Eben wollten die Kinder, wie es schien, den Vers im Chorus nachsprechen, da erhob sie den Arm, fuhr mit der Hand dem Bürschchen, das ihr am nächsten stand, übers Gesicht und rief: „Pst — ruhig — da!"

„Also ich gehe hin und her und mache Heinrich den Kopf warm; bei mir wird nun einmal nie ein Bild ohne Skandal begonnen und zu Ende gebracht. Im Anfang macht er immer Einwendungen gegen meinen Plan, und ich bin verzweifelt und außer mir, bis ich jedesmal sehe, daß er recht hat — und zu Ende, wenn ich denke, daß alles fertig und lange gut ist, da setzt er mich wieder hin, damit ich tausend Aenderungen mache, natürlich gibt es dann immer erst recht Streit, bis ich mich wirklich dazu entschließe, wieder umzuwerfen und zu ändern. — Und wissen Sie," rief Frau Anna lebhaft und stand auf, „wie ich auf diesen Menschen, den Obrist eifersüchtig bin! Ich könnte ihn manchmal umbringen, wenn ich sehe, wie er mit einem Strich und ohne Mühe das macht, wobei ich mich halb zu Grunde richten muß — oder vielmehr — er ist der abscheulichste, eigensinnigste Mensch und thut nichts — rührt nichts an. Ach, Herr Hans Ludwig Schmidt!" rief sie.

Heinrich Obrist blickte lächelnd, in einer eigentümlichen Weise lächelnd, auf die blonde Frau. Diese fuhr, ohne auf ihn zu achten, fort: „Ich gehe also an jenem Morgen verzweifelt auf und ab und frage Obrist hin und her, was

ich malen soll, was ich anfangen soll. Es ist aber nichts aus ihm herauszubringen."

„Und das alles war am Morgen!" warf Hans Schmidt dazwischen.

„Oh, da war noch viel mehr!" sagte Obrist trocken. „Erinnerst du dich noch, Anna?"

„Wie sollt ich? Bei dem ewigen Trafik!" sagte sie, und ihr silberhelles Lachen hüpfte wie eine Quelle über ihre Lippen. — „Ein Morgen ist kein Morgen, und ein Morgen ist wie jeder Morgen."

„Nein, das war, dächte ich, ein besonderer, oder scheint es mir nur so," sagte Obrist. „Zuerst, wenn ich nicht irre, kamen die Tanten mit Babys Badewanne, weil es im Kinderzimmer zu kalt war, ins Atelier. Darauf wurde gebadet — und darauf warfen sie die Badewanne miteinander um —"

„Aber bester Heinz," riefen die Tanten mit hohen Stimmen, „wie können Sie das sagen, die Wanne schwappte etwas."

„Das mag ein andermal gewesen sein, aber an dem Morgen fiel die Wanne wirklich um. Dann wurde gründlich gewischt, bei der Gelegenheit gleich einmal ordentlich gestäubt, dazwischen kamen Gottlieb, Peter — und noch einer, damit Anna ihnen die lateinischen Aufgaben abhörte — darauf weiß ich nicht, was weiter geschah — aber es geschah allerlei, entweder kündigte das Mädchen, oder Gott weiß, es ereignete sich irgend etwas Fürchterliches. Danach kam Annas Verzweiflung — und ich muß gestehen, daß ich sie an dem Tage sich selbst überließ."

„Siehst du!" rief sie, „jetzt sagst du's selbst."

Er unterbrach sie mit einer abwehrenden Handbewegung. „Ich will auch erzählen," fuhr er lächelnd fort, „was weiter geschah: Eine Zeitlang steht sie gedankenvoll

vor der Staffelei, zieht langsam ihren blauen Kittel über und ruft mit einemmal mit einer Stimme, als brennte es, nach den Kindern. Die kommen von allen Seiten hereingestürmt, und sie sagt ihnen: ‚Geht, lauft und holt mir, was ihr finden könnt, ich will alles nehmen, was ihr bringt; aber nicht dummes Zeug, jeder bringt, was er zum Malen am schönsten findet. Ich will dann sehen, wer der Gescheitste ist.‘ — Höchst originell dachte ich und sah der Sache zu, wie sie sich entwickeln würde. — Da kam Dickchen und brachte Resedastöcke, und wie sie damit soweit angelangt war, fielen sie ihr vor die Füße und zerbrachen. — Das Kind weinte, aber mein tolles Ding von Frau schrie auf vor Entzücken — ‚da haben wir eine neue Idee‘ — und stand ganz glückselig vor den Scherben. — Dickchen wollte sie aufheben. ‚Unglückskind, willst du gleich alles liegen lassen, das ist ja herrlich, wie es ist.‘

„Uebrigens,“ unterbrach er sein lebhaftes Sprechen und sagte langsam: „Wo ist denn Dickchen? Geh, ruf' sie, sie soll nicht so lange in der Abendluft bleiben.“

Anna stand auf und rief dem Kind durch das Atelierfenster zu, heraufzukommen.

„So ist alles nach und nach zu stande gebracht,“ fuhr er fort, „der eine schleppte das, der andre jenes herbei. Sie kennen ja das Ganze. — So macht sie's. — Und ich muß selbst sagen: es ist nicht übel, es ist Reiz darin. — Nun wohl ihr!“ —

In dem Augenblick trat das etwa fünfzehnjährige schlanke Mädchen ein; ihr dunkles Haar war einfach gescheitelt, die Augen hielt sie niedergeschlagen. Und jedem, der darauf achtete, mußte auffallen, was sie für wunderbar schöne Augenlider hatte. Sie gaben dem Gesicht einen ganz merkwürdigen Ausdruck von Abgeschlossenheit und Frieden. Die Stirn des Kindes war ruhig und heiter.

„Dickchen, wo hast du denn gesteckt?“ rief Heinrich Obrist und streckte dem Kinde die Arme entgegen. — Sie trat näher, reichte dem Gaste die Hand, und im Augenblick darauf lehnte sie ruhig und friedlich an der Schulter ihres Vaters und hielt ihn umschlungen. Obrist strich dem Mädchen über das Haar und blickte mit einem zärtlichen, milden Ausdruck auf sie mit einem Ausdruck, wie er schwer kranken Menschen, denen eine Freude zu Teil wird, eigen ist.

Hans Schmidt ließ ihn indessen nicht aus den Augen und beobachtete ihn forschend.

„Ich habe dein Bild jetzt in der Ausstellung gesehen,“ begann Hans Schmidt zu Obrist gewendet.

„Ah, mein Junge,“ sagte dieser lächelnd, „schweigen wir davon, der alte Schmarren, ich weiß kaum, welcher Esel ihn gemalt hat, lassen wir das. — Die Frauenzimmer haben es mir über Hals und Kopf weg hingeschickt.“

„Hm,“ sagte Hans Ludwig Schmidt und blickte auf die Spitzen seiner Stiefel.

„Nicht wahr, Herr Schmidt,“ rief die älteste Tante eifrig — „es war erforderlich, daß unser Heinz wieder einmal ausstellte, wenn es ja auch nach unsrer Einsicht nicht ganz pastos gemalt war.“ Die Anwesenden mochten in Zweifel sein, was die alte Dame mit „pastos“ so eigentlich meinte.

Hans Schmidt aber blickte erstaunt auf, ungefähr so, wie er es in dem Fall thun würde, wenn das Cochinchinahuhn unten im Hof plötzlich seine Meinung über Heinrich Obrists Bilder geäußert haben würde.

„Ja,“ fuhr die alte Dame fort, „es war erforderlich in jeder Hinsicht, was sollte man von ihm denken. Er hat damit, daß er das Bild einsendete, seinen Pflichten als Familienvater genügt. Sei es auch, wie es wolle — die Pflicht geht über die Kunst.“

Während dieses weisen Ausspruchs faßte die Dame ihren Strickstrumpf energischer, klappte mit den Nadeln und warf Hans Schmidt einen Blick zu, der Einverständnis ausdrücken sollte und so viel heißen mochte als: das hat gesessen, siehst du, mach es auch so, schieß los, rüttle ihn auf!

Obrist lächelte vor sich hin und spielte mit Dickchens Hand. Ein allgemeines Schweigen lag über der Gesellschaft, nur die Tanten klappten immer heftiger mit den Nadeln.

Dickchen schlang beide Arme um den Hals ihres Vaters und legte ihre Wange an die seinige.

„Sag einmal, Heinrich, wie geht es dir jetzt eigentlich?“ fragte Hans Schmidt unvermittelt.

„Ganz vortrefflich,“ erwiderte dieser.

„Wieso denn vortrefflich? Arbeitest du?“

„Nein — daher eben vortrefflich.“

„Ah was, du solltest arbeiten, der kränkste Mensch kann arbeiten wenn er will —“

„Weshalb?“ war die ruhige Antwort, worauf eine der Tanten die Zähne zusammenbiß, die Augen gen Himmel wendete und mit dem einen Fuß, den sie über den andern geschlagen hatte, ungeduldig schnickte.

„Nun, haben wir nicht zu leben?“ fragte Obrist, indem er mit größter Gemütsruhe den schnickenden Fuß der Tante betrachtete.

„Freilich, Heinz,“ sagte Frau Anna zärtlich, „es wäre nur gar zu gut, um deinetwillen, wenn du dich ein wenig aufraffen wolltest, du könntest es, ich weiß es gewiß.“

„Ja, mein Kind, nehmen wir an, ich könnte es; aber was wäre damit erreicht? — Ich habe so meine Gedanken. — Stell dir einen großmächtigen Käse vor. — Thust du das? Gut, — auf dem leben Millionen Maden — hübsche kleine Maden, alles kribbelt. — Es haben schon Generationen von Maden, Millionen und Millionen und Mil-

lionen vor ihnen den Käse bewohnt. Gut. — Nun stell dir vor, jede von den Maden ist ungeheuer geschäftig, jede glaubt die Hauptmade zu sein, jede bohrt auf eine ganz besondere Manier, um sich das Leben zu fristen. Da ist vielleicht eine, die hat sonderbare Ideen im Kopf, hört aus irgend welchem Grund auf zu bohren, sie rollt sich zusammen und denkt: Es geht auch ohne mich. — Da sagen ihre Verwandten und Freunde: Welcher Jammer! — Welche Kraft hat unser Käse gerade an dieser Made verloren! Man redet von ihren Talenten, von ihrer Eigenart, ihrer einst so glücklichen Beanlagung zum Bohren.

„Wenn du nun diese Unterhaltung zwischen den Maden, die auf dem Käse geführt wird, belauschen könntest, würde sie dir sehr unsinnig erscheinen und du würdest nicht begreifen, wie die Maden mit solcher Blindheit geschlagen sind, daß sie von einer lumpigen ihresgleichen und deren Fähigkeiten so viel Aufhebens machen können, daß sie nicht besser ihre eigentliche Bedeutung erkennen. Du würdest lachen, wenn zum Beispiel eine Made ohne die andre nicht leben könnte und sich auf das jammervollste gebärdete, wenn bei dem Ableben eines Würmchens ungeheure Bestürzung herrschte, und wenn eins aus dem Ei kriecht, ungemeine Freude. Du würdest auch zwischen einer intelligenten, berühmten Made, von deren Bewunderung der ganze Käse überströmt, und einer ganz obskuren durchaus keinen Unterschied entdecken können und so weiter und so weiter."

„Was soll das, was willst du wieder damit?" fragte Frau Anna, und ein Schatten zog über ihr sonniges Gesicht. „Geh, ich weiß, was du willst, du bist ganz abscheulich, du sollst vor den Kindern nicht solches Zeug reden," sagte sie bittend. —

„Gewiß, du hast recht," erwiderte Obrist.

„Verstehst du, Hans Schmidt," sagte Obrist nach einer

Weile, „es kann einer am Schnupfen erkranken, nicht wahr, oder am Fieber, an der Schwindsucht, Cholera, Typhus — oder auch an überweltlicher Anschauung, — kosmischer Anschauung, wenn du mich so besser begreifst, und dann steht es schlecht um ihn. — Was der Kerl auch denkt und thut, er steht darüber. Die gewohnte Wertschätzung der Dinge, bei der man sich wohl fühlt, verschiebt sich. Alles schrumpft und verliert seine Bedeutung. Das Selbstbewußtsein hat keinen Grund und Boden mehr — es ist eine miserable Krankheit, es verzehrt das innerste Lebensmark."

„Nun Dickchen," sagte er zu dem Kinde gewendet, „was soll man mit so einem Menschen thun?"

Und wieder schmiegte sich das Kind innig, fast leidenschaftlich an seinen Vater.

„Heinrich," sagte Hans Ludwig Schmidt, „du bist ganz gehörig nervös, dächte ich."

„So? Dächtest du? — Ich denk es auch," sagte Obrist und lachte laut auf. „Mit nervösem Volk sollte aufgeräumt werden; wenn ich etwas zu sagen hätte, würde eine Radikalkur gebraucht, da sollte kein nervöser Hund am Leben bleiben."

„Anna, zeig deine neuen Skizzen," unterbrach er sich, „Hans Schmidt kann sein Urteil abgeben."

„Nein, nein," antwortete die Frau lebhaft, „erst zeigen wir deine neueste Arbeit — warte nur, wir schaffen sie her, komm mit, Dickchen!"

Anna stand auf, das Töchterchen folgte ihr. Sie gingen beide zur Thür hinaus, und nicht lange währte es, da kamen sie und brachten eine Kinderbettstelle angeschleppt, die auffallend in der Form war; das Kopfende war gemalt. Die ziemlich breite und hohe Fläche stellte einen Wiesenabhang dar, eine Ueberfülle von bunten Blüten, saftige goldgelbe Blumen, üppige, krautige Büschel wuch-

sen an dem Grase, inmitten saß ein Nymphchen, eine nackte Kindergestalt, nur in ein blaues Schleierchen eingehüllt, Vögel flatterten in ihrer Nähe, alle übrigen Teile des Bettchens blühten wahrhaft von Wald- und Feldblumen, Moosboden, Campanulasträußen, Schmetterlingen, Eidechsen — eine kleine Welt von Poesie.

Hans Schmidt stand auf und nahm das Wunderwerk in Augenschein und rückte es ins letzte Abendlicht; die Kinder umdrängten ihn.

„Das hat Heinrich zu malen begonnen, als unser Jüngstes geboren war, das wird im Mai vier Jahr, und jetzt hat er es mir endlich fertig gemalt. Nicht wahr, es ist ein reizendes Ding?" fragte Anna eindringlich.

„Gewiß," erwiderte Hans Schmidt.

Heinrich Obrist hatte sich inzwischen wieder auf das Lager, von dem er vorhin aufgestanden war, ausgestreckt.

„Obrist, du solltest nicht so viel liegen," sagte Hans Schmidt kurz. „Uebrigens, was fällt dir ein, gerade die Bettstelle zu malen, das ist ja eine unsinnige Arbeit. Weshalb hast du deine Kräfte nicht besser verwendet?"

„Wie so besser?" fragte Obrist. „Es ist das einzige, was im Lauf von vier Jahren von mir zu stande gekommen ist — und es stellt doch etwas vor — es ist eine Bettstelle, und außerdem lasse ich meinen Kindern ein hübsches Andenken zurück."

Dickchen trat zu ihm und sagte ihm etwas ins Ohr.

Darauf lächelte Obrist, und das Kind stellte sich ans Fenster und sah hinaus.

„Was hat sie denn gesagt?" fragte Anna.

„Sie hat mich an meinen Prometheus erinnert —"

„Und nicht mit Unrecht," sagte Hans Schmidt, „die Idee ist famos."

„Aber die Ausführung, mein Junge," unterbrach ihn

Obrist, „greisenhaft." — Er zündete sich eine Cigarette an und sagte, indem er es that und die ersten Rauchwölkchen der Decke zublies, auf eine gleichgültige leichte Weise: „Und weshalb soll ich es nicht gestehen — es fällt mir nicht ein, mich mit Leichtsinn oder Oberflächlichkeit oder Künstlerlaune, oder liederlicher Genialität — heidi — herauszureden, was du in meinem Prometheus findest — ist Unvermögen — reines unschuldiges Unvermögen — du siehst, ich stehe der Sache kühl gegenüber."

„Lassen wir das," sagte Hans Schmidt jetzt ungeduldig.

„Nein, lassen wir das nicht," fuhr Obrist fort, „wollen wir sagen, es kommt daher, weil ich ein kranker Mensch bin, oder es kommt daher, weil sich mein Talent erschöpft hat — wir sind einmal eine elende Generation — oder Gott weiß, woher es kommt, aber ich bin fertig. — Es ist so. — Hier im Hause hat man sich daran gewöhnt — und glaubt es dennoch nicht. — Ich denke, so wie ich mich körperlich ein wenig mehr erholt habe, werde ich Tüncher — oder Schreiber — dergleichen etwas. Ich bin meiner Pflichten als Familienvater vollkommen eingedenk. „Nicht wahr, Anna, wir machen unsre Sache dann ganz gut miteinander —?"

„Wie bist du nur heute?" unterbrach Anna einigermaßen ungeduldig.

„Frag Hans Schmidt, wie ich bin," erwiderte Obrist, „der wird dir's sagen."

„Willst du vielleicht allein mit ihm reden?" fragte Anna.

„Wie soll ich darauf antworten?" Er lächelte. „Wir haben uns nichts zu vertrauen, das ich wüßte."

Anna erhob sich und sagte: „Wir aber haben allerlei vorzubereiten für heute abend; Sie bleiben doch unser Gast,

Hans Schmidt, ich bin den Kindern ein Fest schuldig für den glücklichen Verkauf. Ich habe es ihnen versprochen und Kindern muß man Wort halten." Während sie noch sprach, war in dem mit Watte gefüllten Gefäß auf dem Nachtlicht weiteres Leben entstanden und das eine Hühnchen hatte sich vollkommen aus der Schale gepickt. Ein andres machte eben wieder Anstalten dazu. Beide piepten.

Anna, die Kinder, alle kauerten im Nu auf dem Erdboden, und es entstand wieder das lustigste schreiende Durcheinander, ein grenzenloser Jubel.

Obrist legte sich vollends zurück, wie es schien, ungeduldig, erregt; Anna nahm das Hühnchen und gab es ihm in die Hand — und Dickchen und er beschauten es miteinander.

Der Jubel, das Schreien und Toben der Kinder nahmen kein Ende.

Die Tanten mit den Strickstrümpfen standen wie schwarze Säulen inmitten der bewegten Wellen. Und eine davon, ganz versunken in den Anblick, wollte Hans Schmidt, neben dem sie stand, darauf aufmerksam machen und stach ihn zu diesem Zweck mit der fünften Nadel, die sie eben abgestrickt hatte, energisch durch den Rock in die Schulter; sie hatte sich in der Kraft ihrer Bewegung etwas getäuscht.

Hans Schmidt fuhr bei der unerwarteten Attacke zusammen, und die Tante sagte gerührt, ohne dem Unglücksfall irgend welche Wichtigkeit beizulegen: „Welch glückliches Familienbild!"

Hans Ludwig Schmidt rieb sich die Schulter und blickte ganz erstaunt um sich her.

Obrist lachte laut auf. „Aber beste Tante," sagte er, „was fällt Ihnen ein, Hans Ludwig Schmidt zu stechen?"

Ein Blick höchster Unzufriedenheit traf ihn aus den Augen der würdigen Dame, die sich stolz und ruhig und in ihrem mitfühlenden Herzen gekränkt auf den Weg machte, um aus dem Zimmer zu gehen.

„Tante," rief Anna, „vergessen Sie nicht, sogleich nach der Sülze zu sehen, und nehmen Sie sich in acht, daß das Wasser nicht hineinläuft. Wir kommen gleich nach."

„Nehmt die Hühner fort," sagte Obrist.

„Ach, laß sie doch hier, die Tierchen stören nicht und ich weiß im Augenblick wirklich nicht, wohin damit —"

„Gut, gut, laßt's nur," war die etwas hastige Antwort.

Jetzt, nachdem sie sich noch eine Weile mit den Hühnern zu schaffen gemacht hatten, zog eines nach dem andern aus der Thür, zuletzt Frau Anna, und als die Thür hinter ihr zufiel, setzte sie sogleich mit einem frischen, glockenreinen Liedchen ein, und man hörte sie durchs ganze Haus singen und rufen.

Drittes Kapitel.

Es werden alte Geschichten erzählt.

Die beiden Maler saßen sich schweigend gegenüber. Hans Schmidt trommelte mit den Fingern auf beiden Armlehnen seines Stuhles, und Obrist blies seine Rauchwölkchen vor sich hin. Beide schwiegen.

„Weshalb hast du die Tanten im Haus?" fragte Hans Schmidt nach einer Weile.

„Sie sind nützliches Inventar, glaube ich," war die Erwiderung. „Anna kann ohne sie nicht fertig werden. Bedenke unsern Haushalt."

„Mein Gott, weshalb hast du ihn so anwachsen lassen? s ist ja erschreckend, diese fremden Kinder, die Tiere alle, Tanten! Ist dir denn das recht?"

„Komische Frage!" Obrist blickte lächelnd auf Hans dwig Schmidt. „Frägt das Schicksal, ob dies oder jenes s recht ist? — Ich dächte nicht."

„Sonderbar, was die Menschen alles Schicksal zu be-nnen lieben! Ihre Schwachheit, ihre Gedankenlosigkeit, es ist Schicksal!" sagte Hans Schmidt hastig.

„Ist es das nicht?" fragte Obrist ruhig. „Worin st liegt denn unser Schicksal als in unsern Bean-ungen?"

„Wenn wir beide nach langer Zeit wieder miteinander skommen wollen, laß alle moralischen Gemeinplätze bei-e, sie sind auch deiner nicht wert."

Obrist sprach matt und ausdruckslos: „Wir haben uns r lange Zeit nicht recht gesehen — du wurdest unge-dig über mich und meine Art und bliebst weg — jetzt dest du mich genau so wieder — doch nicht genau so — hat sich etwas verändert." — Obrist schwieg.

„Nun, sage mir das eine," fragte Hans Schmidt, ie es gekommen ist, daß ihr die Kinder alle aufgenom-n habt."

„Sehr einfach. Annas Bruder starb, nachdem er zwei hre vordem die Frau verloren hatte — die Kinder, ohne rwandte, ohne Geld, was sollte aus ihnen werden? Es r wohl vollkommen natürlich, daß die Schwester den unsch hatte, diese Kinder aufzunehmen — sie kamen zu s — das war selbstverständlich. Welche Berechtigung te ich, Anna das zu verwehren! — Wir sind nicht so hlhabend, daß wir die armen Geschöpfe anderwärts unter-ngen konnten. — Nun sind sie da! — Anna versorgt musterhaft, Anna ist glücklich, die Kinder gedeihen, die

beiden schwarzen Tanten thun ihre Pflicht und Schuldigkeit — es ist alles in Odnung. Vortrefflich, wie die eine dich vorhin stach! Uebrigens, das sage ich dir, trotzdem du ein energischer junger Kerl bist, überlege es dir mit einer Heirat — zehnmal und dann sieh zu, daß du es nicht thust — das unbekannteste Land auf Erden ist für jeden Sterblichen die Ehe. Du denkst, du seist Individualität und werdest sie bis an dein seliges Ende bleiben — gut — du heiratest und neben dir auf Schritt und Tritt steht eine andre Individualität, die auch vorhat, sich selbst treu zu bleiben. — Vom ersten Augenblick an, und wäre die Liebe und Glückseligkeit göttergleich — beginnt ein Kampf, der schwerlich damit enden mag, daß beide Teile vollkommen, wie die Natur sie wollte, daraus hervorgehen. Ein Teil wird darin immer verkürzt und von seinem Wege abgewendet werden und wird sich nicht entwickeln, wie er gekonnt hätte. — Gut; das thut in manchen Fällen wenig Schaden und wird von den meisten gar nicht oder nur hin und wider dumpf empfunden. Es schadet auch nichts, die Natur bringt Kräfte hervor und rechnet darauf, daß ein Teil verkümmert. Aber ich sage dir, sieh dich vor mit einer Heirat! Die Misere des Zusammenlebens ist, glaube ich, zwischen Mann und Weib in vielen Fällen ziemlich gleich verteilt. Ein Mann, beanlagt wie ich zum Beispiel, hat sonderbares Zeug zu durchleben. Sagen wir zuerst, ein närrisches Gefühl von Unfreiheit, das sich in alles eindrängt. Man arbeitet; aber man arbeitet anders als früher, ich spreche von einem Menschen, wie ich einer bin, und von einem Künstler, wie ich einer bin" — fügte Obrist hinzu. — „Es ist Störung eingetreten, zuerst wirkt sie belebend, beinahe anregend — dann lenkt sie ab — dies kommt und jenes, man ist mit halber Kraft bei der Arbeit. Du weißt, wie ich bin, wie ich war, daß mich eine Fliege störte. Die

nder kommen. — Es ist vielerlei Freude, vielerlei Schreck
bei. — Das Leben wird immer reicher, immer eindring-
her. — Unglückseliger Kerl, dessen Herz zu sehr dafür
stimmt ist! Die Kinder machen Ansprüche — man hat
cht genug Kraft für sie übrig — sie werden wahrhaft
rend — und reißen einen dann am Herzen. Armes Volk,
s so mir nichts, dir nichts auf die Welt gesetzt wird!
nd denen man dann, um die Schuld einigermaßen gut zu
achen, nicht alle Kräfte zuwendet! — Da kommt so ein
rlchen heran, bringt uns, wenn wir eben bei der Arbeit
d und jeder Nerv gespannt ist, um die ganze Stimmung,
n den ganzen Tag; — man heißt es heftig, erregt hinaus-
hen. Es zieht betrübt, zurückgestoßen ab — und man
ht erregt da — schuldbewußt, peinlich berührt.

„Und das sind Kleinigkeiten, das ist nichts! Ein ver-
nftiger Mensch redet nicht davon. — Aber nun kommen
ankheiten, vielleicht Zwistigkeiten. Es kommt von allen
ken! Die Ereignisse quellen wahrhaft. Denke man sich,
r im Hause sind eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,
ht, neun, zehn — ich glaube, vierzehn Leben, das Tier-
lk nicht mitgerechnet. Jedes hat sein Schicksal, jedes seine
nsprüche, jedes seine Eigentümlichkeiten, jedes seine Un-
ten, seine Leiden und Unannehmlichkeiten, jedes seine
euden und Liebenswürdigkeiten, jedes seine Art zu lärmen
d zu fordern. — Und nun denke man sich einen Kerl
zwischen, der empfindlich geworden ist bis zur Tollheit —
n alles über den Kopf gewachsen ist!"

„Aber ums Himmels willen auch, Obrist, weshalb gibst
jedem nach, weshalb hältst du die Hand nicht fester auf
en und läßt sie zu dir heran! — Es liegt an deiner
illenlosigkeit. — Wie dürfen sie es wagen, hier alle im
elier zu sitzen?" —

„Ja, mein Junge," sagte Obrist — „wie dürfen sie

es wagen! — Sie sehen es ja alle, sie stören mich in nichts — seit Jahren in nichts — weshalb sollen sie nicht hereinkommen? Und ich, der ich nicht arbeiten kann, nicht lebe, der ich keinerlei Berechtigung habe, soll ich ihnen den Spaß verderben, hier zu sein, wenn sie hier sein wollen?"

„Allerdings sollst du das! So ist ja an kein Gesunden zu denken," sagte Hans Schmidt gelassen.

„Weshalb nicht?" erwiderte Obrist. — „Wenn diese Zeit überwunden ist, denke ich gesund zu werden; es ist eine Uebergangszeit jetzt."

„Wie so?"

„Das, was Kunst, was Talent, was Künstler in mir ist — ist weg — von all dem Lärm krepiert, zu Grunde gegangen, erstickt, erdrosselt, erwürgt, ich weiß nicht, welche Todesart es genommen hat, — aber tot ist es. — Der Künstler ist hin, Hans Schmidt, der Esel, der sich Gott weiß was zu sein dünkte! Nun wollen wir sehen, was übrig geblieben ist, so Gott will, ein erwerbsfähiger Familienvater, bis jetzt aber ein rechter Krüppel, ein Lump, der vor lauter Rührung schwitzt!"

Hans Schmidt legte die Hand auf Obrists Stirn; sie war kalt und Perlen standen darauf.

Hans Schmidt blickte ihn kopfschüttelnd an und sagte: „Obrist, glaube mir, der Genius stirbt nicht, raffe dich auf!"

„Ich habe dir gesagt, du sollst mir mit den Gemeinplätzen vom Halse bleiben," sagte Obrist und zündete sich wieder eine Cigarette an.

Hans Schmidt blieb vollkommen ruhig. „Ein Elend, wie du dein Leben vergeudest! Geh aus; schließ dich ein und arbeite, und du wirst gesund."

Obrist blickte ihn ernst an und sagte: „Das Beste in mir ist tot, die Nerven sind an seine Statt getreten, da

es aus mit dem Menschen, mit dem anständigen Men=
ıen. Uebrigens, ich bin vollkommen beruhigt darüber;
er ein Küchel, das hier zertreten wurde," er nahm eins,
s eben an ihm vorübertrippelte, in die Höhe und hielt
in der hohlen Hand, „mache ich mir mehr Sorge, als
er mich selbst oder genau so viel, alles ist eins — mich
kaniert das Kranksein, die Schwäche, das nervöse Frösteln,
e abscheuliche Gefühlsduselei! — sonst nichts — der Ehr=
iz ist vollkommen überwunden, die schlechten Nächte, die
ervenabspannung ..."

„Versteht dich deine Frau?" unterbrach Hans Schmidt.

„Wer versteht den andern?" fragte Obrist. — „Sieh
r das prächtige lebhafte Geschöpf an, das jeden Augen=
ick des Tages bei voller Kraft ist und voller Liebe und
ller hübschen Ideen und immer bester Laune und immer
elenvergnügt — und wie sie in ihrem Eifer wie ein Kind
ıt. Sie hat sich daran gewöhnt, einen kranken Mann zu
ben."

„Du bist vielleicht nicht krank?"

„Ich denke doch; — aber genug davon, es ist uner=
eulich."

„Hast du einen Arzt gefragt? Einen vernünftigen
enschen?"

„Sie haben mir einen auf den Hals geschickt — herab=
stimmte Lebenskräfte — was mach ich damit! Ich bitte
ch, lassen wir es nun ernstlich — ich bin auf dem Weg
llkommen zufrieden zu sein, so wie es jetzt ist, das heißt,
e es wird — das ist das beste. — Wo sind sie denn
e hin?" Obrist stand auf und ging lässig nach der Thür.

„So laß sie doch," sagte Hans Schmidt, „es ist dir
viel besser, du bist einmal eine Zeitlang in Ruhe."

„Du hast recht." Obrist lächelte wieder mit einem
gespannten Lächeln.

Nicht lange aber und er erhob sich wieder und ging unstät im Zimmer auf und nieder.

Mit einemmal blieb er stehen und fuhr mit der Fußspitze unter einen Schrank und schürfte ein Blatt, ein Stück Malerleinwand hervor — bückte sich danach, hob es auf und reichte es im Vorübergehen Hans Schmidt hin: „Eine wunderschöne Skizze.“

Hans Schmidt blickte darauf und sagte: „Was fällt dir ein, so verrücktes Zeug!“ Die Skizze stellte einen Mann vor, dem ein diensteifriges Gerippe zu Bette leuchtete, die Decke vom Lager hob und ihn verbindlich einlud, sich niederzulegen.

„Dummes Zeug!“ widerholte Obrist, „das ist die Personifikation meiner Krankheit, meiner Unzulänglichkeit, immer bei der Hand, immer gegenwärtig — komm, gib her.“ Er nahm dem Freunde die Skizze aus der Hand und schob sie wieder unter den Schrank. „Die Kinder sollen es nicht sehen.“ Darauf ließ er sich wie ermattet wieder nieder. Beide Freunde schwiegen, eine gleichgültige, abgerissene Unterhaltung spann sich hin und wieder von neuem an.

Im Nebenzimmer rief, lief und lachte es fortwährend.

„Dickchen“ schlich sich ins Atelier, Obrist zog sie zu sich heran. Sie schmiegte sich wieder an ihn an, die Augen niedergeschlagen, die Arme um den Hals des Vaters geschlungen mit einer rührenden Innigkeit und wie es schien in Verlegenheit vor dem Freunde. Hans Schmidt fiel das Benehmen des Kindes auf. Wie ein ängstlicher Vogel hatte sie sich angedrückt. Jetzt flüsterte sie dem Vater ins Ohr, leidenschaftlich, als machte sie ihm ein Geständnis, was sie tief erregte und was ihr schwer über die Lippen kam.

„Deinen Prometheus liebe ich!“ flüsterte sie.

„Ja, mein Herz, ich weiß es.“

„Er ist wieder am Himmel zu sehen. Sieh ihn.“ Sie

öste ihre Arme von Obrist. „Komm," sagte sie und ging
hm voraus zum Fenster hin, er folgte. Sie zog den
Vorhang zurück. Große Wolkenbilder jagte der Wind
chattenhaft über den Himmel hin.

Obrist hing sich, weil er sich vor der Zugluft zu
ürchten schien, die durch das breite, wenn auch geschlossene
Fenster eindrang, einen Mantel um, legte die Hand auf
Dickchens Schulter und beide blickten schweigend durch die
Dämmerung in die Wolken.

„Er ist vergangen," sagte Dickchen; „aber er war da."

„Ja wohl, mein Dickchen," wiederholte Obrist ge-
dankenvoll.

Hans Schmidt war es, seit er in das Atelier getreten
war, beklommen zu Mute, und dies Zwiegespräch machte
einen schmerzlichen, wehmütigen Eindruck auf ihn.

Die beiden standen noch eine ganze Weile und sahen
miteinander in die Wolken.

„Dickchen?" fragte Hans Schmidt, um mit dem Kinde
n ein Gespräch zu kommen, als man sich wieder gegenüber-
aß: „Du hast deinem Vater und deiner Mutter wohl auch
chon etwas abgesehen und malst mit ihnen?"

„Ich? Nein — nein," sagte das Kind kurz und blickte
u seinem Vater auf.

„Das Dickchen ist eine kleine Tausendkünstlerin; ich
würde sie gern bei mir zeichnen lassen, aber sie ist nicht
dazu zu bewegen. — Sie ist eine sonderbare Kreatur. Nicht
wahr, Dickchen? Aber laß nur, wir verstehen uns," sagte
Obrist, zog das Kind fest zu sich heran und küßte es auf
die braunen Haare.

Jetzt öffnete sich die Thür vom Nebenzimmer, Anna
trat herein, und einige der Kinder drängten nach.

„Es ist alles fertig!" rief sie. „Rasch nun zum Essen,
Heinz, du ißt heute natürlich mit uns. Wir werden uns

ganz still verhalten." Sie trat zu ihm heran, nahm seinen Kopf zwischen ihre beiden Hände, sah ihm strahlend in die Augen und sagte auf eine eigentümlich lebhafte, doch innige Weise: „Ach du dummer, alter Heinz!"

Obrist wehrte die guten, freundlichen Hände von sich ab, nicht unliebenswürdig, aber wie nicht angenehm berührt, beinahe verlegen.

Hans Schmidt blickte die Frau an. Kein Zug der Kränkung oder Mißstimmung über diese zurückgewiesene Zärtlichkeit war an ihr zu beobachten. Hans Schmidt berührte das seltsam. Er hatte, wenn er an Anna Obrist dachte, immer ein Gefühl der Empörung, beinahe des Widerwillens in sich empfunden gegen den Vampyr, der Lebenskraft und Geist aussaugte. In diesem Augenblick dachte er: Eigentlich ist sie ein harmloses, armes Geschöpf. Harmlos sind wir alle — aber wir sind Teufel — alle Teufel.

Der Besuch im Atelier fing an stark auf ihn zu wirken. Er war hergekommen, seinen Freund Obrist, dem er fast fremd geworden war, aufzurütteln. Er hatte sich dies und jenes zu sagen vorgenommen, er hatte sich einen Erfolg berechnet; in Unschuld, Gutmütigkeit und Feuereifer war ihm die Sache immerhin einfach erschienen. Er wollte mit einem Nervenkranken einmal ein ernstes Wort reden, ihm vor Augen stellen, wie sein Talent im Trubel der Familie untergehe, und wie er stark und kräftig entgegenstehen müsse. Aus tiefstem Herzen hatte er ihm sagen wollen, wie die Kunst allein über jedem und allem stehe, wie man ihr Anstrengungen zum Opfer bringen müsse, wie Krankheit, Schwäche weichen müssen vor einem ernsten Willen.

Er hatte wahr und warm und überzeugend zu reden gedacht, ehrlich wie er es meinte. Und nun war er wie in ein Gewebe hineingeraten, das ihn umsponnen hielt.

Demjenigen, der außerhalb der Ereignisse und der

ersonen, die darin handeln, steht, erscheint alles deutlich
nd jedes einzelne vom andern abgesondert. Treten wir
ier näher hinzu und stehen wir mitten darin, so will uns
er Schuldige nicht so schuldig erscheinen, wie wir annahmen,
er Unschuldige wiederum nicht so unschuldig, der Leidende
icht in dem Maße leidend, und der Glückliche nicht so
lücklich, wie wir glaubten, sondern Glück und Unglück,
eiden und Freuden, Unschuld und Schuld, all dies liegt
leichsam wie eine einzige, fest verwobene Decke über allen
ersonen, die sie miteinander tragen müssen. Jeder trägt
on der Schuld, die scheinbar ganz auf dem einen liegt,
inen Teil; ebenso bekommt eine jede der handelnden
ersonen ihr Stück des Glückes, der Befriedigung, des
eidens mit — alles hängt ineinander.

So empfand es jetzt Hans Schmidt. Er sah seinen
reund krank, abgemattet, willenlos. Er nahm sein Mit-
efühl in Anspruch wie keines Menschen auf Erden sonst;
och aus dem Personenkreis, der den Freund unheilvoll
mgab, traten Gestalten vor, die Hans Schmidts Interesse
n hohen Maße erregten. Anna Obrist, deren Wesen
nd Aussehen ihn fesselte, die er mit Teilnahme betrachtete,
e Frau, die er im innersten Herzen verwünschte, die ihm
ı ihrer Blindheit verächtlich erschienen war und der sein
erz sich dennoch zuneigte. Da war Dickchen, das innige
ind!

Hans Schmidts volles Denken wurde von dem Freunde
igelenkt und verteilte sich so auch über die andern Glieder
er Familie; seine Hauptgefühle aber blieben sorgenvoll,
nschlüssig mit dem Freund beschäftigt, doch konnte sich
ans Schmidt nicht entschließen, die Einladung des Ge-
imerats anzubringen, derentwegen er hergekommen war.

Frau Anna hatte immer von neuem Obrist zugeredet,
it ihnen zu Abend zu essen, und er hatte ihr jedes-

mal geantwortet: „Bringe mir meinen Teller hierher, ich fühle mich nicht wohl — laß die Thür auf, ich sehe euch dann.“

Anna aber hatte nicht aufgehört, in ihn zu dringen, die Kinder hatten ihr beigestanden, und so zog denn die ganze Gesellschaft seelenvergnügt, Obrist in ihrer Mitte, von den Kindern glücklich umringt, ins Nebenzimmer, wo das Essen schon aufgetragen stand.

Der Tisch sah festlich aus; mit einem Kranz von Märzblumen hatten die Kinder die Teller von Vater und Mutter geschmückt. Es war auch schon allerlei zu sehen, was sie im Garten im Glasbeet gezogen hatten, junger Salat und allerlei Krautwerk. Die Kinder, in Stolz und Freude, griffen nach den Schüsseln und liefen damit jubelnd dem Vater entgegen. Hans Schmidt erschrak, als Obrist in das helle Lampenlicht trat, über das zergrämte und kranke Gesicht seines Freundes; um ihn her dies frische, sprudelnde Leben, und er selbst so vernichtet und zerfallen mit sich!

Man setzte sich zu Tisch. Anna trug immer noch ihren blauen Kittel. Die Kinder hatten ihr ein Sträußchen mit Märzblumen vor die Brust gesteckt. Sie sah jung und mütterlich zugleich aus, und frisch wie das Leben.

Obrist blickte sie lange an, und Hans Schmidt beobachtete ihn währenddem.

„Du kannst dich heute beim lieben Herrgott bedanken, Anna,“ sagte Obrist, „du bist schön heute.“

Ueber Annas Züge ging ein glückliches Lächeln. Die Kinder jubelten, sprangen von ihren Sitzen auf, hingen sich der Mutter an den Hals, die fremden, die eigenen im fröhlichsten Durcheinander.

Die beiden Buben, die Lockenköpfe, teilten sich gegenseitig derbe Püffe aus, weil jeder der Mutter am nächsten

in wollte, und waren ganz begeistert von dem Lob, das
re gute Kameradin bekommen hatte.

Die Tanten blickten aus der kühlen Atmosphäre ihrer
:ringen Reize und ihres würdigen Alters anerkennenswert
ohlgesinnt auf die hübsche Gruppe.

„Siehst du,“ sagte Anna, „so geht es, wenn du deine
te Frau lobst, das kommt den Kindern ganz närrisch vor.
ie finden gar nicht, daß sich das gehört! Die Buben
iben mir so schon gesagt, ich möchte eine Haube tragen.“

„Nein, nein,“ schrien die Knaben, „wir haben nur
nmal gesagt, wie du wohl in einer Haube aussehen würdest.
Bir sind die einzigen in der Schule, die eine Mutter in
nem Kittel haben. Einige haben dich neulich im Garten
gesehen, aber sie beneiden uns!“

Anna lachte hell auf, die Tanten schüttelten ganz ver=
iügt die Köpfe, Obrist lächelte und Hans Schmidt blickte
it einem seltsamen Ausdruck, der nicht recht zu definieren
ar, auf Anna.

Es verschwanden an diesem Abend vor den Augen der
nwesenden die verschiedensten gehäuften Gerichte und aller=
i Naturprodukte in der unglaublichsten Schnelligkeit, ohne
iß man begreifen konnte, wohin all die Herrlichkeiten
:kommen waren.

Obrist hatte eine Zeitlang unter den andern gesessen
id war dann nach seinem Atelier zurückgegangen.

Hans Schmidts Blicke waren ihm besorglich gefolgt.
Sein Verschwinden wurde von den andern zuerst gar
cht bemerkt.

„Der Vater ist fort,“ rief Anna, ihr Lachen unter=
:echend, als sie den Stuhl leer sah. Sie erhob sich so=
eich, um ihm eine Lampe zu bringen. „Es ist nicht gut,
enn er so lange im Dunkeln sitzt,“ sagte sie zu Hans
chmidt gewendet.

Im Atelier fand sie Obrist auf seinem Lager ausgestreckt liegen, und Dickchen saß still an seiner Seite und hielt seine Hand auf ihren Knieen. Zwischen Vater und Tochter hatte sich eben etwas abgespielt.

Wie sie so miteinander im dämmrigen Atelier gesessen hatten, wie die vom Mond durchleuchteten Wolken am Himmel hinzogen und durch das hohe, breite Fenster matte Schatten und mattes Licht einströmte, hatte Obrist gesagt: „Dickchen, du weißt gar nicht, was für einen elenden Vater du hast.“

Da war Dickchen über ihn hingesunken, und er fühlte ihre warmen Thränen auf seine Wangen tropfen.

„Mein armes Dickchen,“ flüsterte er und hatte die rührende Gestalt gestreichelt.

„Du liegst. Ist dir nicht wohl?“ fragte Anna, als sie eingetreten war.

„Ganz wohl,“ erwiderte er.

„Du möchtest wohl nicht, daß wir zu dir hereinkämen?“

„Kommt nur.“

„Gut,“ sagte Anna. — „Kinder,“ rief sie, „wir setzen uns nachher ins Atelier, und damit ihr mir kein Geschrei macht, werde ich euch etwas erzählen.“

Da war, wie es schien, alle Wonne auf ihrem Höhepunkt angelangt. Ein durchdringendes Freudengeschrei brach los.

„Pst — pst,“ rief Anna, „wollt ihr wohl, ihr miserables Gesindel, Papa wird uns jagen!“

Hans Schmidt war währenddem zu Obrist eingetreten, hatte sich neben Dickchen gesetzt und blickte gedankenvoll vor sich hin.

„Schade,“ sagte Obrist, „schade, daß sie solch einen kranken, trübseligen Narren bei sich haben.“

Hans Schmidt erwiderte nichts, fuhr sich mit der Hand durch das dichte, feste Haar.

„Sollen wir jetzt kommen?" riefen die Kinder aus dem andern Zimmer herein.

„Kommt!" sagte Obrist.

Und herein strömte es. Anna kam nach einer Weile, die Kinder umringten sie, zogen sie auf einen Stuhl nieder, und nun ging es an das Drängen, mit dem Erzählen zu beginnen.

„Also seid stille," sagte Anna, und mit einemmal lag atemloses Schweigen über der ganzen Gesellschaft, und die Augen richteten sich gespannt auf die reizende Mutter.

„Es lebte in der Welt einmal ein rüstiges Alterchen, das Alterchen war Küster und war sehr schlau, so daß jedermann wußte, groß und klein, daß mit ihm nicht gut Kirschen zu essen waren.

„Das ist aber alles schon sehr lange her, und das, was kommt, geschah weit von hier und ist eine Geschichte, die sich schon viel Leute erzählt haben.

„Da kam eines schönen Tages das Alterchen zu einem Nachbar gegangen und sagte: ‚Hör einmal, du könntest mir einen kleinen Kessel borgen, ich will mir eine Grütze kochen.‘

„Der Nachbar gab ihm einen Kessel und sagte: ‚Daß du ihn mir aber auch wiederbringst!‘

„‚Freilich,‘ sagte das Alterchen.

„Es verging aber eine hübsche Zeit, und der Kessel kam nicht wieder. Endlich aber brachte ihn das Alterchen und brachte noch ein kleines, winziges Kesselchen dazu.

„‚Und was soll denn das Kesselchen?‘ fragte der Nachbar.

„‚Ja,‘ sagte das Alterchen, ‚der Kessel hat gejungt, er hat ein Kleines bekommen.‘

„Das ließ sich der Nachbar sehr wohl gefallen und behielt die beiden Kessel, den großen und den kleinen.

„Nun dauerte es gar nicht lange, da kam der Küster

wieder und sagte: ‚Du könntest mir noch einmal zwei solche großen Kessel borgen, wie ich schon einen hatte.‘

„Das war der Nachbar sehr zufrieden, denn er dachte an die jungen Kessel.

„Und richtig, es währte gar nicht lange, da brachte das Alterchen die beiden Kessel zurück und zwei junge dazu.

„Und wieder ließ der Nachbar sich das gar wohl gefallen.

„Da kam das Alterchen sehr bald zum dritten Mal und sagte: ‚Nun könntest du mir drei recht große, schöne Kessel borgen.‘

„‚Ei gewiß,‘ sagte der Nachbar ganz erfreut und half sie ihm mit hinübertragen.

„Aber es verging eine lange, lange Zeit, und der Nachbar hörte nichts von seinen Kesseln. Da machte er sich endlich selbst auf den Weg, um nachzuschauen.

„‚Ich wollte mich einmal nach meinen Kesseln umsehen,‘ sagte er, als er zu dem Alterchen kam.

„‚Da habe ich dir heute eine recht betrübende Nachricht zu sagen,‘ antwortete dieses Alterchen, ‚deine Kessel sind gestorben. Sie sind alle tot.‘

„‚Ei, was redest du,‘ sagte der Nachbar, ‚wie können Kessel sterben!‘

„‚Wenn du geglaubt hast,‘ sagte das Alterchen, ‚daß Kessel Junge bekommen können, mußt du auch glauben, daß Kessel sterben können. Deine Kessel sind tot.‘

„Und es half alles nichts, der Nachbar mußte abziehen.“

Die kräftige, muntere Art, mit der Anna die kleine Geschichte vortrug, wirkte auf alle, und Hans Schmidt lachte mit den Kindern um die Wette.

„Weiter mit dem Männchen!“ riefen einige aus dem Nest mit glückseligen Stimmen.

„Zu demselben Küster,“ fuhr Anna fort, „kam einmal

ein Nachbar und fragte: ‚Wie wär' es, wenn du mir heut einmal deinen Esel borgen wolltest, ich will Gemüse zu Markte bringen.‘

„‚Ei,‘ sagte das Alterchen, ‚das thut mir aber sehr leid, mein Esel ist selbst schon zu Markte gegangen.‘

„Wie der Nachbar so wieder davongehen wollte, hörte er des Küsters Esel im Stalle J-a! schreien.

„‚Was ist denn das?‘ fragte er, ‚du sagst mir, dein Esel sei zu Markte gegangen, und jetzt höre ich ihn im Stalle schreien?‘

„Da sagte das Alterchen: ‚Ho ho, Nachbar, glaubst du denn meinem Esel mehr als mir?‘“

„Sagen Sie, Frau Anna,“ fragte Hans Schmidt, angeregt und von dem Anblick der frischen, harmlosen Frau ganz benommen, die lebensfroh mitten unter den fremden und eigenen Kindern saß, „sagen Sie, wie kommen Sie dazu, die Kinder so sonderbare Moral zu lehren?“

„Ja wohl,“ lachte Anna. „Weil es das Rechte ist. Was man so gewöhnlich Moral nennt, macht dumm, und ich möchte, meine Kinder bekämen helle Köpfe. Was denken Sie, es ist eine große Mühe, so viele Kinder zu drillen, daher ist alles, was bestimmt ist, ihnen erzählt zu werden, alles, was sie lernen sollen, nur erfunden, sie unschädlich zu machen; das heißt, sie gar nicht zum Denken kommen zu lassen. Ich bin mit meinen Kindern so ehrlich, wie die Füchsin mit ihren Jungen. Ich mache ihnen nichts vor.“

Während Anna das sagte, blickte sie unschuldsvoll treuherzig zu Hans Schmidt hin und fuhr fort: „Ich sage ihnen, seid klug! Vergeßt nie, man muß entweder Hammer oder Ambos sein. Habt immer die Augen auf und laßt euch nichts gefallen. Ein guter Witz ist klüger als zwei Wahrheiten, zehn Grobheiten und sechsunddreißig Weisheiten und hilft besser durch die Welt. Gute

Menschen aber sollen sie trotzdem ganz gewiß werden. Es war einmal der Sohn eines armen alten Mannes Großvezier geworden," sagte Anna, „und der alte Vater machte sich auf, um zu sehen, ob es wahr sei. Wie er in die Stadt kam, da hielt der Großvezier gerade offnes Haus, und jedermann konnte an seiner Tafel essen, wie das so Brauch ist im Morgenlande. Da saßen lange Reihen von Bettlern, und der alte Vater setzte sich zu ihnen. Da erkannte ihn der Sohn, trat zu ihm und begrüßte ihn und fragte: ‚Weißt du denn auch, daß ich Großvezier geworden bin?'

„‚Das weiß ich,' sagte der Alte, ‚das ist ganz gut. Die Leute haben es mir erzählt, aber ich habe nicht gehört, daß sie gesagt hätten, du seiest auch ein guter Mensch geworden.'"

„Bravo," rief Obrist.

„Nun will ich noch eins erzählen," fuhr Anna fort, „dann ist's für heute zu Ende.

„Vor langer Zeit lebte einmal ein frommer, alter Abt in einem Kloster und war als Wächter für eine heilige Kapelle gesetzt, zu der viel Wallfahrer alljährlich kamen, um zu beten, denn sie umschloß die Gebeine eines großen Heiligen.

„Der alte Abt aber hatte einen Schüler, dem er sehr zugethan war.

„Als die beiden nun jahrelang miteinander im Kloster gehaust hatten und der Schüler zu Jahren gekommen war, sagte der heilige Vater: ‚Mein Sohn, es ist nun an der Zeit, daß du dich aufmachst und auf eignen Füßen stehen lernst. Gehe hinaus in die Welt und schaue dich um.'

„Das war dem jungen Schüler gar nicht recht, denn es behagte ihm im Kloster, in dem es sich gut leben ließ, und bei dem alten Abte.

„Der Abt aber gab ihm einen Esel mit auf den Weg und seinen Segen, und so zog er denn von dannen.

„Zuerst ging es ganz wohl, er hatte in seinem Rucksack Brot die Hülle und Fülle mitgenommen und auch Wein für den Durst, und der Esel fand Gras und Kraut unterwegs.

„Der Winter brach aber herein und Schneefall, und der Esel und sein Herr mußten durch eine große Einöde ziehen.

„Der Vorrat des Klosterbruders war längst zur Neige gegangen, und er ließ sein altes Eselein Tag und Nacht traben, um zu menschlichen Wohnstätten zu gelangen, und konnte ihm nichts geben, was seine Kräfte aufgefrischt hätte. Wohin er auch sah, deckte Schnee das ganze Land, und er fühlte, wie das Eselein immer langsamer und verdrossener seinen Weg machte.

„Schon längst war er abgestiegen, und sie trotteten nebeneinander her.

„Mit einemmal sah er eine Stadt vor sich liegen, Mauern, Türme und Dächer; da schwang er sich auf seinen Esel — trieb ihn an und dachte: ‚Das Stückchen wird ihm nicht schaden.‘ Ehe er aber die Thore der Stadt erreicht hatte, brach der Esel zusammen und verendete.

„Da jammerte der arme Klosterbruder und rief: ‚Ach du armes Vieh — du armes Vieh, wäre ich doch nicht aufgestiegen! Was soll ich nun beginnen!‘

„Aber der Esel war und blieb tot.

„Da grub der Klosterbruder ein Grab, legte den Esel hinein, setzte sich auf den Hügel und weinte.

„Und so saß er noch, als Leute des Weges daherkamen und fragten, was er da sitze und weine.

„Der Klosterbruder aber schämte sich zu sagen, daß er wegen eines Esels weine, und schwieg.

„Da sagten die Leute: ‚Du sitzest wohl gar auf einem Grab?‘

„Da nickte der Klosterschüler.

„‚Dir ist wohl dein Gefährte unterwegs gestorben, und du hast ihn begraben?‘

„Da nickte der Klosterschüler wieder.

„‚Das muß ein heiliger und frommer Mann gewesen sein, daß ein Klosterbruder so sehr um ihn weint.‘

„‚Ja,‘ sagte der Klosterbruder, der sich nun erst recht schämte, die Wahrheit zu gestehen.

„‚So ein frommer, heiliger Mann,‘ sagten die Leute, ‚wie dein Freund war, soll nicht hier auf freiem Feld liegen, wir wollen eine Grabkapelle über ihn bauen, und du komm mit uns und erwärme dich.‘

„Der arme Klosterbruder ging mit und dachte: ‚Wie wird es mir ergehen, wenn sie den Esel ausgraben!‘

„Aber sie gruben den Esel nicht aus, sondern bauten über seiner Grube eine schöne Grabkapelle und störten seine Ruhe nicht; und da die Stadt gerade keinen Heiligen in der Nähe hatte, an dessen Grab man beten konnte, so zogen gar viele Leute hinaus in die Kapelle des Esels und verrichteten ihre Andacht. Es kamen auch Arme und Krüppel und hofften, daß sie am Grabe des heiligen Mannes gesund werden würden.

„Nach Jahr und Tag bauten sie um die Kapelle her ein Kloster und der arme Klosterbruder wurde Abt darin. Er lebte nun im besten Wohlergehen; aber es war ihm doch nie ganz frei ums Herz, wenn er daran dachte, wer hier begraben lag.

„Eines Tages steht er vor seiner Klosterthür und sieht einen alten Mann auf einem stattlichen Pferde des Wegs daherkommen. Der schaut sich das Kloster aufmerksam an, reitet darauf zu und da erkennt ihn der Klosterbruder. Es

ist sein alter Abt, der erkennt auch seinen früheren Schüler und freut sich, daß es ihm so wohl ergeht. Der neue Abt führt ihn in das Kloster, bewirtet ihn und geht dann schweren Herzens mit ihm in die Kapelle.

„Denn er hat sich entschlossen, seinem alten Meister zu beichten, welche Bewandtnis es mit dem Heiligen auf sich habe.

„Und als sie miteinander in der Kapelle stehen, da gesteht er es unter Angst und Zittern und Seufzen und Stöhnen.

„‚Beruhige dich, mein Sohn,‘ sagte darauf der alte Abt und legt ihm die Hand auf die Schulter, ‚in meiner Kapelle da liegt der Vater von deinem Esel.‘

„So, und nun geht zu Bette, eins, zwei, drei,“ kommandierte Anna.

Es entspann sich nun noch zwischen Mutter und Kindern die herzlichste Abschiedsscene mit einem Ueberfluß von Küssen und es wäre einem Beobachter schwer gewesen, Annas eigne von den fremden Kindern zu unterscheiden.

Anna ging hinaus mit der ganzen Herde, und draußen auf dem Wege nach den Schlafzimmern fingen sie noch ein wehmütiges Volkslied im Chor an zu singen, das sonderbar beweglich in das stille, dämmrige Atelier eindrang; auf Obrist schien es wie mit breiten, dunklen Flügeln zuzukommen, er preßte die Hände vors Gesicht und sagte hastig: „Geh, Dickchen, geh.“ Das Kind, das nicht von seiner Seite gewichen war, erhob sich sachte, strich dem Vater weich über die Hände, sagte Hans Schmidt leise gute Nacht und ging hinaus.

„Sonderbar,“ begann Obrist, als die beiden Freunde wieder allein sich gegenüber saßen, „sonderbar, daß du gerade jetzt zu mir zurückkommen mußtest, wo es bei mir den Höhepunkt erreicht zu haben scheint. Sage mir, was bleibt

einem Wahnsinnigen von dem übrig, was er war! Glaube es mir, es ist eine dumme Redensart, wenn die Leute sagen, der Genius stirbt nicht — er stirbt.

„Gott weiß, ob es bei mir jetzt auch körperlich vollends zu Grunde geht.“ Obrist stand auf und ging hastig im Zimmer auf und nieder.

„Anna sagte, der Mensch fängt gottlob nicht erst beim Geheimerat an. — Beim Künstler leider weiß man nicht, was Mensch, was Künstler ist, da bleibt, wenn der Künstler hin ist, nicht einmal so viel Mensch übrig, um eine leidliche Verbindung von Mensch und Schuster oder Schreiber zu stande zu bringen.

„Weißt du, Hans Schmidt, ich war ein prächtiger Kerl — — aber es hing an einem Faden — das ist's — die Natur — die verfluchte Natur — der verfluchte Charakter und — die Nerven. —

„Und was thut das alles,“ sagte er gleichgültig. „Es ist albern, ein Wort darüber zu verlieren. Für den, der zwischen den Maden auf unserm Käse Halbgötter zu sehen glaubt, gewaltige Beanlagungen, für den mag es schmerzlich sein! Aber von einem gewissen Standpunkte aus, von dem aus alles sich löst und auseinanderfällt, den man weise oder krankhaft nennt — gleichviel wie — erscheint das Erhabene, Vollendete unter uns Menschenvolk erbärmlich genug. Was für sonderbare, blindtappende, dünkelhafte Geschöpfe sind aber auch die Gewaltigsten unter uns, die Weitsichtigsten, die man mit Ehrfurcht nennt — ein Plato — Kant, die uns glauben machen wollen, daß sie das schwere, dunkle Gewölbe, unter dem wir leben, durch ihre Geisteskraft durchbrochen haben, daß Licht aus andern Regionen zu uns eindringt. Was aber sind sie! Was haben sie erreicht! Und sie sind die Ersten unter uns!“

Hans Schmidt brachte es wieder nicht weiter, als sich

durch die festen, dichten Haare zu fahren, was ihn aber nicht verhinderte, sein Teil zu denken. Er sah auf seinen Freund, rieb sich die Stirn und sagte kurz und trocken: „Ich komme wieder."

Er stand auf, preßte Obrist die Hand kräftig und erregt, ging zur Thür, kehrte zurück und sagte noch einmal: „Auf Wiedersehen!"

Viertes Kapitel.

Hans Schmidt befürchtet einen ihm unbehaglichen Herzenszustand. Er ißt mit einem vortrefflichen Menschen zu Abend. Eine ausländische Briefmarke. Hans Schmidt träumt von einem schönen Garten und geht wohlgemut am andern Morgen zu seinem Freund Obrist und ist im Hause der Zwanglosen ein unbequemer Gast.

„So geht er also zu Grunde!" murmelte Hans Schmidt, als er von Obrist die Treppe hinab durch den dunklen Garten getappt war und nun auf der stillen Schöneberger Straße ging, im Ostwind, der den Staub ihm entgegenwirbelte. „So geht er zu Grunde, im Trübsinn, in elender Nervensucht? — Pfui Teufel!" Hans Ludwig Schmidt war mit dem Fuß an einen Stein gestoßen, der im Wege lag, und stieß diesen von sich.

„Als ob es nicht genug wäre, daß alles, was Körper ist, hier verwesen muß, daß das Beste hier unten auch so abscheulich zu Ende gehen kann." Er drückte sich den Hut fester in die Stirn, der Wind blies heftig; die Scheiben der Laternen klirrten — der einzige Ton in der einsamen Nacht.

„Ein tolles Durcheinander," murmelte er wieder, „dies

köstliche Weib, dies prächtige Geschöpf, dieser Vampyr. Es ist nicht gut, wenn ein Mensch neben dem andern allzusehr gedeiht und sich entwickelt."

„Es ist ihm nicht zu helfen, er sitzt fest. Sie hängen an ihm wie eine Kette!"

Aber diese köstliche Person, jede Bewegung ist Grazie! — Vor Hans Ludwig Schmidts Augen bewegte sich die Gestalt Annas, ihr kleiner, fester blonder Kopf entzückte ihn, die gedankenreichen Augen verfolgten ihn, und der schlanke, volle, lebendige Körper in dem sonderbaren blauen Kittel erschien ihm so unschuldig urwüchsig. Er dachte nach, um sie mit irgend einem Weibe zu vergleichen. Sie war nicht frauenhaft, — es war nichts in ihr, was ihn an die trockene Sicherheit der meisten Frauen erinnerte, auch nichts von jenem Selbstbewußtsein und Befriedigtsein. Sie war Mutter von ganzer Seele und zugleich Kind und Mädchen und toller Bube.

Nichts schien die Kraft zu haben, ihr den reizvollen Hauch von Unschuld nehmen zu können, der mit ihr geboren war.

Hans Schmidt fühlte sich im innersten Herzen von ihrem Bild berührt. „Schade daß sie den besten Kerl auf dem Gewissen hat! Schade!" Und wieder umgaben seine Gedanken den Freund — und wieder drängte sich das Bild der schönen, heiteren Frau dazwischen und überströmte ihn wahrhaft wie warme, volle Frühlingsluft.

In der Dumpfheit unbewußter Gefühle war es ihm, als ginge all dies Empfinden von Sonne, Heiterkeit, Frühlingshauch und Duft, goldnem Blond, silbernem Lachen, von jenem Strauß Märzblumen aus, den Anna diesen Abend an der Brust getragen hatte.

Mit einemmal blieb Hans Ludwig Schmidt stehen und sagte auf eine merkwürdig mürrische Weise, die ihm

eigen war: „Kurz und gut, da hab' ich mich in diesen Unglücksvogel verliebt. — Meinetwegen! — Macht nichts!"

Mit dieser Kritik seines Herzens trabte er weiter und wurde jetzt von dem Bild der schönen Frau weniger beunruhigt, denn eine aufkeimende Liebe will ihre gute Ruhe haben, Dämmerung und Unnahbarkeit, und will nicht gleich so angeschnauzt werden, wie Hans Ludwig Schmidt es that. — Er hatte sie ja auch schon manch liebes Mal gesehen und erinnerte sich, jedesmal einen ähnlichen Sturm seiner Gefühle durchlebt zu haben. Seine Gedanken beschäftigten sich schließlich mit seinem unglücklichen Freund. Er grübelte, wie ihm zu helfen sei, und ob die Einladung des Geheimerats irgend welchen Nutzen haben könnte, ob er sie morgen noch anbringen sollte, oder ob es besser wäre, sie beiseite zu lassen und nach etwas andrem auszusehen.

So in Gedanken vertieft, ging er durch die Potsdamer Straße, kam aus der Stille immer mehr ins Leben hinein. Es leuchtete, rasselte, trabte, schlenderte, eilte um ihn her und an ihm vorüber.

Er begegnete einem Bekannten, einem jungen, vielbeschäftigten Arzte, der ihn ansprach, und mit dem er weiterging.

„Wo kommen Sie denn von da draußen her?" fragte dieser.

Hans Schmidt sagte ihm, daß er in Schöneberg gewesen war, und beide traten miteinander in ein Restaurant ein, wo sie sich an manchem Abend zusammengefunden hatten.

Als sie sich niedergesetzt hatten, sagte Hans Ludwig Schmidts Begleiter: „Wer ein gutes Werk, wie Sie, hinter sich hat, der kann es sich besten Gewissens wohl sein lassen! Sie waren draußen bei Obrist in Schöneberg. Sie ver-

kehren ja wohl miteinander? Auch einer, der auf dem Aussterbeetat steht. Ich habe den Menschen vor kurzer Zeit getroffen; wenn da nichts Energisches geschieht, ist es wohl nur eine Frage der nächsten Zeit, bis bei ihm Entscheidendes ausbricht. Unter den Künstlern ist nun einmal die Pest, oder vielmehr die Kunst ist eine Art Pest, bei der die Wenigsten durchkommen. Sie scheint mit Vorliebe nervöse Konstitutionen zu befallen. Einmal „Beefsteak aux champignons und pommes de terre sautées!" fuhr er fort und wendete sich zu einem wartenden Kellner. Darauf weiter: „Von den meisten meiner jungen Künstlerbekanntschaften könnte ich Ihnen sagen, was mit der Zeit aus jedem einzelnen wird."

„Sehr interessant," sagte Hans Ludwig Schmidt kühl.

„Im vollsten Ernste," erwiderte der schneidige Arzt eifrig. „Sie glauben es nicht?"

„Gewiß," antwortete Hans Schmidt und blätterte in einer Zeitung, die vor ihm lag. „Sie sollten ein Auskunftsbüreau dafür errichten."

„Nein, im vollsten Ernste, die unheilvollste Nervenkrankheit ist verletzte Eitelkeit, glauben Sie mir, und daran gehen die meisten zu Grunde; der in Schöneberg auch, der Obrist; es ist eben eine unangenehme Erfahrung, sich in seinen Fähigkeiten getäuscht zu haben."

„Eine sehr unangenehme Erfahrung," sagte Hans Schmidt und blätterte in seiner Zeitung weiter. „Ich dächte aber, wir wären nicht die einzigen, die davon heimgesucht werden." Hans Schmidt drehte sich eine Cigarette.

„Es tritt noch mancherlei hinzu," sagte der Arzt, „was bei dem Künstler die Verletzung der Eitelkeit gefährlicher werden läßt, als bei andern. Wie gesagt, die nervöse Konstitution, die Arbeit mit der Phantasie, die für den geistigen Zustand unvorteilhaft ist."

„Es gibt nur sehr wenig Künstler," sagte Hans Schmidt.

„Nun, ich dächte, wir hätten keinen Mangel daran!"

„Doch, ich dächte," meinte Hans Schmidt, erhob sich und brannte seine Cigarette an.

„Ein echter Künstler," sagte er, als er langsam zurückkam und die Rauchwölkchen vor sich hinblies, „der kommt euch Aerzten selten unter die Finger — ich sage damit nicht, daß er sich nicht die Beine brechen könnte, oder daß ihn nicht einmal ein Hühnerauge oder eine Lungenentzündung erwischte; aber außerdem erfahrt ihr nichts von ihm — er wird sich hüten, ist übrigens gar nichts vorhanden, was er Grund hätte euch zu gestehen — wird sich hüten. Im Gegenteil, Künstler, wie ich sie meine, sind innerlich gesunde Leute. Ihre Person tritt vor den Forderungen, welche die Kunst an sie macht, zurück, so etwas ist immer gesund."

„Wohl eine etwas ideale Auffassung," sagte der Arzt, sein Beefsteak aux champignons und die pommes de terre sautées mit bestem Appetite kauend.

„Das nicht," sagte Hans Schmidt, „es ist so eine reale Sache wie Ihr Beefsteak; denn ein Künstler, der seine eigne Person nicht zurückdrängt, ist kein Künstler. Ich würde mich für einen verlorenen Menschen halten, wollte zum Beispiel eine Liebschaft sich so breit machen, daß sie mir die Stunden, die der Kunst gehören, einengte; oder wollte mich ein Todesfall so erschüttern, daß ich an kein Arbeiten mehr denken könnte, oder ein Erfolg so befriedigen, daß ich nun glaubte, genug gethan zu haben. Es darf für einen Künstler nichts existieren, was ihn aus der Bahn treibt. Er braucht deshalb nicht hartherzig zu sein, nur muß er den Fleiß heilig und unantastbar halten. So einen Kerl bekommt ihr nicht lebend in die Hände, und wenn ihr ihn seziert, ist alles in bester Ordnung."

„Kann sein,“ sagte der Arzt, „die Ausnahme thut hier wenig zur Sache.“

„Nicht Ausnahmen! Es ist die Sache selbst; die andern sind Gott weiß was, aber keine Künstler, mit Obrist ist's etwas andres, der ist ein närrischer Kerl!“ Hans Schmidt sah vor sich hin und schüttelte den Kopf.

„Sie haben sich bei Monsieur Obrist besonders erbaut heute, daß Sie in diese schwunghafte Laune gekommen sind.“

„Sie machen mir mit Ihrem Beefsteak Appetit, es scheint gut zu sein,“ sagte Hans Schmidt und blickte nachdenklich auf den Teller seines Nachbars.

„Vortrefflich,“ sagte der Arzt mit feucht glänzenden Lippen.

„Gut.“ Hans Schmidt bestellte sich auch ein Beefsteak aux champignons.

„Donnerwetter!“ fuhr der Arzt fort, „ich wäre in Verzweiflung, wenn mir irgend ein dankbarer Patient Obrists Ladenhüter verehren wollte.“

„Ueberhaupt,“ meinte Hans Schmidt, „wäre es nicht ganz taktvoll von dem Patienten, so einem vortrefflichen Menschen, wie Sie sind, irgend eine Art Ladenhüter oder Gemälde überhaupt zu verehren —“

„Für dieses wenigstens dankte ich. Für Obrist aber könnte es ein ganz nützlicher Gegenstand werden als Empfehlungsbrief an irgend eine Anstalt hochgradig Nervenleidender, gelinde gesagt.“ Der Arzt lachte wohlgefällig über seine vorzügliche Bemerkung.

„Euch Aerzten möchte man doch seinen Hund nicht anvertrauen, wenn man euch reden hört,“ sagte Hans Schmidt. „Wenn ich einen fände, von dem ich wüßte, daß er Respekt vor dem empfände, was man Genialität nennt, der gern einen Funken Genialität dem Leben erhalten würde, ich ginge zu ihm, um mir Rat zu erbitten.“

„Ich weiß schon," sagte der Arzt, „was Sie verlangen, gibt es gottlob nicht; einen berühmten Mann zu kurieren, wird es sich ein jeder angelegen sein lassen, aber der Teufel bleibe uns vom Halse mit den verlorenen Genies. Es kommt für niemand dabei etwas heraus. Ich bin kein Anhänger unsrer übergroßen Humanitätsbestrebungen, die nicht dulden, daß man eine Laus da sitzen läßt, wo es ihr nicht zuträglich ist. Ich folge in meinen Ansichten den Wegen der Natur, und die ist ein für allemal nicht human, sondern in den Augen zartfühlender Seelen eine rechte Bestie, und eine grausame dazu. Millionen mögen untergehen, wie sie wollen oder nicht wollen, wenn die Rasse nur bestehen bleibt, am Individuum ist wenig gelegen. Lassen Sie Ihren Herrn in Schöneberg um Gottes willen seiner Wege gehen. Meinetwegen auch mag er ein ganz geschickter Mensch sein, aber ich rate Ihnen, mengen Sie sich dort nicht ein, glauben Sie meiner Erfahrung! Sie haben nur Aerger und Verdruß und werden nichts ausrichten; ich kenne solche Halbnaturen. Wozu sie künstlich auffüttern? Was haben wir davon, daß in unsrer Zeit so vielen Krüppeln und Elenden das Leben mit Angst und Mühe hingefristet wird. Wir kommen schließlich dahin, daß die Welt aus Kranken und Krankenwärtern besteht. Ich spreche gegen mein eignes Metier. Sie sehen, wie offen ich bin."

„Was Sie da reden," sagte Hans Schmidt, „ist ja ganz interessant. Schließlich handeln wir alle nach einem dunkeln Drange, für den es keine Regeln gibt."

„Da haben wir den weitsichtigen Idealisten!" sagte der Arzt und blies, wie es schien, amüsiert die lustigsten Rauchwölkchen von sich — allerliebste kleine Ringel, denen er behäbig nachblickte.

„Eine verrückte Zeit!" fuhr er lächelnd fort. „Ich glaube nicht, daß jemals so viel gealterte, schwache, ver-

dorbene Naturen aufgepäppelt wurden wie jetzt, und glaube auch nicht, daß jemals so viel junge, die nützlich werden könnten, zu Grunde gerichtet werden wie jetzt. Ich meine, in unsern löblichen Schulen zum Beispiel. Bleiben Sie mir vom Leibe mit Ihren Krankenwärtern für schwach organisierte Künstler. Jedes Ding muß beim Zipfel gefaßt werden, bei der Wurzel, wenn man von Grund aus handeln will. In die Brutstätten, in denen das Unheil gestiftet wird, da muß man hineinfahren! Das wäre mir, wenn man die Unglücksnester stehen ließ und an den verquickten Geschöpfen, die daraus hervorgegangen sind, herumdoktern wollte! Laßt die laufen, wie sie sind. Es ist eine Verschwendung an Zeit und allem möglichen Aufwande, sie einigermaßen wieder herzustellen — die Schulen sind nämlich mein ganz besondrer Sport," sagte der Doktor und lehnte sich zurück.

„Uebrigens zum Arzt bin ich verdorben, das sehen Sie, statt daß mir jeder hohe Schulrat die achtbarste, anerkennungswerteste Person wäre, nämlich mein Brotherr, Ernährer, der mir das beste Futter zuführt, dem ich einmal meinen Wohlstand zu danken hätte, habe ich einen wahren Abscheu gegen dieses Volk. Menschenfresser sind mir lieber.

„Durch ihre Verdummungsanstalten werden die Generationen getrieben. Damit ja nichts Ursprüngliches an ihnen bleibt, wird dort fremdes Zeug mechanisch einfiltriert, in solchen Massen, bis jedes eigene Denken stockt, bis die Gehirnthätigkeit insoweit gelähmt ist, daß die vortrefflichsten Maschinen für den Staat fertig dastehen, so daß er nur blindlings hinzulangen braucht, um so eine von der Prüfungskommission empfohlene Maschine hinzustellen, wohin es ihm beliebt, und sicher zu sein, daß sie unschädlich stampfen und treten wird.

„Die Schule macht es mit dem Schüler genau so, wie die Bauersfrau mit der Gans. Die stopft und stopft und stopft das arme Vieh, bis es von seiner natürlichen Anlage abweicht und sich das in ihm, was für gut und nützlich gehalten wird, eine große Leber, entwickelt. Aber es ist keine gesunde, kräftige Gans mehr.

„Hier, sehen Sie her!“ Der Arzt zog aus seinen Rocktaschen einen erstaunenerregenden Haufen von Manuskripten und langen Tabellen, breitete sie energisch und eifrig vor Hans Schmidt aus, schob den Teller zurück und sagte: „Da schauen Sie her, eine statistische Arbeit, die den Herrn die Augen öffnen könnte. Es ist schon eine Arbeit,“ der Doktor zog ein paar kräftige Züge aus seiner Cigarre „derentwegen man alle Hände über mich breiten sollte, als über einen Wohlthäter der Menschheit, es ist nämlich meine Arbeit.“

„Ach so!“ sagte Hans Schmidt.

Der Arzt fuhr fort und strich mit dem Finger an einigen Zahlenreihen mit Erläuterungen hin: „Hier haben Sie die Zahlen der Geschöpfe, die aus der Schule alljährlich mit Rückgratsverkrümmungen entlassen werden.

„Hier haben Sie die Zahlen von denen, die um ihre gesunden Augen gekommen sind. Hier die Schwächlichen, die Nervösen — das nimmt kein Ende. Die Skrophulösen — sagen Sie einmal, sind Sie Markensammler?“ unterbrach sich der Arzt ungeduldig und blickte auf Hans Schmidt, der sich geneigt fühlte, statt auf die Tabellen, auf ein Couvert mit fremder Marke zu blicken, das mitten unter den Papieren lag.

„Hier die, die der Schwindsucht in die Arme laufen,“ der Arzt fuhr mit Vehemenz über lange Zahlenreihen hin. „Hier die Blutarmen, im Wachstum zurückgebliebenen. Hier die Stumpfsinnigen, die früher nur Unbegabten, die sie bis

aufs äußerste getrieben haben, um ihnen beizubringen, wozu sie nicht eingerichtet waren.

„Aber was hat Ihnen denn die Briefmarke gethan?" fragte der Arzt eifrig dazwischen und durchbohrte Hans Schmidt mit seinen Blicken. „Haben Sie noch keine solche gesehen? Es ist eine simple türkische, es ist eine türkische Briefmarke."

„So!" sagte Hans Schmidt, dessen Gedanken sich umhertrieben.

Nirgends herrscht die Gerechtigkeit so schön und unbestritten, als da, wo zwei sich von ihren Angelegenheiten unterhalten. Zuerst spricht der eine von seiner Sache, da faselt und träumt der andre, dann ist der zweite daran und es ist die Reihe an den ersten gekommen, nach Herzenslust unachtsam zu sein.

„Hier schauen Sie," fuhr der Arzt fort, „so geht es weiter und weiter, so werden alljährlich die Krüppel vollendet entlassen und hinaus ins Leben getrieben, wo sie Unheil erdulden und anrichten. Ich habe mich fürs erste begnügt, die körperlichen Gebrechen zu verzeichnen, die jährlich in den Schulen großgezogen werden; vielleicht gelingt es mir auch noch, mich an die geistigen zu machen, und das würde eines der stattlichsten Register werden. Sie haben keine Ahnung, was an Kraft zerstört wird; mit jedem körperlichen Gebrechen treten zehn geistige ein. Das allein genügt. Die Hauptsache aber ist, die armen Kerle lernen samt und sonders nicht mehr denken, die besten Beanlagungen werden von sinnlos angehäuften Kenntnissen erstickt. Glauben Sie mir zum Beispiel: ich halte es ein und allemal für unmöglich, daß aus unsern Tagen ein großer Künstler hervorgeht. Es ist unmöglich. Die alten Meister haben mit zehn, zwölf Jahren begonnen, die Kunst, für die sie beanlagt waren, zu studieren. Jetzt ist keine

Zeit vorhanden, eine Beanlagung überhaupt vor dem zweiundzwanzigsten bis vierundzwanzigsten Jahre zu spüren. Mein Gott, die armen Teufel haben keine Muße, keinen Frieden, und entscheiden sie sich endlich, nachdem sie müde und matt gearbeitet, von geistlosen Wiederholungen stumpf geworden sind, für die Kunst, ist ihre beste Kraft schon verloren und sie sind Männer, die eigentlich schon die Hauptsache müßten erreicht haben."

„Ja, es ist eine verdammte Geschichte mit dem Gelerne," sagte Hans Schmidt, „und, sagen Sie, das haben Sie alles zusammengestellt? Das muß ja eine grenzenlose Arbeit sein, wenn sie nur zu etwas führte." Jetzt hielt Hans Schmidt zerstreut das Couvert mit der fremden Briefmarke in der Hand.

„Das Couvert hat eine große Anziehungskraft für Sie," sagte der Arzt, „gestehen Sie es nur, Sie sind doch Markensammler. Meinetwegen schneiden Sie sich das Ding heraus, wenn Sie wollen."

„Durchaus nicht," sagte Hans Schmidt, blickte aber zum erstenmale mit bewußtem Interesse auf den Brief. „Seit wann führen Sie so auswärtige Korrespondenzen?"

„Ein Ausnahmefall," erwiderte der Doktor. „Uebrigens ein Ausnahmefall in jeder Beziehung. Wenn es Sie interessiert, lesen Sie den Brief. Hier," der Doktor zog ihn aus dem Couvert. — „Eine Person, die sich durchs Leben geschlagen hat und der es wirklich sonderbar ergangen ist, ein ganz interessantes Frauenzimmer. Da, lesen Sie. Es ist eine Art Cousine von mir, eine rabiate, kräftige Person. Gott sei Dank, die ist unverdorben durch die Schule gegangen. Sie sitzt seit so siebzehn bis achtzehn Jahren in einem Nest bei Konstantinopel. Da, lesen Sie!"

Hans Schmidt wußte nicht recht, wie er zu dieser

Auszeichnung kam. Er nahm den Brief zur Hand. „Ich soll ihn lesen?“ fragte er.

„Wenn Sie wollen?“

Hans Schmidt begann mit der Lektüre und der Doktor sagte:

„Sehen Sie, das ist noch eine Natur, die ich mir gefallen lasse, an der ist nichts Krankes, nichts Verdorbenes. Für solche habe ich nun einmal ein Interesse, Leute wie Ihr Obrist, so abgemergelt, sind mir widerwärtig. Ich bin eben als Arzt verdorben —“

„So seien Sie doch still, wenn ich lesen soll,“ sagte Hans Schmidt.

Der Doktor raffte die um ihn liegenden Blätter wieder zusammen und packte seine Tabellen wieder in die Rocktasche und Hans Ludwig Schmidt las wie folgt:

„Konstantinopel.

„Geehrter Vetter!

„Ich habe mich nicht in Dir getäuscht und bedanke mich herzlichst und ganz ergebenst. Für habgierig wirst Du mich ja wohl nicht halten, sondern hast mich verstanden, daß ich diejenige, die ich meine Tochter nenne, nach allen Seiten sicher stellen will und daß sie durch mich jeden Vorteil, der in meiner Macht steht, erlangen soll. Du hast mir altem Weibe sehr freundlich geantwortet und hast mehr als Deine Schuldigkeit gethan. Ferdös bedankt sich durch mich bei Dir, die kleine Erbschaft wird zu ihrer Aussteuer verwendet werden. Es mag ja nicht mehr lange währen, da werde ich daran denken, sie zu verheiraten. Ebenso bedankt sich unser Iskender, der allerbeste Diener und Freund, bei Dir. Wir haben ihm von der Erbschaft, die wir durch Deine Verwendung für uns erhielten, einen kleinen Teil für seine alten Tage ausgesetzt, für die alten Tage, die,

Gott sei's geklagt, immer hereinbrechen, wenn der Mensch seine Zeit bis zu Ende lebt.

„Bei uns steht und geht alles ganz wohl. Mir ist's zu gute gekommen, daß ihr Franken, ihr Deutschen, ihr Europäer, wie soll ich euch nennen, daß ihr solche Barbaren seid, wie ihr seid!

„Wäre ich damals nicht gegangen und hätte mich und das Kind vor eurer Thorheit und Grausamkeit in Sicherheit gebracht, möchte ich wissen, wie es jetzt um mich stände! So gesund und frei und gutartig wäre ich schwerlich geblieben und einen so herrlichen Garten, wie ich ihn habe, hätte ich sicher nicht. Einen Garten, in dem dichte Feigenbäume stehen, Granaten, Lorbeer, Wein, Oleander und Rosen, in dem wir Gemüsearten ziehen, die ihr dem Namen nach nicht kennt, die aber teilweise gar wohl bei euch eingeführt werden könnten, wenn euch an gutem Gemüse gelegen sein würde und wenn ihr nicht so erschreckliche Fleischfresser wäret. Und so ein hübsches, lustiges Haus hätte ich sicher auch nicht, sondern steckte Gott weiß wo, erbärmlich bis an mein Ende beargwöhnt und ausgestoßen, und statt daß ich vereinsamt gelebt hätte, verbittert und gebrandmarkt, in Thränen und Klagen über eure Härte und Ungerechtigkeit, habe ich hier schon hundertmal mit guten Leuten gesessen und über die ganze Sache und über euch alle miteinander gelacht — und für mich im Herzen alle die ihr opfert, bitter beklagt.

„Masch Allach! — Masch Allach!

„Das ist ‚Gottes Wunder — er wird's so wollen!‘ sagen die Türken. ‚Was sind Deine Franken für ein Volk! — Gott gebe ihnen Weisheit!‘

„Das ist, was sie mir zu erwidern wußten, wenn sie sich lange genug verwundert hatten über das, was ich ihnen erzählen konnte.

„Wir sind hier glücklich und gesund. Das Meer leuchtet mir blau zum Fenster herein, während ich schreibe. Im Garten arbeiten meine Leute. Es ist ein gutes, schönes Land hier. Gott sei dafür gedankt! — Es ist das beste Land auf Erden. Noch einmal, Gott segne es.

„Laß Dir es auch wohl ergehen, Herr Vetter, und sei gegrüßt von

Lore Brunquell."

„Wie es scheint, eine zufriedene Seele," sagte Hans Schmidt, als er zu Ende gelesen hatte und den Brief dem Doktor zusammengefaltet wieder zurückgab. „Es liegt für mich etwas Eigenartiges in diesem Schreiben. Nach dem Schicksal der Cousine braucht man nicht zu fragen. Sie spricht es selber aus."

„Ja," sagte der Doktor und zog seine Uhr, „aber man schließt falsch, das Kind, von dem die Rede war, ist nicht ihr eignes Kind."

„Nicht?" fragte Hans Schmidt.

„Nein. Es ist schon spät geworden, ich habe noch einen Besuch zu machen," fuhr der Doktor fort. „Wie war es, wollten Sie die Marke?" Er schob eben den Brief seinen Tabellen nach in die Tasche und hielt damit, indem er fragte, inne. —

„Nein, durchaus nicht, behalten Sie Ihre Marke."

„Gut." Der Arzt erhob sich, klopfte sich auf die stramm gefüllte Brusttasche und nahm seinen Hut. Hans Schmidt machte sich auch zum Gehen bereit, und so brachen sie miteinander auf und trennten sich vor der Thür, der eine ging dahin, der andre dorthin.

* * *

Hans Ludwig Schmidt wandelte noch eine Zeitlang in der Potsdamerstraße auf und nieder, das Bild seines

Freundes Obrist tauchte voll und ganz wieder in ihm auf und zwar nach der Unterhaltung mit dem Arzte doppelt erbarmungswürdig. Es war ihm, als wäre Obrist auf das elendeste beleidigt und entehrt worden, seit der Arzt von ihm gesprochen hatte, ungefähr beiseite geschoben wie ein nutzloses, krankes Haustier, das sein Futter nicht mehr wert ist. Der Schmerz um diesen Freund, dem er, wie er fühlte, unendlich viel verdankte, den er hochgestellt hatte wie keinen andern Menschen, dem er sich untergeordnet hatte, schüttelte Hans Schmidt förmlich. Er lief in Sturmesschritten durch die Straßen und hatte das Gefühl, daß er den Arzt erwürgen könnte mit tausend Freuden.

„Ich lasse dich nicht zu Grunde gehen, rechne auf mich, Obrist, und morgen kommst du mit mir zum Geheimerat, du magst wollen oder nicht!"

Dieser Entschluß schien beruhigend auf Hans Schmidt zu wirken, und er machte sich auf den Weg, nach Hause zu gehen.

Diese Nacht hatte er den Traum, daß er in einem wunderschönen Garten auf und nieder flöge. Es waren auch Personen zugegen und allerlei Begebenheiten hatten sich abgespielt. Wer es aber gewesen und was es gewesen war, das hatte sich beim Erwachen vollkommen verwischt, nur der leere Raum gleichsam, den die Personen ausgefüllt hatten, war wie im Gedächtnis zurückgeblieben, aber der schöne Garten hatte eine wahrhaft erfreuliche Wirkung gehabt; es ist immer ein Glück im Traum wie im Leben, wenn das Schicksal uns gute Eindrücke vergönnt.

Hans Schmidt begann seinen Tag in bester Stimmung, beschloß aber, nicht zu arbeiten, sondern sich wieder zu Obrist aufzumachen, um ihn am Morgen mit seinem Vorschlag zu überraschen.

Er machte den Weg nach Schöneberg zu Fuß und ließ

allmählich das Menschengewirr und Wagengerassel hinter sich und war frisch und guter Dinge. Als er in das Atelier eintrat, kam er gerade zu dem erfreulichen Augenblicke, daß die Tanten das Jüngste daselbst badeten. Er war von einem der beiden Lockenköpfe ohne viel Umstände hereingeführt worden. Anna stand an der Staffelei und malte, die jungen Hühnchen trippelten immer noch im Zimmer umher, die Nachtlichter mit den Eiern und den leeren Schalen standen noch auf dem Fußboden.

Allgemeines Erstaunen, als Hans Schmidt eintrat. Anna sah etwas beschämt aus. Die Tanten hatten sich züchtig mit dem Rücken und ausgebreiteten Röcken um die Wanne gestellt, in den Lücken, die sie mit ihren hageren Armen und Schultern bildeten, schimmerte ein rosa Körperchen durch. Die Tanten schienen übrigens die Gewohnheit zu haben, ihre Röcke als spanische Wände zu benutzen. Alle Thüren öffneten sich, es entstand ein Zugwind, der durch das ganze Atelier fegte, und aus jeder Thürspalte guckten ein paar Kinderköpfe. Man wollte sehen, was es gäbe.

Anna stand mit voller Palette Hans Schmidt gegenüber und lächelte freundlich, währenddem sie im Zimmer Umschau hielt.

In dem Augenblick ertönte ein furchtbarer Schrei, und eine der Tanten sprang, als hätte sie eine Schlange gestochen, hoch in die Höhe. Das kleine rosige Badepüppchen hatte, als es die Tanten so verlockend und still stehen sah, der einen den vollen Schwamm im Nacken ausgedrückt. Die Aermste war ganz verzweifelt, schüttelte sich und sprang. Die Köpfe in den Thürspalten jubelten und lachten aus vollem Hals, und das wilde kleine Ding im Wasser wurde wie des Teufels, schrie und spritzte Wasser in Strömen um sich und warf den nassen Schwamm vom Glück begünstigt Anna ins Gesicht. Die sprudelte und lachte und

wäre sich mit der vollen Palette in die Haare geraten, hätte Hans Schmidt nicht das Unheil vorausgesehen und verhindert, indem er blitzschnell mit der Hand zwischen die drohenden Farben und den blonden Zopf gefahren wäre. So war mit einem Schlag alles in einen außerordentlichen Untergang verwandelt und schwamm und tropfte. Solcher Zusammensturz der heilsamen Ordnung tritt immer in absonderlichen Familien, in denen alles nicht ganz so ist, wie es sein sollte, in Vollkommenheit und überraschender Folgerichtigkeit auf. Ganz ruhige, gesittete Familien haben dergleichen zwar auch zu verzeichnen, doch stehen bei ihnen die Ereignisse nicht so gut im Einklang miteinander, und um sie auf eine gewisse Höhe im Wiederberichten zu bringen, thut es not, Lücken mit Hinzugedachtem zu füllen, damit die Sache eine annehmbare Form erhält, das war bei Obrists nicht nötig, die Ereignisse trugen hier etwas Geniales an sich.

Die Familie befand sich also im besten Durcheinander. Das Kind wurde von den Tanten in der allgemeinen Verwirrung, wenn auch nicht mit dem Bade ausgeschüttet, doch in der Wanne zur Thür hinausgetragen, was für alle drei Teile ein schwieriges Unternehmen war und nur mit viel Wasservergießen, Anecken und Geschrei vor sich gehen konnte. — Anna war indessen nach Tüchern gestürzt, um die Wasserfluten aufzuwischen. Sie that das in ängstlicher Erregung, denn sie wußte, daß es für Obrist nichts Quälenderes gab, als am Morgen in ein feuchtes Zimmer zu treten.

„Sie glauben nicht, wie empfindlich er ist,“ sagte sie zu Hans Ludwig Schmidt gewendet — „das allein genügt, um ihn den ganzen Tag wie verstört zu machen. Er glaubt dann erkältet zu sein, ist verstimmt und für Tage verstummt,“ dabei wischte und rieb sie aufs eifrigste.

Hans Schmidt erwiderte nichts. Endlich sagte er:

„Sie sollten nicht dulden, daß er so spät aufsteht, das ist nichts für ihn, es lohnt nicht der Mühe, noch etwas zu beginnen, wenn man nach dem Aufstehen schon mitten im Tage ist.“

Anna seufzte auf. Indem kamen aber ein paar Kinder, um nach diesem und jenem zu fragen, und die Gedanken der hübschen Frau erhielten sogleich eine lebendige und heitere Richtung. Ein andres stürmte herein und erzählte ganz erregt, daß die Tante mit dem Jüngsten, das noch in der Badewanne säße, sich in einem erschrecklichen Kampfe befände. Es wäre ganz verrückt und frech geworden, und niemand könnte mit ihm fertig werden. Wieder eine andre Botschaft meldete, daß die Köchin unten nicht wüßte, was beginnen — und daß die Buben ihr in den Haaren lägen und daß der Reis angebrannt sei, daß Anna neuen herausgeben möchte. Das Leben schien in allen Ecken dieses Hauses auf das geräuschvollste und heftigste zu wirken. — Anna hatte eben wieder die Palette zur Hand genommen, um in ihrer Malerei fortzufahren, da entschloß sie sich kurz, da die verschiedenartigsten Töne wahrhaft bedrohlich in das Atelier eindrangen, legte die Palette beiseite, wickelte ihren Zopf, der sich gelöst hatte, energisch im Hinausgehen um den Kopf, was eine charakteristische Angewöhnung zu sein schien, und bald war ihre wohllautende Stimme da und dort zu hören. Hans Schmidt, um den sich niemand sonderlich gekümmert hatte, ja den man im Hause der Zwanglosen kaum bemerkt zu haben schien, setzte sich ganz schwindelnd von alledem, was sich in Zeit von zehn Minuten begeben hatte, nieder und stützte den Kopf in die Hände.

Er hatte den Eindruck, als wäre diese ganze Familie auf das unsinnigste ins Kraut geschossen und wollte alles, was zwischen sie geraten war und auch gen Himmel wachsen wollte, ersticken.

Jetzt öffnete sich die Thür und Obrist trat ein. Um ein Haar hätte er, als er die Thür wieder einklinkte, eins der umherhuschenden gelben Küchel ganz zerklemmt. Es schrie und piepte jämmerlich und war einen Augenblick mit den Krällchen zwischen Thür und Schwelle geraten. Obrist wurde erschreckend bleich, glaubte sich allein im Zimmer und lehnte sich kraftlos mit dem Kopf gegen die Wand. Mit einemmal fuhr es wie Heftigkeit durch seine Gestalt, er schlug mit der Faust gegen den Thürpfosten und rief: „Sei verdammt, was mir in den Weg läuft!"

Da sah er Hans Schmidt sitzen.

„Du empfängst deine Gäste gut," sagte dieser ruhig.

„Was willst du?" fragte Obrist.

„Nichts, — ich sagte dir, daß ich wiederkommen würde. Da bin ich."

„Nun, und um diese Zeit, — was fällt dir ein, du bist wohl angesteckt und hast das Faulfieber."

„Wieso, weil ich einmal wieder nach dir sehe," war die gemessene Antwort.

„Bediene dich." Obrist zeigte auf ein Tischchen neben Hans Schmidt, auf dem alles zum Rauchen Nötige stand und auf dem eine Auswahl der zierlichsten Pfeifenköpfchen aus rotem Thon lag. Diese Pfeifenköpfe hatte Obrist sonderbarerweise von einem umherziehenden Araber in Tirol auf einer Studienreise gekauft, und hatte seinen Spaß daran. Er bediente sich dieser Pfeifchen schon seit einer Reihe von Jahren. —

Hans Schmidt langte nach einem davon, füllte es in aller Ruhe und zündete es an, während Obrist sich, in seinen Mantel gehüllt, niedergesetzt hatte. Es schien ihn zu frösteln und er blickte unverwandt und beunruhigt auf die feuchten Dielen.

„Sie haben die Badewanne darüber gegossen,“ erklärte Hans Schmidt trocken.

Obrist blickte ihn verwundert an.

„Du hältst nicht gut Ordnung, Obrist. Sie sind alle toll und verrückt hier.“

„So,“ sagte Obrist, als wenn Hans Ludwig Schmidt ihm etwas vollkommen Neues mitgeteilt hätte. Darauf trat ein langes Schweigen zwischen beiden Freunden ein.

„Ich werde heute wahrscheinlich ziemlich lange hier bleiben,“ begann Hans Schmidt nach einer Weile mit größter Ruhe.

„So lang du willst,“ sagte Obrist und ließ einen beobachtenden Blick über seinen Freund gleiten.

„Uebrigens,“ fragte Obrist, „was führt dich jetzt mit einemmal zu mir her? Es sind ja, dächt' ich, vordem fast zwei Jahr vergangen, daß du dich kaum blicken ließest.“

„Ich werde meinen Grund haben.“

Obrist sah ihn mit einem sonderbaren Blick an — zündete sich eine Cigarette an. Und so blieben sich die beiden Freunde schweigsam gegenüber.

Hans Schmidt saß wie aus Holz geschnitzt, ohne jede Bewegung und vollkommen ausdruckslos.

Obrist schien über diese Situation nervös und ungeduldig zu werden, stand auf, ging im Zimmer auf und nieder und setzte sich dann wieder, fuhr sich über die Stirn und fragte: „Sag einmal, Hans, seit wann bist du dämonisch geworden?“

„Jeder, der auf ein bestimmtes Ziel losgeht, ist für die andern dämonisch,“ antwortete Hans Ludwig Schmidt trocken.

„Gut,“ sagte Obrist.

Und wieder schwiegen sie Beide.

Hans Schmidt unterbrach das Schweigen und fragte:

„Gehst du heute abend mit mir zum Geheimerat?"

„Dummes Zeug," war Obrists Erwiderung.

„Gut," sagte Hans Schmidt in derselben Betonung, wie Obrist vordem, und lehnte sich zurück.

Nach Verlauf von einigen schwer dahinschleichenden Minuten fragte er wieder:

„Sag einmal, willst du heut abend mit mir gehen?"

„Ach, laß mich! Du hast ja vom falschen Tabak genommen, hier von diesem hättest du nehmen sollen."

In demselben Augenblick faßte Hans Schmidt einen der zierlichen Pfeifenköpfe und warf ihn mit Heftigkeit gegen die Wand, daß er in tausend Stückchen zersprang.

„Was machst du da!" sagte Obrist unwillig.

„So," sagte Hans Schmidt gleichgültig, sprang aber auf, stellte sich vor Obrist und rief: „Was sagt' ich dir? Was fragte ich dich? Was denkst du, willst du mir antworten oder nicht, bin ich ein Narr."

„Um Gottes willen, Hans, was hast denn du, du bist verrückt!" fragte Obrist gedehnt.

„Nein!" Hans Schmidt ergriff beide Hände seines Freundes, hielt sie eisern fest. — „Auf Tod und Leben," fragte er, „gehst du heute mit mir zum Geheimerat oder nicht?"

„Was fällt dir ein, was soll ich da?" —

Hans Schmidt ließ die Hände, die er gefaßt hielt, nicht los. „Gehst du?" rief er.

Unvermerkt war Dickchen eingetreten und stand jetzt neben ihrem Vater, berührte ihn leise an der Schulter und sagte: „Geh' doch, wenn er dich bittet."

„Mein Gott im Himmel — und deshalb solchen Lärm, sag' doch ruhig, was du willst." Obrist entzog ihm die Hände, unangenehm berührt.

„Du gehst also?"

„Ja, ich gehe — laß mich in Frieden!“

Obrist blickte ganz überwältigt und verwirrt von dem Ungestüm Hans Schmidts um sich.

„Du versprichst es und hältst es also? Ein Mann ein Wort,“ rief dieser eifrig und wollte eben wieder Obrists Hände fassen.

„Laß, laß,“ sagte Obrist abwehrend. „Ich habe es an der Gewohnheit, zu halten, was ich verspreche. — Eine Charaktereigentümlichkeit, oder wie man es zu nennen beliebt —“

„Du thust mir einen Dienst, wenn du mit mir gehst,“ sagte Hans Schmidt wieder in seiner ruhigen, bedächtigen Weise.

„Gut also.“ Obrist machte wieder eine abwehrende Handbewegung. „Es ist genug davon.“

Hans Schmidt ging eifrig im Zimmer auf und nieder.

„Ich kann dich also heute abholen, heute abend?“

Obrist hatte sich niedergelegt mit dem Kopf gegen die Wand und erwiderte nichts, und Hans Schmidt ging wieder auf und nieder, fuhr sich durch sein starkes Haar und sah außerordentlich unternehmend aus. Jetzt ließ er sich auf einen Stuhl neben Obrist nieder.

„Obrist,“ sagte er, „Obrist, ich bin, weiß Gott, verliebt in deine Frau.“

„So,“ sagte Obrist. — „Was ist denn in dich gefahren heute?“

„Sie hat gestern abend Eindruck auf mich gemacht; wär' ich jetzt ein ehrbar angestellter Beamter, Gutsbesitzer, Kaufmann, Bäckermeister, Kammerherr, Graf, Fürst, Strolch, Offizier, Geistlicher — nur nicht gerade Künstler, ich würde sie dir mitsamt den eignen Kindern und den fremden vom Fleck wegheiraten, da kannst du dich darauf verlassen. — Eine köstliche Person!

„Obrist,“ rief er warm und bewegt, — „und wenn ich wüßte, du wärest mit einemmal der alte Obrist wieder, ich wäre es um diesen Preis im stande und heiratete jetzt Anna als Hans Ludwig Schmidt.“

Indem Hans Schmidt diesen immerhin auffälligen Vorschlag machte, sah er unbeschreiblich treuherzig aus. Es hatte ganz den Anschein, als wäre er der Mann dazu, den Gedanken wahr zu machen.

„Sehr verbunden,“ erwiderte Obrist. „Sag' einmal, Junge, hast du heute schon gefrühstückt?“

„Weshalb?“

„Mir schien es so.“

„Du meinst,“ sagte Hans Schmidt, „du meinst? — Deine Nerven haben dich zum Philister gemacht, du meinst — es wäre nicht mein Ernst, was ich sagte? Du warst doch sonst ein närrischer Kerl, mit dem sich ein vernünftiges Wort reden ließ. — Nebenbei gesagt, ich bin wahrhaftig in die prächtige Person verliebt, — also wer weiß, Obrist. — Uebrigens ich habe dein Versprechen wegen heut abend.“

Hans Schmidt ergriff Obrists Hand, schüttelte sie kräftig. „Rechne auf mich!“ sagte er, „in was es auch sei, rechne auf mich. Ich habe gegen dich ein sehr anständiges Gefühl; ich bin dir dankbar. Hörst du? Also auf Wiedersehen! Ich hol' dich heut abend.“

Als Hans Schmidt ging, war Dickchen, die alles mit angehört hatte, vor ihm hinausgeschlüpft, und als er die Treppe hinabstieg, fühlte er seine Hand ergriffen und zu gleicher Zeit den weichen Druck von zwei zarten Lippen, und er sah Dickchen, die die Augen zu ihm aufschlug wie ein gutartiges Tier, dem er wohlgethan.

Sie sagte kein Wort, aber in jeder Bewegung lag: „Ich danke dir, daß du gut mit ihm bist — daß du helfen willst.“

Hans Schmidt redete das Kind nicht an. Wie im Nu war sie verschwunden. Er sah sie in das Atelier zu ihrem Vater huschen.

Aber den Kuß von den unschuldigen Kinderlippen hatte Hans Schmidt bis ins innerste Herz gespürt, ja, es mochte ihm im Leben von irgend einem menschlichen Wesen wohl noch nichts geschehen sein, was ihm so zu Herzen gegangen wäre.

Fünftes Kapitel.

Im Hause des Geheimerats sind Leute versammelt, die inniger zu einander stehen, als es gewöhnlich im Leben der Fall ist. Obrist hört ein altes Lied.

Bei dem Geheimerat war alles bereit, Gäste zu empfangen. Die Zimmer hatte man heiter erhellt, die mit Gewächsen bestandene Treppe, die klar erleuchtet, mit einem dunkelfarbigen Teppich belegt war, schien den Ankommenden auf Behagen, Reichtum, Gastlichkeit vorzubereiten.

In den wohnlichen, reich ausgestatteten Räumen waren vier Personen anwesend: der Geheimerat, dessen Frau, eine würdige noch lebensfrische Erscheinung, außerdem Mrs. Gwendolen Brown, eine Schottin, die auf den ersten Blick die Aufmerksamkeit gefesselt hielt, eine vornehme, zarte Gestalt, noch jugendlich reizvoll, das reiche Haar frühzeitig schneeweiß gebleicht.

Sie trug es, wie wir es auf altfranzösischen Bildern zu sehen gewohnt sind. Und das Außergewöhnliche, womit die Natur diese Frau ausgezeichnet hatte, schien von Einfluß auf ihr ganzes Wesen geworden zu sein. —

Ihr sechzehnjähriger Sohn hatte sie zu dem Geheimerat begleitet, ein schöner, schlanker Junge. Beide, Mutter und Sohn, hatten merkwürdig schimmernde tiefe blaue Augen und glichen sich auch sonst auffallend. Das starke Haar des Sohnes fiel ihm bei jeder lebhaften Bewegung wie eine braune Mähne über Stirn und Augen. — Es war noch etwas Kindliches in seinem Ausdruck und seinem ganzen Benehmen. — Nichts war an ihm zu spüren von dem Früherwachsensein unserer bedrückten Jünglinge, die wie sorgenvolle, arbeitsüberdrüssige Ehrenmänner in die Kreise der Erwachsenen eintreten.

Mrs. Gwendolen Brown lebte von ihrem Manne getrennt und hatte ihr volles Interesse auf ihren einzigen Sohn William gelenkt, der mit einem guten musikalischen Talent begabt war, dessen Ausbildung die Mutter als ihre einzige Lebensaufgabe zu betrachten schien. — Sie war in der glücklichen Lage, diesen Sohn im Hause unterrichten lassen zu können, wodurch sie ihm die geisttötende Langsamkeit der Schule ersparte und Zeit gewann, ihn für seinen Beruf vorzubereiten.

Sie glaubte an das Talent ihres Knaben, und wenn man ihr Vorwürfe machte über das willkürliche Abweichen von dem gebräuchlichen Wege und ihr über die trügerische Begabung der jüngsten Jahre Sorgen einflößen wollte, hatte sie nur ein Lächeln für diese Ermahnungen. „Mein Knabe hat Begabung," pflegte sie dann zu erwidern, „und wir lieben beide den Fleiß. Er weiß, worauf es ankommt. Wir sind nicht in Deutschland, um das Gift mit dem Guten zugleich einzuziehen. Wir sind wie die Bienen, was wir nicht gebrauchen, lassen wir beiseite, wollen von den Deutschen die Musik lernen, aber wollen nicht von ihnen gequält werden! O — nein."

Mrs. Gwendolen Brown war vor Jahren Obrists

Schülerin gewesen, und sie hatten damals manchen heitern, von Musik belebten Abend bei dem Geheimerat verlebt.

Man sagt, daß sie zu jener Zeit ein tiefes Interesse für den gefeierten Künstler gefaßt habe, gerade zu der Zeit, als Obrists Wahl auf die lebenslustige Anna Howart gefallen war. —

Sonderbar, wie das Schicksal führt.

Es mag sein, daß jedem Menschen einmal die Möglichkeit einer günstigen Entwickelung seiner Kräfte und seines Schicksals nahe war.

„Beste Mrs. Gwendolen, seit wann haben Sie also Ihren Freund Obrist nicht wiedergesehen?“ fragte der Geheimerat.

„Hier bei Ihnen sah ich ihn zum letztenmal, hier bei Ihnen, mit seiner Frau.“

„Nun, ich bin neugierig, ob wir ihn diesen Abend bei uns haben werden. Ich muß gestehen, es ist mir ein sonderbares Gefühl, ihn nach so viel Jahren, so als einen ganz anderen wieder zu empfangen.“ Der Geheimerat ging nachdenklich auf und nieder. —

„Leider als einen andern,“ sagte Mrs. Gwendolen mit einem unbestimmbaren Ausdruck.

„Es ist heute gerade ein Tag, an dem ich ihn lieber nicht hier sehen würde,“ fuhr der Geheimerat fort. „Ich las am Morgen eine Besprechung, mit der ich leider nur allzusehr übereinstimmen muß, und die, wenn er sie zu Händen bekäme, ein Schlag für ihn werden könnte. — —“ Mrs. Gwendolen trat in ein Nebenzimmer, in dem Obrists Bilder hingen. Ihr Sohn folgte ihr, und beide blieben Hand in Hand vor jedem der Gemälde stehen. Der Geheimerat und seine Frau traten auch hinzu.

Es war vollkommen ungestörte Stille in dem Zimmer. Jeder schien sich selbst und dem Eindruck, den die Kunst-

werke auf ihn machten, zu überlassen. Endlich brach William das Schweigen und sagte auf eine bescheidene, doch tiefempfundene Weise zu seiner Mutter: „Er muß ein herrlicher Mensch gewesen sein.“

„Er ist es noch,“ sagte Mrs. Gwendolen.

Kurze Zeit darauf meldete der Diener unsere beiden Freunde, Obrist und Hans Ludwig Schmidt. Der Geheimerat ging beiden entgegen und begrüßte Obrist auf das zuvorkommendste. Es fiel kein Wort über die lange Pause, die zwischen dem letzten Empfang in des Geheimerats Haus lag und diesem ersten. Obrist begrüßte alle lebhaft, erregt.

Das Gebrochene, Haltlose in seiner Erscheinung schien verschwunden zu sein, und er bewegte sich mit einer allerdings etwas hastigen Leichtigkeit.

Nachdem er sich mit Mrs. Gwendolen begrüßt hatte, trat er auf deren Sohn zu, der ihn ehrerbietig anblickte.

„Mein Gott,“ sagte Obrist und schüttelte dem Knaben beide Hände: „Wie sind wir gewachsen, und wie haben wir uns verändert!“

„Sagen Sie, gnädige Frau“ — er sprach zur Mutter gewandt — „sind Sie Ihrem Vorsatz treu geblieben, und erziehen Sie ihn zum Künstler?“

„Sie erinnern sich,“ sagte Misses Gwendolen. „Er wird zum Künstler erzogen, so gut es mir gelingt. Vielleicht dankt er es mir einmal.“ — Mrs. Gwendolen blickte liebevoll auf ihren Sohn.

„Glücklicher Junge,“ sagte Obrist und legte die Hand William auf die Schulter, „du weißt gar nicht, was das Schicksal dir zu gute gethan hat!“

„Gewiß, ich weiß es!“ sagte der Knabe stolz und befriedigt.

„Bravo!“ rief der Geheimerat. „Sie erinnern sich,“

wandte er sich an Obrist, „daß William ein großer Verehrer von Mrs. Gwendolen ist.“

Obrist strich dem Knaben über das volle, weiche Haar. Es entspann sich jetzt eine wechselseitige Unterhaltung, während Obrist sich lebhaft zeigte und prächtig aussah.

„Nun sagen Sie einmal“ — der Geheimerat hatte Hans Ludwig Schmidt beiseite genommen — „was fällt Ihnen denn ein, solchen Lärm zu schlagen! Was wollen Sie, der Mensch ist ja vollkommen oben auf, lebhafter, als ich ihn kannte!“

„Gott weiß, was in ihn gefahren ist!“ brummte Hans Ludwig Schmidt.

„So,“ sagte der Geheimerat, „Sie Schwarzseher sollen mir wiederkommen — Sie sind mir ein sonderbarer Holsteiner — ganz aus der Art geschlagen. Was fällt Ihnen denn ein?“

Währenddem sprach Obrist mit Mrs. Gwendolen und der Frau des Hauses. Er erkundigte sich, womit Mrs. Gwendolen sich jetzt beschäftige, ob sie ihre Studien fortgesetzt habe.

„Sie meinen meine Malstudien?“ Sie lächelte. „Nachdem mein Lehrer mich verlassen hatte, sind sie mir halbwegs liegen geblieben. — Und dann, mein Hauptstudium, mein Freund,“ sie nickte lächelnd William zu, „er nahm mich zu sehr in Anspruch. — Ich sage Ihnen,“ begann sie lebhaft, „es ist eine schreckliche Sache damit, daß ein Mensch, der irgend ein bestimmtes Ziel verfolgt, notwendig alles, was ihn umgibt, sich unterordnen muß, sonst erreicht er nichts und wird unausgesetzt gehindert. — Ich habe William zum Egoisten erzogen, aus diesem Grunde.“

Der Knabe blickte sie sonderbar hastig an, als wollte er etwas erwidern, wagte es aber nicht.

Mrs. Gwendolen bemerkte diesen Blick und sagte: „Ich

habe mir die Unbequemlichkeit auferlegt, ihn zum Egoisten zu erziehen — aber," — sie lächelte auf das liebenswürdigste — „zu einem dankbaren Egoisten, was ein ganz besonderes Kunststück ist."

„Vorzüglich!" sagte Obrist. „Sie haben ihm damit ein Stück Genialität anerzogen. Den einzigen Schutz, den eine Künstlernatur hat, haben Sie sehr wohl erkannt; die Fügsamen, die Rücksichtsvollen, die Weichherzigen — gehen zu Grunde."

Mrs. Gwendolen hatte sich in den bequemen Lehnstuhl, in dem sie saß, hineingeschmiegt, wie nur sie es konnte. Die ungemeine Weichheit ihrer Formen, die Biegsamkeit ihrer Gestalt, das silberweiße Haar, das rosige, zarte und doch energische Gesicht, die schönen, scharf beobachtenden Augen, alles hatte etwas eigentümlich Anziehendes.

Während Obrist sprach, blickte sie ihn forschend und lächelnd zugleich an, zugleich auch gedankenlos und höchst aufmerksam. Der Reiz mancher Persönlichkeiten liegt darin, daß ihre Gefühle nicht bieder und klar zu Tage treten. In ihrem Benehmen schimmern alle Gegensätze; wie schon gesagt, sie sind gedankenlos und zu gleicher Zeit scharf aufmerkend, liebevoll und zu gleicher Zeit grausam und gleichgültig, sorgenvoll und leichtsinnig, streng und frivol, wahr und unwahr. Niemand kann sich voll Rechenschaft über einen solchen Charakter geben. — Niemand weiß, soll er hier vertrauen oder fürchten, glauben oder zweifeln; jedermann aber wird durch diese vornehme Unbestimmtheit gefesselt und angezogen.

„Wenn ich nicht irre," sagte Mrs. Gwendolen, „habe ich es Ihnen vor Jahren schon einmal ausgesprochen, daß ich meinen Sohn zum Egoisten erziehen würde. Ich habe Ihnen damals gesagt, daß man Egoist sein muß. Ich glaube, daß ich auch sagte: Die Deutschen sind ungeschickte

Egoisten. Sie mischen Sentimentalität in den Egoismus und machen ihn dadurch ungesund und ungenießbar. Ach, Sie wissen gar nicht, was für eine weise Schülerin Sie hatten — und es ist nicht recht, daß Sie mich so viele Jahre ganz vergessen haben."

Das sagte sie und streckte ihm, während sie sprach, ihre durchsichtige, volle Hand hin, die er ergriff und lächelnd mit den Lippen berührte.

„Unsere teuere Freundin, Mrs. Gwendolen," unterbrach der Geheimerat, „schwärmt etwas, gelinde gesagt, und ich muß mich Williams, den sie uns durchaus als Egoisten vorstellen will, annehmen; nicht wahr, Mister Brown, so schlimm sind wir nicht?" Der Geheimerat klopfte dem prächtigen Knaben auf die Schulter. „Im Gegenteil, Mrs. Gwendolen hat sich den gehorsamsten, rücksichtsvollsten Sohn erzogen, der sich denken läßt."

„Ja, ja, das sind Geheimnisse, die wir beide unter einander haben!" lächelte die schöne Frau. Im selben Augenblick war William neben ihr und ließ sich von ihr die Stirne küssen.

„Wir wissen es, nicht wahr, mein Junge?"

„Gewiß," lachte der schlanke, vornehm kräftige Bursche.

Man plauderte weiter — Obrist zeigte sich ununterbrochen lebhaft. Sein Freund Hans Ludwig Schmidt beobachtete ihn verwundert; und der junge William, der auf der Armlehne seines Sessels saß, die Ellenbogen auf die Kniee gestützt hatte, verschlang ihn fast mit den Blicken. Obrist schien für ihn eine Persönlichkeit zu sein, die sein Interesse in hohem Grade in Anspruch nahm. Zwischendurch ging der Knabe ins Nebenzimmer und beschaute sich in Muße Obrists Gemälde, kehrte zurück und flüsterte seiner Mutter ins Ohr, dasselbe, was er schon einmal gesagt hatte: „Er ist ein herrlicher Mensch!"

Als eine Pause im Gespräch eintrat, sagte der Knabe auf eine liebenswürdige, bescheidene Weise mit befangener Stimme zu Obrist gewendet: „Wir haben einige Lieder von Ihnen komponiert, die Sie meiner Mama vor Jahren gegeben haben —"

„Welche Lieder? — Ah — ich weiß." Obrist fuhr sich hastig über die Stirn. — „Wie sonderbar — die Lieder sind mir ganz aus dem Gedächtnis verschwunden."

„Nun, uns sind sie desto sicherer darin geblieben!" sagte Mrs. Gwendolen liebenswürdig. „Wir haben sie vorigen Winter miteinander komponiert. Das heißt, William komponierte sie unter meiner, in diesem Falle sehr strengen Oberaufsicht. — Die Lieder sind schön und mir unendlich sympathisch, so sollte es auch die Musik sein. — Wenn Sie wollen, werden Sie dieselben heute abend kennen lernen."

„Ich freue mich, Ihre Stimme wieder zu hören," sagte Obrist, „und zu erfahren, wes Geistes Kind William ist. — Am ersten, von allen Künsten, verrät doch die Musik das Herz. Ihr Gesang, Mrs. Gwendolen, das wissen Sie, hat mir zu meinen glücklichsten Stunden verholfen," sagte Obrist langsam.

„Nun sehen Sie!" rief die schöne Frau leicht und beugte sich vor, „ich habe es von jeher für unverantwortlich gehalten, daß Sie mich so ganz vernachlässigt haben — nicht meinetwegen," sie sank wieder langsam zurück — „Ihretwegen. Ich habe mich gefragt, ob Sie blind sind, daß Sie nicht sehen, wie leer die Welt ist — Einen Menschen, der für uns eine angenehme Stimme hat, sollte man wie ein Instrument behüten, das man auch nicht achtlos beiseite stellt. In der Welt des Zufalls kann ein Lebensschicksal, ein Kunstwerk, alles, was bedeutend ist, von einem glücklichen Ton, der anregt oder beschwichtigt, abhängen. — Sie

sind ein Verschwender. Ich habe lange Jahre mit Ihnen gezürnt —"

„Verehrte Frau," sagte Obrist, „für uns Künstler verfliegt die Zeit schneller als für andere Leute; mir ist's, als hätte ich Sie gestern zum letztenmal gesehen — als läge nichts zwischen unserm Abschied und unserm Wiedersehen." Das sagte er auf eine frische Weise.

Hans Ludwig Schmidt wendete sich zu dem Geheimerat und bemerkte trocken, wieder wie vordem: „Ich traue dem Frieden nicht."

Die Unterhaltung ging ruhig und ungestört ihren Lauf. Man tauschte Erinnerungen aus mit Mrs. Gwendolen, die alles und jedes heiter und anmutig auffaßte.

Nach einiger Zeit setzte man sich zu Tische in dem behaglichen, reichausgestatteten Speisesaal des Geheimerats.

Die Gerichte, die Getränke, alles war von ausgesuchtester Feinheit, alles reich und angenehm vor Augen geführt.

Der Geheimerat brachte die Rede auf das Bild, das er von Hans Ludwig Schmidt erworben hatte. — Er that dies, wie es schien, in Weinlaune, in der er nicht recht bedachte, wie leicht das Gespräch sich für Obrist gefährlich wenden könnte.

Aber auch dies ging vorüber. Obrist ließ sich das Bild auf das genaueste vom Geheimerat beschreiben und war alles Lobes voll.

Hans Ludwig Schmidt aber entging diesen ganzen Abend ein merkwürdig gespannter Zug in dem Gesicht seines Freundes nicht.

Beim Champagner ergriff der Geheimerat das Glas und sagte, durch das ruhige und vertrauenerweckende Benehmen Obrists ermutigt:

„So ist es nun! — Nach jahrelangem Vermissen sehen

wir einen alten Freund wieder unter uns. Ich will nicht untersuchen, welche Gründe ihn veranlaßt haben, uns und noch manche andere aus dem Kreise seiner Freunde zu streichen — genug, daß er wieder hier ist — unverändert, wie er uns verließ — daß er allzu besorgliche Freunde Lügen straft." Hier erhielt Hans Ludwig Schmidt von dem Geheimerat einen humoristisch gehaltenen Seitenblick. — „Also," fuhr er fort, „unser geschätzter guter Kamerad soll leben!"

Der Geheimerat stieß mit allen kräftig an, fand aber, daß nach seiner Rede, zu der er sich etwas eilfertig entschlossen hatte, eine schwüle, gedrückte Stimmung in dem Zimmer herrschte.

Mrs. Gwendolen reichte Obrist über den Tisch herüber eine wundervoll entwickelte Theerose, die wie ein Goldtropfen zwischen mattgrünen Zweigen hing und die ihr der Geheimerat „als einer Verehrerin alles vollendet Schönen" auf den Teller gelegt hatte.

„Ich darf Ihnen diese Rose schenken," sagte die anmutige Frau, „solche wundervollen Rosen blühen zu jeder Zeit, in böser und in guter, im Sommer und im Winter — auch in Gefangenschaft — ganz wie die Kunst es auch thun soll!"

Obrist verbeugte sich dankend und wollte die Rose, deren Blüte auf der perlmutterfarbenen Hand Mrs. Gwendolens lag, entgegennehmen.

„Halt!" rief Hans Ludwig Schmidt, ehe Obrist das schöne Geschenk fassen konnte, „das ist köstlich! Diese Farben! Mrs. Gwendolen, ich bitte Sie, halten Sie die Hand noch so — so halb im Schatten — so! —"

Mrs. Gwendolen lächelte, und ließ dennoch die Rose in Obrists Hand gleiten.

„Das wäre mir ein Geschenk," sagte sie, „von dem

ein jeder das Beste hinwegsehen könnte, bevor es der Empfänger erhielt."

Obrist schien von dem Anblick und dem Wesen Mrs. Gwendolens wie von einer weichen, träumerischen Melodie, die seinen zerrissenen Nerven wohl that, sanft aus der Zeit entrückt zu sein.

Hans Ludwig Schmidt aber sah unverändert den friedlosen, kranken Zug auf seinem Freunde liegen; für Hans Schmidt, der ihn so elend, so gar nicht mehr als ihn selbst gesehen hatte, konnte dies scheinbare Leben, dies scheinbar Alltägliche im Wesen seines Freundes keine Täuschung bringen.

Jetzt erhob sich Obrist, um zu reden. Hans Schmidt setzte auffallend heftig sein Glas, das er zum Munde führen wollte, wieder nieder.

Obrist sagte ruhig und gemessen: „Ich bin dem Herrn Geheimerat sehr verbunden für die freundlichen Worte, die er gesprochen hat — und ich entsinne mich sehr wohl eines Menschen, der früher hier in Ihrem Hause verkehrte, eines närrischen Kerls, dem es wohl ging, der seine Tage hatte, an denen er sich wie ein Schöpfer lustig und aufgelegt fühlte — ein verrückter Kerl. Einer, dem die Welt mitunter ganz glückselig erschien. — — — Und dieser Mensch ist fort — ist nicht mehr da, an seiner Stelle sitzt ein trauriger Gesell, krank bis ins Mark, ein armer Hund, der nichts mehr will — vielleicht will er noch — aber er kann nicht mehr. Die Hand versagt ihm den Dienst, und das Herz und der Kopf; — es ist aus mit ihm. Jede Kraft ist von ihm gewichen und jede Lust, und jede Lust am Schaffen und am Leben — Lassen wir den!"

Der Geheimerat erhob sich, stand auf, klopfte Obrist auf die Schulter und sagte ärgerlich gutmütig: „Was fällt Ihnen ein, bester Freund, seien Sie guten Mutes. — Zum Teufel mit solchen Thorheiten!"

„Bester Geheimerat," erwiderte Obrist, „ich bitte, meine Worte ganz so harmlos aufzunehmen, wie sie gesprochen wurden, was liegt viel daran?" Obrists Art zu reden war vollkommen ruhig und heiter.

„Sagen Sie, Herr Obrist," begann Mrs. Gwendolen in augenscheinlicher Erregung, wie es schien, um abzulenken, „entsinnen Sie sich noch, daß ich eine schlimme Atheistin bin, die vom ewigen Leben nichts hält? William und ich, wir sind zwei wunderliche Leute und plaudern hin und wider davon. William ist nicht meiner Ansicht. Bitte, sagen Sie ihm, daß er sich meinetwegen keine Sorgen machen soll. Er hat die schreckliche Idee gefaßt, mich zu überzeugen, und langweilt mich oft ganz ungeheuer — und das habe ich in keiner Weise um ihn verdient."

Sie lehnte sich lächelnd zurück.

„Ja," sagte William leise in seiner angenehmen Art, „Mamas Ansichten sind den meinigen entgegengesetzt."

„Und Sie wollen Ihre Frau Mama bekehren?" fragte Obrist liebenswürdig.

„Ja, ich thät es gerne," erwiderte der Knabe.

„Lieber William," sagte Obrist, „wir strömen alle einem Meere zu, sehend und blind, wollend und nichtwollend."

„Er stellt mir vor," unterbrach Mrs. Gwendolen, „wie angenehm ich leben könnte, wenn ich mich unter dem Schutze einer Vorsehung befände, und wenn ich dieses Leben nur als Vorbereitung zu einem künftigen ansähe. Und ich meinerseits antworte ihm, daß mir dies, wenn ich ein Knabe wäre, nicht besonders gefallen würde. Diese Ideen führen vom eigentlichen Leben ab und schwächen unseren Willen, und die heiße Kraft, die uns am Leben hält, kühlen sie ab. Er soll an die Griechen denken, die wußten nichts vom Lohn im Jenseits für anständige Thaten, sie wären nicht das, was sie gewesen sind, als Christen geworden. Ueberhaupt,

unsere Religion und die ihr ähneln, machen nervös — finden Sie nicht? Alle Kraft, die uns wurde, sei hier ins Leben gebannt!" sagte Mrs. Gwendolen energisch und mit Wärme. „Was hat es geholfen, daß dem Tode der Stachel genommen wurde? Gerade unter denen, die sein Bild als ein erlösendes, zum wahren Leben führendes anzusehen meinen, ist er zum abscheulichen, schadenfrohen Gerippe geworden, zu einer schlechten Schreckgestalt. — — Ein schöner Führer ins Himmelreich! O, wir sind Barbaren! Barbaren! Ich lobe mir die Griechen, die dem Tode klar entgegen sahen — ihn schön und ruhig darstellten, nichts Sicheres verlangten und hofften von einem künftigen Leben und mit voller Kraft im Dasein standen. — Ich begreife nicht, weshalb William mich bei jeder Gelegenheit mit Bekehrungsversuchen quält — da ich mich sehr wohl befinde. Bitte, stellen Sie ihm das vor!" Mrs. Gwendolen blickte zu Obrist auf.

„Ich denke, daß ich es ihm schon so angedeutet habe, wie mir es möglich ist," sagte Obrist lächelnd.

„Ich habe Herrn Obrist ganz wohl verstanden; und ich wußte nicht, daß ich Mama quälte," sagte William ruhig. Eine schwere Stimmung lag über der Gesellschaft und es wollte sich keine Unterhaltung mehr entspinnen.

Mrs. Gwendolen wandte sich an den Geheimerat und sagte: „Sie erlauben uns beiden, William und mir, daß wir unser Versprechen, das wir Herrn Obrist gegeben haben, jetzt halten. — Nicht wahr, William darf den Flügel öffnen?"

„Gewiß, meine Gnädigste" — der Geheimerat reichte Mrs. Gwendolen den Arm, und man erhob sich, um in das Zimmer zu gehen, wo sich das Instrument befand.

Diesen Raum hatte der kunstliebende Geheimerat für seine begabten Gäste und deren Zuhörer harmonisch und erfreulich herrichten lassen. An den mit sanft violetter Seide bekleideten Wänden hingen die Gemälde Obrists, kein anderes

Bild befand sich hier, ein weicher zartfarbiger Teppich bedeckte den Fußboden. Der Plafond war erhöht und durch ein lustiges Durcheinander von hellen leuchtenden Wolken und Kindergenien erweitert, die sich da oben bewegten. Blumen und schöne Blattpflanzen belebten das heitere, der Kunst geweihte Zimmer.

Man ließ sich hier nieder; Obrist saß abseits von den andern vor einer Fensternische.

Mrs. Gwendolen und William traten miteinander an den Flügel. William faltete die Noten bedächtig auseinander und Mutter und Sohn blätterten darin und beratschlagten miteinander halb flüsternd. — William hielt währenddem den Arm um die Schulter seiner Mutter gelegt, und es war ein reizvoller Anblick, das weiße graziöse Haar Mrs. Gwendolens, ihr rosiges Gesicht, die weichen, seidnen pfirsichfarbenen Falten, die sie umgaben, und der hochaufgeschossene Knabe mit seiner braunen Haarfülle, seinen großen Füßen und Händen, wie sich diese beiden Gestalten in dem schönen Raume, ganz versunken in ihr Vorhaben, umschlungen hielten. Zwischen beiden aber entspann sich, während sie blätterten, folgendes Gespräch, im leisesten Tone gehalten. William flüsterte: „Lovely Mama, weshalb brachtest du das Gespräch vorhin gerade auf ein solches Thema, wie du es thatest? Ist es dir so unangenehm, daß wir manchmal davon reden? —“

„Ah — bestes Kind, wo sind meine Gedanken?“ sagte Mrs. Gwendolen und faßte Williams Hand. — „Wenn du wüßtest, wie es mein Herz zerreißt, ihn so zu sehen, so verkommen! — Wenn du wüßtest, wie alt er geworden ist! — Wenn du wüßtest, wie er war!“ — Mrs. Gwendolens Stimme zitterte.

„Dearest boy,“ erwiderte sie, mit ihrer zarten Grazie, „liebe du nie jemand, wie ich diesen Mann geliebt habe.“

Beide schwiegen. Der Knabe fuhr mit dem Finger an einer Zeile hin, die zwischen den Noten, die sie durchblätterten, geschrieben stand:

„Melodieen allen Stürmen!
Melodieen jeder Qual!"

Dann sagte er weich: „Singe dies." —

Mrs. Gwendolen blickte darauf hin, strich ihrem Sohn über das Haar, sah ihn lang tief an. „Mein Knabe, wie oft habe ich dir schon dankbar sein müssen!" sagte sie weich.

„Melodieen allen Stürmen. — Wissen Sie, von wem dies Lied ist?" fragte die in diesem Augenblick überirdisch schöne Frau, zu Obrist gewendet.

„Ich weiß es," erwiderte dieser.

Mrs. Gwendolen erhob sich.

William begann einige Noten anzuschlagen — präludierte und die eigentümlich aus dem Herzen dringende, geheimnisvolle Stimme Mrs. Gwendolens vermischte sich mit den vollen, weichen Tönen des Flügels. In dem Gesang, den sie vortrug, lag eine unsagbare Lebensglut, ein sich Anklammern an das Dasein, an das Schöne — mit allen Kräften, aller Liebe — allem Wollen:

„Ob mir auch Hoffnung die Liebe lüge,
Ob mich auch Herz und Auge trüge —
Melodieen allen Stürmen!
Melodieen jedem Wahn!

Ob mich auch Glaube und Treue verlassen,
Ob auch Verzweiflung und Angst mich fassen —
Melodieen allen Stürmen!
Melodieen jeder Qual!"

Die Art, mit der sie dieses, Kraft und Willen atmende Lied vortrug, hatte etwas zur Begeisterung Hinreißendes. Das Gesicht in die Hände gepreßt, daß das dunkle, gelockte Haar wirr über die magern Finger fiel, saß Heinrich Obrist vorgebeugt während des Gesanges:

„Die Melodieen sind aus, —!“ sagte er dumpf, wie zu sich selbst, als die erregende Stimme verklungen war.

„Noch einmal,“ wiederholte er ernst und hastig.

Mrs. Gwendolen blickte durchdringend auf ihn, strich sich über die Stirn, als wollte sie Gedanken fortwischen, und begann Obrists Lied von neuem, mit einer Stimme, deren sie selbst nicht Herr war, die von übermächtigen Gefühlen zitterte.

Sie wurde unterbrochen — und wendete sich langsam um.

Obrist war mit der Stirn auf den Tisch, der vor ihm stand, gesunken, und seine ganze Gestalt war erschüttert — er schien mit Thränen, die gewaltsam hervorbrechen wollten, zu ringen.

Eine ängstliche Stille herrschte im Zimmer. —

Hans Ludwig Schmidt war unwillkürlich aufgesprungen und ein paar Schritte näher zu Obrist getreten — halbwegs aber unschlüssig stehen geblieben.

Obrist trat hart mit dem Fuße auf und murmelte: „Man soll einen elenden Kranken in seinem Winkel sterben lassen!“ —

Mrs. Gwendolen war unhörbar zu ihm getreten, legte ihm die Hand auf die Schulter und beugte sich über ihn — „Sie werden gesunden,“ sagte sie leise. —

Obrist aber hörte nicht auf sie. Sein Körper war wie von einem Starrkrampf gepackt — er schien unsagbar zu leiden.

Mrs. Gwendolen blieb ruhig neben ihm. Ihre Hand

strich ihm sanft über das Haar. Ihr Benehmen war so einfach und liebevoll, wie es zu einem kranken Kinde hätte sein können.

„Ein Tropfen Geist — einen Funken Erregung — einen Augenblick leben wollen — vergessen wollen ist Gift für das elende Hirn, das nichts mehr ertragen kann! Mein Kopf ist krank bis in den letzten Nerv!“ stieß Obrist hastig hervor und stöhnte tief auf.

Mrs. Gwendolen kniete zu ihm nieder, sanft und leicht. Sie that es in so vollendeter Anmut, daß es jedermann natürlich erschien.

„Hören Sie mich, bitte,“ begann sie leise, kaum für Obrists Ohr bestimmt. „Es gibt Menschen, denen von andern Neigung im reichsten Maße entgegengebracht wird, die gar nicht wissen, wie sie zu aller Liebe kommen — für die Treue, Verehrung, Freundschaft, Hingebung, Güte — an allen Ecken und Enden lebt, — sie wissen kaum davon. — Aber all diese Herzen, die ihm ihre Gefühle zuneigen, machen Ansprüche an ihr Idol, es soll ihrer Verehrung und Liebe sich wert zeigen. — Ich kenne eine sehr thörichte Frau, die, ohne daß sie darum befragt wurde, ihr ganzes Fühlen, Lieben einem Menschen schenkte, alles was Glaube und Lebensglut in ihr war. Er hat es wohl kaum geahnt — und sie sah es als eine Unmöglichkeit an, daß er einer andern sich zuneigte. Sie war ein verwöhntes Kind des Lebens — und als dies Unmögliche dennoch geschah, gab ihr das Schicksal das Geschenk, daß ihre Liebe zu diesem Manne, der ihre Gefühle nicht erwidert hatte, so groß war wie ihre Liebe zur Schönheit. — Kein Hauch von Bitterkeit, Ungerechtigkeit hat sie ihr je entstellt. — Jetzt kniet diese unkluge Frau vor Ihnen, Obrist — die jahrelang Sie mit ihren Gedanken umgeben hat, und fleht Sie an: Retten Sie sich! Dulden Sie es nicht, daß Sie zu Grunde gehen!“

Obrist hatte den Kopf erhoben und in die Hand gestützt. Er hatte gespannt auf die kaum hörbaren Worte Mrs. Gwendolens gelauscht und blickte sie wie aus einem Traum erwacht an.

„Mrs. Gwendolen," sagte er tonlos, „Sie wissen nicht, wie groß Sie denken! — Sie wollen einen elenden Menschen retten und ihm helfen. — Ich verstehe Sie — aber, es ist zu spät. Er ist schon aufgelöst in Nichts — und nicht mehr zurückzurufen — und das ist geschehen, nicht durch unerträgliches Unglück, nicht durch zerstörende Leidenschaft, aber ganz allmählich, zuerst ein wenig Lärm und Unruhe, die ihn kaum merklich an den Nerven riß, dann immer wieder Lärm, Unruhe, Störung, Unterbrechung. Der Faden, der die geistige Arbeit webte, riß und riß und riß." —

Sie hatte sich, während Obrist sprach, von den Knieen erhoben, stand neben ihm und sagte innig: „Sei es, wie es sei; aber leben Sie so nicht weiter!"

„Lassen wir ihn," erwiderte Obrist matt.

Man hatte Obrist und Mrs. Gwendolen ruhig miteinander sprechen lassen, als ginge nichts Auffälliges zwischen ihnen vor; die übrigen waren scheinbar in eine Unterhaltung vertieft.

Mrs. Gwendolen sprach auf eine ruhige, liebevolle Weise weiter.

Obrist erwiderte ihr erregt und düster. Nach einer Weile erhob er sich, schob den Stuhl zurück, drückte Mrs. Gwendolen die Hand, verabschiedete sich bei dem Geheimerat und der Hausfrau — wieder auf die leichte, lebhafte Weise, die alle bei seinem Kommen erstaunt hatte. Hans Ludwig Schmidt reichte er auch die Hand und wehrte ihm ab, als dieser sich anschickte, mit ihm zu gehen.

Niemand machte eine Bemerkung; niemand fragte. Wie ein Bann lag es über allen, und einige harmlose Abschieds-

worte ließen den Druck, unter dem die Gäste sich befanden, in dem heiteren, erfreulichen Raum noch schwerer erscheinen. „Man muß keine kranken, grillenhaften Leute einladen," sagte Obrist lächelnd, und zu Hans Ludwig Schmidt gewendet, fügte er weich hinzu: „Lieber Freund, mit Narren sich beladen" . . . . . Er sprach nicht aus: „Du weißt." Er blickte mit einem unbeschreiblich ernsten Blick auf seine Bilder, die in ihrer tiefen geheimnisvollen Farbengebung von den Wänden herableuchteten — und ging zur Thür hinaus. — Hans Schmidt stand schon auf dem Sprung, und kaum, daß Obrist die Treppe hinabgegangen sein mochte, so drückte er dem Geheimerat stumm die Hand und eilte dem Freunde nach.

Sechstes Kapitel.

Einem müden Gesellen wird die Ruhe nicht gegönnt. — Anna sieht mit verschlafenen Augen, wie ihr schöner Garten zu Grunde gerichtet ist. — Ein Vogel flattert von Herzen zu Herzen. — Die Tanten wollen dem Verzweifelten einen Hering um den Hals binden, werden tief gekränkt und ziehen sich entrüstet zurück.

Hans Schmidt traf Obrist vor der Hausthür und ging schweigend mit ihm die Straße entlang unter den Bäumen hin, in deren Kronen der Frühlingswind wehte.

Obrist blieb stehen, reichte Hans Ludwig Schmidt die Hand zum Abschiede und sagte vollkommen ruhig: „Laß mich — ich habe etwas zu thun — zu denken — laß mich!"

„Nun? — Weshalb? — Jetzt? Wie du willst —" Hans Schmidt blieb zurück und ließ ihn allein gehen. — Bei flackerndem, bewegtem Laternenschein blickte er ihm nach.

„Wohin geht er, was will er?“ Hans Ludwig Schmidt trat auf die andere Seite der Straße und folgte ihm.

Frühlingsstimmung in Luft und Wind. Wolken jagten feucht und schwer über den Himmel, ließen hin und wider den Mond frei und verhüllten ihn wieder im Vorüberziehen, so daß von dem Lichte, das sie von der Erde zurückhielten, ihre Ränder fahl erleuchtet waren.

Hans Ludwig Schmidt bemerkte, daß im Anfange Obrist sich ein paar Mal umwendete. „Ja — ja — geh du nur!“ hatte Hans Schmidt in sich hineingemurmelt und war im tiefen Schatten der Häuser weitergeschritten.

Obrist eilte rasch vorwärts, von Straße zu Straße, blickte nicht mehr um sich, nicht mehr hinter sich. Hans Schmidt mußte sich anstrengen, ihn nicht aus den Augen zu verlieren. Er trat aus der um diese Zeit nicht mehr belebten Potsdamerstraße. Das Rasseln, Toben der Wagen hatte sich gelegt, statt dessen hörte man das Rauschen des Windes in den alten Bäumen. Vom Leipziger Platz aus strahlte das kalte elektrische Licht — unbehaglich hell. Um diese späte Nachtstunde machte die strahlend helle Beleuchtung eine fast gespenstische Wirkung.

Obrist ging über den Platz, hastig und eilig, der Wind trieb ihn vorwärts. — Hans Ludwig Schmidt folgte behutsam. — Und immer weiter ging Obrist — mäßigte seine Schritte nicht, beschleunigte sie nicht. Er wanderte durch leere, düstere Straßen, die nach der eben durchschrittenen Helligkeit doppelt dunkel erschienen. An den hohen, starren Häusern strich der Sturm voll und mächtig hin.

Hans Ludwig Schmidt sah seinen Freund unaufhaltsam vor sich her gehen.

Hier und da leuchtete trübes Licht aus einem Keller, verworrene Stimmen trafen das Ohr, dann ging es wieder in Stille weiter. Ungewöhnlich öde dehnte sich die Straße

aus. Trübselig stand eine Reihe verwitterter Droschken im Scheine einer Laterne. Aus den langen, dunkeln Gebäuden eines Güterbahnhofs schimmerte Licht durch die Spalten geschlossener Läden, das freudloser, nächtlicher Arbeit leuchtete. Schwerfällig fuhr ein Frachtwagen vorüber. Das Klappern der Pferdehufe hörte man noch lange nachhallen durch die Oede und Dunkelheit. Eine elende, niederdrückende Stimmung lag in der Luft, der Umgebung, den Tönen, die wesenlos aus dem Gewirr der Straßen, von den Bahnhöfen ans Ohr schlugen, eine Stimmung, die Hans Ludwig Schmidt, der im Schatten der Häuser seinem vorwärtsstrebenden Freund wie ein Dieb nachschlich und -schlüpfte, ganz miserabel erschien, ganz unwürdig, daß ein vernünftiger Mensch in solcher widerwärtigen Nacht durch diese gottverlassenen, traurigen Straßen spazierte — und zwar so ein armer, kranker Narr wie Obrist. —

In Hans Schmidts Herzen stieg ein sonderbar unheimliches Gefühl auf, eine Angst, ein Erbarmen mit dem unglücklichen Menschen, der da vor ihm herschritt zu dieser ungesunden Stunde, in der alle lebenabgewandten Empfindungen gediehen wie Pilze in einem dumpfen Mauerloch.

Während er so vorwärtsschritt im Zweifel, wie dieser geheimnisvolle Wettlauf enden, wohin er führen würde, tauchte wie eine sonnige Erinnerung der Brief jener heiter kräftigen Person in seinen Gedanken auf, den er den Abend vordem gelesen. Der Garten, den sie beschrieben hatte, stand vor seiner Seele, Oleander, Feigen, Rosen, Granaten, Reben — das sonnige Meer — „Herrliche Gemüse, die ihr dem Namen nach nicht kennt, die aber wohl bei euch einzuführen wären, wenn euch nur daran gelegen sein würde, ihr Fleischfresser —"

Dieser Passus in jenem Brief zeigte ihm eine ungeahnte Fülle, er wußte selbst nicht, welcher Zauber ihn ergriff —

Beete von duftenden Kräutern, herrliches Grün, saftige Stengel, Knollen, Früchte, Wurzeln, Stauden, alles im besten Gedeihen, hervorgerufen, gepflegt, gewartet durch die Thätigkeit einer alten, angenehmen Frau.

Wie ihm das alles wohlthat. Er ging träumend befangen, hörte nicht auf das Dröhnen, Rollen und Pfeifen, das dumpfe Rufen auf dem Güterbahnhofe, auf dem schwerfällig träge Wagen rangierten. Zwischen den Gedankenspielen, die ihm seinen Weg verkürzten, stiegen die unheimlichen Besorgnisse, die durch das energische, zielbewußte Vorwärtsschreiten seines unglücklichen Freundes in ihm erregt wurden, auf.

Nicht die geringste Veränderung hatte er in Obrists Schritten wahrgenommen. Sie waren von Anfang an gleichmäßig sicher, fest und schnell gewesen. Er war in die verschiedenen Straßen eingebogen wie jemand, der sich seines Weges vollkommen bewußt ist.

Sonderbar, daß Hans Ludwig Schmidt nicht ein einziges Mal daran gedacht hatte, daß Obrist diesen Umweg gewählt habe, um nach Hause zu gelangen.

Hans Ludwig Schmidt ging gedankenlos und dennoch von dumpfen Ahnungen gepeinigt. Er wollte nicht denken, nicht vermuten, wozu? er wollte nur nahe sein, jederzeit bereit, Obrist zu beweisen, daß dieser einen guten Freund auf Erden habe.

Sie traten jetzt aus der Straße. — Der Wind wehte mächtiger, wuchtiger. Die hohen Häuser standen nicht mehr in Reih und Glied, sondern einzeln, auf unerfreulich kahlem Felde; formlos hoben sie sich dunkel von dem wolkenbezogenen, monddurchleuchteten Himmel ab. Hier an der Grenze der gewaltigen Stadt war das Unbehagen heimisch.

Was sich von lebendiger Natur der sich immer weiter ausbreitenden Häusermasse andrängen wollte, war dem

Untergange bestimmt. Was hier noch lebte, noch grünen wollte, den Frühling erwartete — führte eine Art unerquickliches Scheinleben, denn die Häuserkolosse, die starren Straßen rückten unbarmherzig, alles Leben ertötend, vor. Jeder Baum, jedes grüne Stückchen Land trug schon das Zeichen der Vertilgung an sich. Wie schwere Schatten, die aus dem Boden aufgestiegen schienen, sahen die halbfertigen Gebäude aus, deren Fensterhöhlen mit Latten verschlagen waren. In den bewohnten einzelnen Häusern brannte hin und wider ein spätes Licht bei mühselig Arbeitenden oder Kranken.

Obrists Schritte beschleunigten sich; Hans Ludwig Schmidt hatte Mühe, ihm zu folgen.

Er sah im Mondschein, wie der Mantel seines Freundes, den dieser sonst immer ängstlich fest um sich geschlagen hatte, im Wind flatterte. Er sah auch, daß Obrist im bloßen Kopf ging und den Hut in der Hand trug. Es sind oft kleine Anzeichen, die Entscheidendes verkünden.

Solange ein Mensch sich vor Kälte und Wärme schützt, so lange will er noch leben. — Sie waren schon geraume Zeit an einem Eisenbahnwalle hingegangen. In den Telegraphenstangen dröhnte und zitterte der dumpf orgelhafte Klang — die ganze Luft schien zu klingen. Sie gingen im Schatten des Walles. Hans Ludwig Schmidt näherte sich seinem Freunde mehr und mehr. Der starke Wind ließ das Geräusch der Schritte nicht bis zu Obrists Ohren dringen.

Er sah, wie sein Freund mit ein paar Sätzen den Wall hinanklomm, wie er oben stand, wie er sich gegen den von glänzenden, leichten Wolken bedeckten Himmel groß und dunkel abhob und wie er auf dem kleinen Wege, der neben den Schienen hinführte, weiterging.

„Geh' nur — geh' nur“ — murmelte Hans Schmidt

mit einem Ausdruck, wie er ihm wohl nie noch über die Lippen gekommen war, und folgte Obrist im Schatten des Walles.

So wanderten sie weiter und weiter, die Stadt und deren nächtliches Leben hinter sich lassend.

In der Ferne tauchte ein Doppellicht auf, leises Rollen dröhnte: der Zug, der auf seinem Geleise dahersauste, kaum merklich sich näherte — mit einemmal hörbar wurde, brauste und rollte und, einen weiten Bogen beschreibend, wie hergeschleudert mit seinen runden Feueraugen auf die dunkle Gestalt, die sich langsam niedergelegt hatte, zustürmte. Hans Schmidt sah das, sah alles — und dachte: „Wer hat das Recht, einen Menschen, der den Tod sucht, zu hindern? — Er allein weiß, was er thut." — Im selben Augenblick aber war er auf seinen Freund zugestürzt, hatte wie mit verdoppelten Kräften ihn aus seiner fürchterlichen Ruhe gerissen, von den Schienen geschleudert — und eine Sekunde darauf ging der Zug dröhnend, daß die Erde zitterte, über die Schienen hin, auf denen ein Mensch unter großer Lebensqual gelegen hatte. Es dröhnte an Hans Ludwig Schmidt vorüber, der sich schützend über einen schweren, regungslosen Körper gebeugt hatte.

Hans Ludwig Schmidt legte den Kopf seines Freundes sich auf die Kniee und wartete, bis Obrist wieder erwachen würde.

Ringsumher tiefe Stille — nur der Wind sauste in den Drähten und in den Telegraphenstangen. Unheimlich mächtige Töne, klagend, heulend. — Hans Schmidt blickte auf die starr ruhigen Züge seines Freundes. Er strich ihm mit der Hand über die Stirn.

„Was meinst du," sagte er, „es ist auf Erden nicht hoffnungslos, solang noch ein Funken Leben da ist — und solang ein Mensch noch einen guten Freund hat!"

Er that nichts, um Obrist aus dem bewußtlosen Zustande, in den er verfallen war, zu wecken. Als dieser aber die Augen aufschlug, sagte Hans Ludwig Schmidt ruhig, als wäre nichts geschehen: „Ich dächte, wir könnten nun nach Hause gehen.“

Ein verworrener Blick traf ihn bei diesen Worten.

Hans Schmidt half Obrist sich erheben, der wankte, als sie den Wall miteinander hinabgingen; aber Hans Schmidt unterstützte ihn nicht — „Geh' du nur,“ murmelte er — dieselben Worte, die ihm vordem mit einem angstvoll erschütterten Ausdruck über die Lippen gekommen waren, hatten jetzt einen unschuldigen Klang, in dem ein gut Teil treuherziger Trockenheit voll Freundschaft und Fürsorge lag.

Schweigend wanderten die beiden nebeneinander her. Als aber Hans Schmidt sah, wie schwer und zitternd sein Freund ging, legte er, ohne ein Wort zu reden, dessen Arm in den seinigen und führte ihn. Nachdem lange Zeit verstrichen war, sagte Hans Schmidt: „Mich soll der Teufel holen, wenn ich das, was ich dir gethan habe, nicht wieder gut mache!“ erhielt aber keine Antwort; und so blieb dies das einzige, was auf dem langen Wege bis zum Hause Obrists in der stillen Straße von Schöneberg geredet worden war.

Sie gingen miteinander durch den Garten. Hans Schmidt zog die Schelle an der Hausthür.

Es währte lange Zeit, bis geöffnet wurde. Obrist lehnte mit dem Kopf an dem Thürpfosten. Ein Lichtschein fiel durch die Glasscheiben über der Thür, das Schloß drehte sich, und Anna öffnete. Das Licht, das sie in der Hand hielt, beschien ihr rosiges Gesicht, und sie blickte aus kleinen, verschlafenen Augen.

„Heinrich, du bist lange geblieben!“ sagte sie in die

Dunkelheit hinaus und gewahrte in dem Augenblick Hans Ludwig Schmidt, der sie durchdringend anblickte, als hätte er sie auf einer schlimmen That ertappt.

„Was ist denn, was will er denn?“ fuhr es ihr durch den Kopf. „Was hat denn dieser Hans Ludwig Schmidt?“ Sie fuhr sich verwirrt mit der Hand über das Haar und hüllte sich fester in das Tuch, das sie leicht um die Schulter geschlagen hatte.

In dem Augenblick trat Obrist ein, sprach kein Wort, schritt an Anna vorüber der Treppe zu — Hans Ludwig Schmidt folgte ihm. Anna blickte erstaunt und beunruhigt, schloß die Thüre, sprach auch nicht, fragte nichts und ging den beiden die Treppe hinauf nach.

Sie traten alle drei in das Atelier. Das Licht, das Anna in der Hand trug, erhellte es dämmerig flackernd. Obrist warf sich auf sein Ruhebett. Er lag da wie völlig bewußtlos. Anna bog sich angstvoll über ihn. „Um Gotteswillen,“ flüsterte sie, „was ist das? Was fehlt ihm?“

Ihre Augen waren auf Hans Ludwig Schmidt gerichtet. Der blickte scharf und ruhig auf die Frau, die rosig und immer noch in Verschlafenheit, die wie ein weicher Schleier ihre Bewegungen, ihren Ausdruck umhüllte, jetzt vor Obrist kniete.

„Lassen Sie ihn,“ sagte Hans Schmidt. „Lassen Sie ihn.“ Leise, unmerklich war Dickchen durch die Thüre geschlüpft und stand neben ihrem Vater, ergriff seine Hand und streichelte sie leise und zaghaft. Das Kind sah blaß aus. Die kleine Hand, mit der sie die ihres Vaters liebkoste, zitterte. Sie blickte weder fragend auf Hans Schmidt, noch auf ihre Mutter. Das ganze Leben und Fühlen dieser Gestalt, die in Angst und Eile in ein verwaschenes rosa Morgenkittelchen gekrochen war, war auf ihren Vater gerichtet. — Man sah es dem Kinde an, daß ein Uebermaß

von Sorge und Liebe ihm das Herz zerriß. In keiner Bewegung aber verriet sie ihre Empfindung. Auf der reinen, jungen Stirn stand das einfache Wort geschrieben, das wohl wenige für so bedeutungsvoll halten werden: „Das einzige auf Erden ist, gut miteinander zu sein.“ —

Hans Schmidt trat leise auf Dickchen zu und flüsterte ihr ins Ohr: „Ruhig, — es wird vielleicht noch alles gut! — Bleiben Sie jetzt bei ihm.“

„Sagen Sie mir,“ fragte Anna leidenschaftlich, „was ist geschehen?“

„Ja, was ist geschehen?“ wiederholte Hans Ludwig Schmidt kalt.

Anna sah ihn mit einem Blick an, in dem alle Erregbarkeiten ihrer Natur, wie Wellen auf einem schönen kleinen See sich kräuselten. Sie erhielt keine Antwort.

Hans Ludwig Schmidt stand und blickte sie unverwandt forschend an.

Anna brannte ein zweites Licht an, ging ins Nebenzimmer und veranlaßte Hans Ludwig Schmidt ihr zu folgen.

„Sagen Sie mir,“ begann sie, als sie miteinander eingetreten waren, „was ist geschehen? Was um Himmelswillen ist geschehen?“

Hans Ludwig Schmidt ging im Zimmer auf und nieder, ohne ein Wort zu sprechen, und blieb dann vor Anna stehen, die mit dem Licht in der Hand in Ungeduld und Erstaunen über das merkwürdige Benehmen des Freundes ihres Mannes nicht wußte, was sie thun und lassen sollte. In ihre Wangen war das Blut gestiegen; das Tuch war ihr von den Schultern geglitten, sie stand in ihrem weißen Nachthemd, über das sie einen leichten Rock geworfen hatte, ganz in Ungeduld, Angst und Sorge verloren, vor ihm. Wie ein Sonnenstrahl fuhr es über Hans Schmidts Gesicht. —

„Wie Sie schön sind!“ sagte er langsam auf die treuherzige einfache Weise, wie allein Hans Ludwig Schmidt in einer so sonderbaren Situation dergleichen aussprechen konnte. Anna setzte das Licht auf den Tisch, hob das Tuch auf und hüllte sich darin ein.

„Was ist mit meinem Mann geschehen?“ fragte sie hastig. —

„Er ist nicht mehr Ihr Mann,“ sagte Hans Ludwig Schmidt langsam und bedächtig.

Anna schaute ihn an, wie man jemand anblicken mag, der im Fieber spricht, halb lächelnd, halb besorgt.

Hans Ludwig Schmidt sagte ruhig: „Im heiligen Ernst, Sie gehören nicht mehr zu einander.“

Es lag etwas in Hans Schmidts Art und Weise, dies auszusprechen, das Frau Anna wie ein böser Traum auf der Seele drückte. Sie stand gebannt. Sie wußte und ahnte nichts, worauf sich die sinnlosen Worte Hans Schmidts beziehen konnten, und dennoch lag es wie Unglück über ihr.

„Was soll ich von Ihnen denken? Reden Sie!“ fragte Anna. —

„Sagen Sie mir,“ begann Hans Ludwig, „als Sie Obrist heirateten, war er ein Mensch, dem das Leben offen stand. Wie ist es gekommen, daß er sich heute auf den Schienen das Leben nehmen wollte?“ — Das sagte Hans Schmidt unbeweglich. Anna schrie auf, faßte mit beiden Händen die Arme dessen, der mit seiner ganzen Unerschütterlichkeit vor ihr stand. Sie starrte ihn an, als wäre sie eben aus einer anderen Welt herabgefallen.

Kein Wort kam über ihre Lippen.

„Sagen Sie,“ fragte Schmidt, „was hat er für ein Leben geführt bis zu diesem abscheulichen Schritt?“ Annas Atem stockte. Sie wurde bleich und wieder rot. In ihrem

Blicke lag etwas Ratloses, Sinnloses. Wie ein getroffenes Tier seinen Feind erwürgen möchte, so stand sie ihm gegenüber — zitternd, beleidigt und verzweifelt.

„Das ist nicht wahr! Das ist nicht wahr!“ flüsterte sie hastig und tonlos.

Hans Ludwig Schmidt hatte recht als er sagte: Jeder, der ein festes Ziel vor Augen hat, ist für die andern dämonisch. Hans Ludwig Schmidt war genau so stämmig, wie vordem, genau so blond und gesund wie vordem. Seine blauen, festblickenden Augen hatten die Ruhe und den Ernst und die Treuherzigkeit wie vordem; dennoch lag etwas Vordringendes, Unnahbares in ihm.

Er stand aufgerichtet vor Frau Anna und erzählte die Ereignisse des heutigen Abends, ohne die geringste Erregung zu zeigen.

Anna hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen, und die Arme hingen ihr schlaff an den Seiten herab. Sie hörte zu, ohne ein Wort zu erwidern; aber in den blauen Augen lag etwas, als sähe sie zu, wie ihr wunderhübscher Garten, in dem alles in voller Hoffnung Blüte und Früchte ansetzte, von einem Hagelwetter zerknickt und zerschlagen würde, alles was ihr das erste Frühjahr versprochen, und der Sommer schon erfüllt hatte, das ganze wunderschöne Gedeihen. Sie fuhr sich, während Hans Ludwig Schmidt unerschütterlich weitererzählte, mit beiden Händen nach den Schläfen.

„Wie haben Sie es nur ertragen können, ihn so hinsterben zu sehen?“ fragte Hans Ludwig Schmidt.

Sie antwortete nichts.

„Wie kann eine stolze Frau es erdulden, von dem Manne als Last empfunden zu werden? Wie kann sie es nur eine Stunde lang dulden — eine Frau wie Sie?“

Anna erhob sich. Sie war bis in die Lippen bleich

geworden. Fest aufgerichtet stand sie vor ihm. „Sie vergessen sich," erwiderte sie kalt, sank aber gleich darauf wie gebrochen auf ihren Stuhl zurück und sagte aus der ganzen Fülle ihrer unschuldigen Natur heraus, in der nur ein kleines Pflänzchen des selbstbewußten Stolzes gediehen sein mochte: „Reden Sie nur!"

„Solange noch ein Funken Leben in ihm ist, versuchen Sie ihn zu retten," sagte Hans Schmidt unerschütterlich, „geben Sie ihn frei!" —

Anna blickte ihn mit verzweifelten Augen an und sagte tonlos: „Was wollen Sie nur?" Dann schwieg sie. — Auch Hans Schmidt schwieg. Nach einer Weile begann sie wie im Traum: „Es war so hübsch bei uns. Die Kinder gediehen und alles war, wie ich mir's nicht schöner wünschen konnte! Ich arbeitete, jeder Blutstropfen in mir lebte und war wohlauf. — Und Heinrich war so gut — so himmlisch gut. — Ich dachte von Tag zu Tag, es müßte ihm besser werden —" Hans Schmidt ging im Zimmer auf und nieder.

„Allmächtiger Gott — und alles ist wie ausgelöscht!" rief die Frau und verbarg ihren Kopf in die Hände. —

„Wie ausgelöscht — wie ausgelöscht — wie ausgelöscht!" flüsterte sie kaum hörbar.

Sie erhob sich, ging langsam vorwärts, blieb in der offenen Thür, die zum Atelier führte, stehen und blickte starr und wie gedankenlos in den dämmerigen Raum.

Die brennende Lampe stand auf der Diele. Anna hatte sie in der Verwirrung da niedergesetzt. Jetzt sah sie wie gebannt in den hellen Lichtkreis, der um die Lampe her auf dem Teppich leuchtete. Kein Laut war in beiden Zimmern zu hören. Hans Ludwig Schmidt lehnte mit der Stirn am Fensterkreuz und blickte in die Dunkelheit hinaus.

Dickchen, die rosa Gestalt, saß auf dem Sessel neben ihres Vaters Lager, der teilnahmlos ausgestreckt dalag.

Sie hielt die Hände gefaltet, die Augen fest auf den Vater gerichtet; keine Bewegung war an ihr zu spüren.

„Du Armer!" flüsterte Anna mit gepreßter Stimme schluchzend, als ihre Blicke sich endlich von dem grellen Lampenlicht, das wie betäubend auf sie gewirkt haben mochte, losgerissen hatten.

Ein Ausdruck von Angst und Verwirrung flog über ihre Züge. Sie breitete die Arme aus mit solcher Innigkeit, als wollte sie die schöne harmlose Heiterkeit halten, fassen, zurücklocken, die in ihrem Herzen wie ein lustiger Singvogel gewohnt hatte und die ihr jetzt davonflog — unerbittlich, unaufhaltsam.

Ein Schrei, ein tiefer Seufzer entfuhr ihren Lippen, dann sank sie in die Kniee, den Kopf an den Thürpfosten gestützt, und weinte und schluchzte in der ganzen Lebhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit ihrer Natur.

Im selben Augenblicke kauerte Dickchen neben ihr und schlang die Arme um sie. „Muttchen — ach mein Muttchen!" sagte das Kind ruhig und dennoch aufs äußerste erregt. Sie sagte es kühl; aber ihre Stimme zitterte, als wollte dem Kinde das Herz vor Angst, Liebe und Hingebung brechen. Während sie ihre Mutter umarmte, blickte sie mit den sanften Augen zu ihrem Vater hin — so, als möchte sie im selben Augenblicke zugleich auch bei ihm sein, als könne er ihr währenddem auf Nimmerwiedersehen entschwinden.

„Liebe Mama!" und sie schmiegte sich fester an ihre Mutter — „ach weine nicht so!"

Anna konnte sich nicht fassen, konnte sich nicht regen, es war, als wollte sie sich in Thränen auflösen.

Dickchen stand wieder auf, schlich leise zum Vater, faßte vorsichtig seine Hand, strich ihm über die Stirn.

Dann kam sie zur Mutter zurück und sagte: „Seine Hand glüht und seine Stirn glüht.“

Hans Ludwig Schmidt schritt leise an Mutter und Tochter vorüber und ließ sich auf den Sessel neben seinem Freunde nieder.

Dickchen hielt wieder ihre Mutter umschlungen, die von Thränen und Schluchzen durchbebt war.

„Ach, mein Muttchen,“ sagte Dickchen, „er ist unglücklich, er wird sterben! Ich habe so oft nicht geschlafen, wenn ich an ihn dachte, wie er immer dasitzt — immer dasitzt und nicht arbeitet und nicht froh und gesund ist. — Und vor ein paar Wochen habe ich geträumt, die Tanten ständen im Atelier und zankten sich — die eine hatte das schreckliche, traurige Bild, das unter dem Studienschranke liegt, in der Hand und machte im Eifer eine Rolle daraus und zerdrückte es. Ach, du kennst es nicht!“ flüsterte Dickchen hastig und Thränen traten ihr zum erstenmal an diesem Abende in die Augen. „Ich kenne es,“ setzte sie wieder fest, aber kaum hörbar leise hinzu. — „Das Bild hielt die eine Tante in der Hand und hob es mit einemmale mit beiden Armen ausgebreitet hoch in die Luft und rief: ‚Wie abgeschmackt!‘ Und Papa lag auf seinem Sofa und hörte zu, wie sie zankten, und sah die Tante an, wie sie das Bild hochhielt, so wie er es immer thut, wenn die Tanten im Atelier ihre Geschichten machen.

„Ich war wohl auch dabei, denn mit einemmale that er mir so leid, sein Gesicht sah so elend aus und um ihn her war Unruhe und Lärm. — Es liefen eine Masse Leute durch die Stube und schleppten Kisten und alles mögliche Zeug, und Hunde kamen und sprangen und rissen alles um. Ein ganzer Haufen alter Stühle wurde hereingeschleppt,

mir wurde Himmelangst, was aus all dem werden sollte. Ein abscheulicher Staub war im Zimmer und alle Thüren standen sprangweit auf — und Papa lag immer ganz ruhig, ohne sich zu verwundern. Einmal nahm er meine Hand und streichelte sie, da fing ich an zu weinen und lief nach dem Fenster und öffnete es — und draußen war ganz klarer frischer Morgen, da bekam ich eine solche Sehnsucht, eine solche Sehnsucht!“ Dickchen preßte die Hand auf ihr Herz.

„Und wie ich mich umsehe, steht Papa in dem großen offenen Fenster — und ich will schreien und kann nicht — und er ist hinausgesprungen — und es kommt so viel Sonne ins Fenster herein, daß ich gar nichts sehen konnte. Auf einmal aber bemerke ich, wie Papa auf der Straße geht — und um die Ecke ist er — und fort ist er. Das habe ich geträumt.“ Dickchen schmiegte sich an Anna fest an, die, nicht fähig, ihre Erregung zu bemeistern, kaum gehört, keine Bewegung und kein Wort für das Kind hatte. „Ich habe es nur geträumt,“ flüsterte Dickchen angstvoll. Das gute Geschöpf umschlang hastig die Schultern der Mutter.

Hans Schmidt trat zu der fassungslosen Frau. Vorsichtig, mit einer ruhigen freundlichen Zartheit half er ihr sich erheben.

„Er muß Ruhe haben,“ sagte er. „Sie müssen Ruhe geben. Das Leben geht nicht immer die glatte Straße. Man muß über dem Leben stehen, das ist der einzige Standpunkt für einen Menschen, der Gutes thun will. Und Sie müssen ihm helfen; Sie müssen es und werden es.“

Er geleitete Anna ins Nebenzimmer. Dort setzte sie sich, stützte den Kopf aufs Fensterbrett und blieb so stumm und regungslos. Was half es, daß die Sonne gedeihlich geschienen hatte, daß das Jahr reich und fruchtbar

zu werden versprach, daß taufrische Morgen, heiße Mittage, kühle Abende lebenbringend über die schöne Gegend gezogen waren.

Jetzt war alles ein Wasserguß, eine Zerstörung — eine graue wogende Wüste — und was vordem gewesen, war ausgelöscht.

Dickchen stand eine Weile auf der Thürschwelle und sah ruhig vor sich hin. Es hatte den Anschein, als wäre sie ruhig. Die kindlichen braunen Hände hielt sie krampfhaft ineinander gepreßt.

Scheu sah sie nach ihrer Mutter hin — hastig, als thäte sie einen unerlaubten Blick in ein Geheimnis, das nicht für ihre Augen bestimmt war. — Dieser befangene, heftige, nach Entschluß ringende Blick wiederholte sich. Mit einemmal stürzte sie auf die Mutter zu. Eben noch war sie ganz Unbeweglichkeit gewesen, und jetzt, wie zerrissen von übermächtigem Leben, sank sie ihr an die Brust, drückte zitternd ihr glattes Köpfchen fest an die Mutter und sagte mit einer Stimme, die das starke Gefühl des guten Kindes nicht bergen konnte: „Nie wird er glücklich — bei uns nie!"

Mit einemmal sagte sie ruhig und völlig gefaßt: „Hörst du mein Muttchen — hörst du?"

Anna verhielt sich wieder völlig teilnahmlos, als hätte sie die angstvollen Worte ihres Kindes überhört. Dickchen hatte aber gefühlt, wie ein Beben durch den Körper ihrer armen, verweinten Mutter gegangen war, die sie bis zu diesem Tage nur wohlgemut und heiter gesehen hatte.

Und dies Erzittern hatte das weiche, liebevolle Herz Dickchens ganz mit Erbarmen erfüllt.

Sie hatte sich in Scheu von ihr losgelöst, hielt sie nicht mehr umschlungen, als wagte sie nicht, den Schmerz ihrer Mutter so nahe zu belauschen. Das Tuch aber, das Anna ein wenig von den Schultern geglitten war,

küßte und liebkoste das Kind mit der ihm eigentümlichen Zartheit.

Hans Schmidt betrat leise das Zimmer, Dickchen blickte auf, und Hans Schmidt winkte ihr, ihm zu folgen.

Das Kind erhob sich leicht wie ein Vogel und trat zu ihm.

„Was ist geschehen?“ fragte sie zaghaft zitternd.

„Nichts — nichts“ — sagte Hans Schmidt beruhigend. „Habt ihr ein Zimmer, das nach Süden liegt?“

Dickchen sah ihn einen Augenblick fragend an. Darauf sagte sie auf ihre treuherzige ruhige Art: „Wir haben eins, im obern Stock.“

„Gut.“

„Wie geht es?“ fragte Dickchen kaum hörbar und schlich nach der Thür.

„Er hat Fieber — er hat Fieber,“ erwiderte Hans Schmidt leise.

Dickchen schlüpfte ihm voraus, trat vorsichtig zu ihrem Vater, beugte sich über ihn, berührte seine Stirn wie ein Hauch — faßte seine Hände und sagte leise und nachdenklich wie zu sich selbst: — „Die brennen!“

Darauf schlich sie zu Hans Ludwig Schmidt, dessen Blicke auf ihr geruht hatten, faßte seine Hand mit ihren beiden Händen und fragte trocken und hart — wenn auch kaum hörbar: „Muß er sterben? Glaubst du das?“

Sie sah ihn fest an, so wie er's nicht gedacht hätte, daß ihre weichen Augen blicken könnten. — Er drückte ihre kleinen Hände und antwortete zuversichtlich: „Er wird leben und wird noch glücklich und gesund.“

Da preßte das Kind Hans Schmidts Hand an seine Stirn und sagte: „Du hilfst ihm. — Du allein bist Hilfe auf der Welt!“ — Hans Schmidt wußte nicht, wie ihm geschah. Die Worte des Kindes berührten sein Herz wie

ein göttlicher Frühlingshauch, und alles, was Mitleid, Dankbarkeit und Liebe für seinen Freund war, begann in seiner Seele zu leben, zu wachsen.

„Ich werde ihm helfen — ich will ihm helfen!“ sagte er ernst.

„Ja, hilf ihm,“ erwiderte das Kind aus tiefster Seele. „Du fragtest nach einem Zimmer im Süden, was willst du damit?“

„Er soll darin liegen und schlafen, nicht hier,“ war die Erwiderung.

„Die Tanten wohnen darin,“ sagte Dickchen. — „Ich werde es ihnen gleich sagen.“

Damit verschwand das Kind, und Hans Schmidt setzte sich neben den Freund gedankenvoll nieder — der Kranke seufzte in halber Bewußtlosigkeit. Eine Uhr tickte mit vollem Pendelschlag — sonst war tiefes Schweigen. Der Vogel, der ängstlich von einem armen Herzen zum andern geflattert war, war nicht mehr im stillen Zimmer. Anna regte sich nicht, rührte sich nicht, um nach ihrem Manne zu sehen, sie blieb wie festgebannt. Was sollte sie thun, was sollte sie helfen? Sie hatte ihm ihr Lebtag nicht geholfen — was sollte sie jetzt in letzter Stunde thun? — Ihm einen armseligen Dienst leisten — nein — sie wollte so sitzen und erstarren. Der Gedanke that ihr wohl! Er hatte jahrelang unter ihr gelitten! — Wie sie das packte! Wie sich ihr das in ihr gutes sorgloses Herz einkrallte. Nichts, nichts war wieder gut zu machen — nie! Alles war wertlos! Das schallte durch ihr Herz, wie durch einen weiten öden Raum, aus dem alle Freuden, alle lustigen Bilder, alles muntere Gedränge verschwunden war, mit einemmal, mit einem Schlag; das Lachen und Jubeln und Jauchzen der Kinder, wenn sie es sich vergegenwärtigte, trieb ihr vor Schreck das Blut in die

Wangen. Wie oft hatte es ihn gequält, das ganze laute Treiben im Hause wirbelte ihr im Kopfe; die Kinder thaten ihr leid, sie kamen ihr gekränkt und betrogen vor in ihrer Unschuld und ihrem Gedeihen. Sie that sich selbst leid, sie weinte über sich selbst. Sie weinte über alles, über alles, alles. Ganz unschuldig, ganz vom Schicksal geschlagen, erschien sie sich. Da pochte ihr das Herz plötzlich wie ein Hammer in der Brust, irgend ein Ereignis, ein Sinn, ein Wort war ihr ins Gedächtnis gekommen, eine Geringfügigkeit irgend einer Art, und sie sah sich selbst zum Erschrecken schuldig, hartherzig, sinnlos, einwütend auf das Leben eines Menschen, ihres Gatten. — Der Boden unter den Füßen wich ihr. Wie mochte alles gekommen sein? Wie mochte alles möglich sein?

Anna dachte schwer befangen und von dem Ungeheuerlichen, das sie von Hans Schmidt gehört hatte, aus der Bahn ihres Fühlens gedrängt. Hat je ein Mensch auf Erden so Verworrenes, Unsinniges, Unmögliches gesprochen! Ihre Augen starrten, ihr Herz hielt mit Schlagen inne. Etwas, das Todesgrauen, Gespensterfurcht glich, legte sich ihr über Stirn und Augen und machte sie blind, dumpf und fühllos.

So saß sie noch, als Dickchen zu ihr geschlichen kam und zaghaft sagte: „Komm bitte, die Tanten stehen beide draußen und wollen herein."

Anna sah auf Dickchen und erwiderte langsam und gedankenabwesend: „Die Tanten stehen draußen?"

Dickchen faßte die Mutter an der Hand, diese folgte ihr wie schlafwandelnd.

Sie gingen beide durch das Atelier und zur Thüre hinaus.

Draußen standen sie zwei sonderbaren Gestalten gegenüber, die sich auf die Treppe postiert hatten. Die eine hielt

eine kleine schirmlose Lampe in der Hand. Beide waren in mächtige, rot und schwarz karrierte Shawls gehüllt, auf den Häuptern trugen sie verknüllte Hauben. Ueber ihren Zügen lag ein tödlicher außerordentlicher Ernst.

Wie zwei große, steife, würdige Geschütze sich selbst noch kurz vor dem Schusse vollkommen still und unhörbar verhalten, so thaten dies auch die Tanten. Sie ließen Anna und Dickchen sich ihnen bedenklich nähern, ohne daß sie einen Laut von sich gegeben hätten. Mit einemmal aber brach es los, aus beiden Läufen zugleich. — Mit dem Schmerzenston tiefsten Interesses und zugleich schwerwiegender Anklage stießen sie beide erregt hervor: „Was ist das — und was bedeutet das? — Wir sind aus unsern Betten geholt worden! Wir verstehen das Kind nicht!“ Hierbei blickten sie auf Dickchen, ungeduldig und fragend. Anna sah auf die Tanten, ohne zu antworten, als hätte sie nie in ihrem Leben etwas dergleichen wie ihre beiden Haushälterinnen gesehen und geahnt. —

Die eine der Tanten hielt ihre selten große und korpulente Taschenuhr, die sie zu diesem Behufe mitgenommen zu haben schien, Anna vor die Augen. Die Uhr zeigte auf halb drei morgens. Sie gab mit ihren schwarzen, für eine Taschenuhr abenteuerlich verschnörkelten Zeigern diese Stunde unerbittlich an, in der die Tanten aus den Betten geholt worden waren, in der das Herz eines armen Weibes zum erstenmal tiefe Lebensqual hatte kosten müssen, in der ein gutes Kind vor Liebe und Angst hinzuschwinden drohte — in der ein gequälter Mensch in die beschwichtigenden trüben Gedanken verlöschender Fieberwogen sank und in der Hans Ludwig Schmidt sehr prosaisch dachte: „Den bringen wir durch!“ „Wir fragen noch einmal,“ begannen die Tanten erregt, unisono und alteriert durch das Schweigen ihrer Nichte. „Man hat uns aus den Betten geholt! Man steht

uns nicht Rede und Antwort! Das einzig Natürliche wird nicht gethan! —" Anna hatte sich von den Tanten abgewendet und horchte gespannt nach der Thüre, aus der es undeutlich wie dumpfes Stöhnen drang. „Was ist das?" fragten die Tanten, sahen sich einander an und horchten auch.

Dickchen sagte leise: „Euer Zimmer soll für Papa hergerichtet werden. Er wird oben wohnen!" —

„I wie! I wo?" fragte die Tante, die die Uhr gehalten hatte, ungläubig und blickte in hochgradigem Erstaunen auf die andre.

„Sage es ihnen, ich bitte dich," bat das Kind.

„Was denn?" fragte Anna gedankenbefangen.

„Sage ihnen, daß Papas Zimmer gleich oben eingerichtet werden muß; Hans Schmidt wünscht es so."

„Wer wünscht das, was wünscht er?" fragten die Tanten — und hätten die Hände über den Köpfen zusammengeschlagen, wenn sie nicht anderweitig gebraucht worden wären. Die karrierten Shawls mußten mit Sorgfalt zusammengehalten werden, damit die nächtlichen Ungereimtheiten der beiden würdigen Damen den Anwesenden verborgen blieben.

Trotz allem Fragen der Tanten und Dickchens scheuen Antworten kam man eine geraume Zeit um keinen Schritt der Erklärung näher, bis es sich Dickchen endlich kaum hörbar über die zitternden Lippen rang: „Papa ist sehr krank."

„Du mein Gott!" riefen die Tanten, „und das sagt man uns nicht, da läßt man uns stehen. Da kommen wir in den Shawls aus den Betten — früh halb drei Uhr — und niemand thut den Mund auf! Ist das eine Art! Jetzt rasch, daß etwas geschieht! Wir hörten ihn ja stöhnen und ihr laßt ihn so allein liegen!

„Nein, nein, mein Herz, laßt uns nur darüber kommen!“ Das sagte die Tante mit der Lampe und schob mit einem Griff Anna beiseite, war an der Thüre, ehe man es sich versah, öffnete und trat ein; die andere Tante folgte ihr auf dem Fuß. Dickchen eilte ihnen nach, um sie zurückzuhalten; aber es half nichts, es war schon zu spät.

Als die Tanten die Schwelle des Ateliers betreten hatten, waren sie geblendet von dem leuchtenden Schein, den die Lampe, die immer noch auf demselben Flecke stand, um sich her auf dem Teppich verbreitete, und der ganze übrige Raum schien ihnen in Dunkelheit gehüllt. „Wo ist er denn? Wo liegt er denn? Was hat er denn?“ fragten sie sich gegenseitig in einem Ton, der leise sein sollte, der aber ganz impertinent laut geraten war. In dem Augenblicke erhob sich eine Gestalt hinter der Lampe, und sie erkannten Hans Schmidt nach längerem Hinstarren. Diese Entdeckung hatte einen doppelstimmigen Ausruf des Erschreckens zur Folge, die karrierten Shawls wurden fester gefaßt.

„Still — still,“ flüsterte Hans Ludwig Schmidt und machte ihnen eine bezeichnende Handbewegung, die sie fern halten sollte; aber ein sehr erstaunter, mißbilligender Blick der Tanten, die ihr Mienenspiel mit der kleinen Petroleumlampe beleuchteten, traf ihn, und resolut drangen die beiden vor.

Sie neigten sich über das Fußende des Lagers, auf dem Obrist lag, und blickten in ein Paar glänzende, ausdruckslose Augen, die auf sie gerichtet zu sein schienen.

„Was hat er denn? Was ist denn mit ihm?“ fragten die Tanten sich einander gegenseitig. Sie schienen in dieser Angelegenheit nur zu einander Vertrauen zu haben und nur voneinander Aufklärung zu erwarten.

In dem Augenblicke klang ein tiefes Stöhnen von den

Lippen des Kranken: „Fort — fort!“ flüsterte er mit gepreßter Stimme und machte mit der Hand ein schwaches Zeichen den Tanten zu.

„Was hat er denn für eine Stimme?“ fragte die eine und spitzte die Ohren unter der Mütze. „Er wird's im Hals haben, der Stimme nach. Er ist ja heiser. Haben wir einen Hering im Hause? Man muß ihm einen Hering um den Hals legen!“ Das war ihre ernste und unumstößliche Meinung. „Du weißt, wie vortrefflich dir das neulich deine Halserkältung vertrieben hat!“ wandte sie sich an die jüngere Schwester, die in jugendlicher Bescheidenheit der älteren in jeder Weise Vorhand ließ. Ein feiner Beobachter würde bemerkt haben, daß alles, was von diesem Schwesterpaar geleistet wurde, das geistige Eigentum der Aeltesten war.

So auch jetzt. Die Jüngere nahm die Idee mit dem Hering inbrünstig auf und gab ihre volle Beistimmung.

„Ein Hering um den Hals,“ sagte sie, „ist in einem solchen Fall das einzig Richtige.“

Hans Schmidt schien von dem Anblick der Tanten überwältigt zu sein.

Er hatte hin und wider noch einen schwachen Versuch gemacht, sie zu vertreiben, war aber von der unbeugsamen Energie der Damen offenbar betroffen. Er saß unbeweglich in seinem Lehnstuhl, ohne einen Blick von den Tanten zu verwenden.

„Ich habe es immer gesagt,“ begann die Aelteste. „Ordentlich Luft braucht der Mensch. Hätte er täglich seinen Spaziergang gemacht, läge er jetzt nicht hier. Wie oft haben wir ihm gesagt: Soole soll er baden. Ein Mensch, der nie Soole gebadet hat, wie kann der gesund sein!“

„Unsere selige Mutter,“ fügte die Jüngste hinzu, „badete Soole mit Fichtennadelextrakt.“

„Hätte er sich wenigstens naß abgerieben, mit Seesalzeinstreuung in das Laken, damit es ordentlich frottiert, so wären wir auch nicht bis dahin gekommen, daß er uns jetzt daliegt mit einer Halsentzündung im Leibe!"

„Wasser, Luft und Bewegung sind der menschlichen Natur notwendig," fuhr sie eifrig fort. „Wurde hier aber einmal gründlich gewischt und gescheuert, stellte er sich an, als beginge man eine Todsünde im Hause. — So ein Mensch kann nicht ungestraft leben. Die Natur rächt sich. — Das sehen wir!"

Ein Stöhnen, ein heftiges Aufrichten des Kranken unterbrach die Tante in ihrer schwungvollen Rede. Erregt, verwirrt, gequält blickte Anna um sich.

„Verflucht!" rief Obrist, „verdammt! Wer hat die Untiere hereingelassen! Hinaus! Hinaus! Fort! Sie sollen nicht im Atelier umherkriechen und schwatzen und schnaufen — fort!" Darauf sank er zurück und bedeckte die Augen mit der Hand — so blieb er liegen. Die Tanten standen sprachlos, steif wie gefrorene Dorsche. Sie konnten nicht zu Worte, nicht zu Atem kommen. Ein niegefühltes Grauen überlief sie, und die wenig schmeichelhafte Erkenntnis, daß ihr Heinz es mit dieser garstigen Schimpferei auf sie abgesehen habe, kränkte ihre braven Herzen außerordentlich.

Sie blickten beide ratlos auf Hans Schmidt, den nächtlichen Gast, dessen Anwesenheit sie ignoriert hatten — vielleicht aus Schicklichkeitsgefühlen. Sie hatten aber dennoch ihm zu Liebe ihre karrierten Shawls eng wie Futterale um sich gespannt.

„Gehen Sie, meine Damen, gehen Sie. Er hat Fieber und muß allein sein," sagte Hans Schmidt, erhob sich und trat auf die Tanten zu, die schleunig Kehrt machten und der Thüre zu abzogen.

Siebentes Kapitel.

Hans Ludwig Schmidt führt seinen Freund in das stille Reich, das er ihm erobert hat. Aus der Dunkelheit fällt ein Schuß und trifft, und der, welcher den Schuß gethan hat, wandert weiter und weiß nichts davon, daß durch seine Schuld ein Verwundeter am Wege liegt. Es wird etwas geplant, und Hans Ludwig Schmidt ist obenauf.

Hans Schmidt ging den Tanten nach, und als sie glücklich die Schwelle überschritten hatten, so daß die Gefahr ihrer Wiederkehr minder groß schien, rief er sie zurück und gab ihnen kurze, deutliche Befehle, welche die Räumung ihres Zimmers betrafen.

Die Tanten hörten kopfschüttelnd zu und stiegen wehmütig und erstaunt die Treppe hinauf, um das Werk der Zerstörung in dieser nächtlichen Stunde zu beginnen.

Ebenso gab Hans Schmidt an Anna die Anordnung, Obrists Bett in das Zimmer hinaufschaffen zu lassen. Er bot seine Hilfe dazu an.

Dickchen blieb bei dem Vater zurück. Im Hause war inzwischen alles wach geworden, alles fragte, alles lief, alles rannte durcheinander. Alles wollte helfen, wollte beistehen. Und Hans Schmidt hatte übermenschlich zu thun, das Leben, das aus jeder Ecke quoll, zu beschwichtigen. Er ruhte keinen Augenblick, verlor keinen Augenblick, bis das Zimmer für seinen Freund so weit hergerichtet war, daß der Kranke darin gebettet werden konnte. Die Tanten hatten die Wände ihres Aufenthaltes mit Heiligtümern aller Art belebt. Photographieen, verblaßte und unverblaßte, gestickte Haussegen in allen Farben, Stammbuchblätter, Flanellherzen und -Würste mit Stecknadeln gespickt, all' dies hing in

mannigfaltigstem Durcheinander. Hans Schmidt der offenbar wenig pietätvoll von diesen Kostbarkeiten dachte, entfernte alles miteinander, ziemlich eilfertig und übergab es den Tanten, die es mit stummer Entrüstung in Empfang nahmen und sehr energisch auch nach den Drahtstiften fragten, mit denen ihre Heiligtümer befestigt waren. Bei allem, was die beiden würdigen Damen während dieser geschäftigen Nacht vorbereiten halfen, bei allem, was sie hantierten, fragten, erwiderten, einwandten, war bei beiden eine merkwürdige Spannung und Erregtheit gegen Hans Ludwig Schmidt bemerkbar.

Nachdem alles beendet war, begab sich Hans Schmidt zu seinem Freunde ins Atelier.

Als er eintrat, stand Anna am Fenster und blickte sonderbar forschend auf ihn. Dickchen stand in ihrer Nähe und beide machten auf Hans Ludwig Schmidt den Eindruck wie zwei verscheuchte Vögel, die sich müde und verwirrt mit pochendem Herzen an einen Zufluchtsort angeduckt haben und das Schicksal über sich ergehen lassen.

Hans Schmidt beugte sich über Heinrich Obrist, legte diesem die Hand auf die brennende Stirn und flüsterte ihm ein paar Worte zu. Dickchen folgte gespannt seinen Bewegungen. Er flüsterte weiter, stützte den Kopf in die Höhe, und Obrist schien wie im Traume auf das zu achten, was Hans Schmidt zu ihm sprach. Er nickte einmal kaum merklich, und sein Kopf sank an die Schulter seines Freundes. So blieb er eine geraume Weile ruhen, ohne sich zu regen, in dumpfer, fieberhafter Teilnahmlosigkeit.

Hans Schmidt half ihm behutsam sich weiter aufrichten, stützte, führte, hielt ihn bis er endlich auf den Füßen stand, hing ihm den Mantel um die Schultern, der auf den Teppich geglitten und von Dickchen aufgehoben worden war, und geleitete ihn fest umfangen und gehalten zur Thüre.

Anna war ein paar Schritte vorwärts geeilt, um zu helfen Ueber ihrem ganzen Wesen lag ein Hauch von Hilfsbedürftigkeit und jetzt der scheue Wunsch, alles zu thun, alles zu leisten, was nur zu erdenken war.

So, wie sie in ihrer Heiterkeit, ihrer unerschütterlichen Harmlosigkeit wie ein gutartiges Kind geblieben war, so trug sie auch den Schmerz wie ein von seinem Schuldbewußtsein ganz betroffenes und überraschtes Kind, ohne Bitterkeit, ohne Stolz, ohne Selbstbewußtsein.

Als sie dem Armen nacheilen wollte, hielt ein Blick von Hans Schmidt sie zurück und sie blieb befangen und unschlüssig stehen.

Auf der Treppe mußten sie an den Tanten vorüber, die sich da wieder hinpostiert hatten.

„Nun — und Anna? — Anna?“ fragten diese beiden im Chor, als hätten sie es sich eingeübt.

Hans Schmidt erwiderte nichts.

Er hielt seinen Freund mit einer Miene, als entführte er ihn aus der Welt. Er hielt ihn wie einer seine Beute hält, die er aller Augen entziehen will und die er in irgend einen unbekannten Aufenthaltsort zu schleppen vorhat.

Die Tanten blickten erstaunt und sprachlos einander an. Die eine machte Miene, Obrist, der sich kaum zu halten vermochte, zu stützen.

„Fort — fort,“ sagte Hans Schmidt ruhig und unerschütterlich, so daß sie so hastig, als hätte sie sich verbrannt, in allerhöchstem Aerger die Arme zurückzog.

So gelangten unsre beiden in das stille, einsam gelegene Zimmer. Die grauweiße Morgendämmerung war hereingebrochen; die Lampe, die dem kranken Gast leuchten sollte, stand verdeckt hinter einem großen Buche und brannte schon strahlenlos, dunstig rot.

„So, nun sollst du Ruhe haben,“ sagte Hans Schmidt wie zu einem Kinde; half ihm sich entkleiden und half ihm sich niederlegen.

Und als der Kranke brennend und glühend in seinem Bette lag und sein treuer Wächter neben ihm saß, war in dem freundlichen Zimmer ein Anfang von Frieden und Ruhe zu spüren.

Hans Ludwig Schmidt hatte sich, ohne jemand darum zu befragen, im Hause seines Freundes eingenistet und benahm sich in diesem Hause so, als hätte das Schicksal ihm unbestrittenes Anrecht an dem Menschen gegeben, den er, von allem Lebensmut verlassen, vom Leben ausgestoßen, am Wege, den Tod erwartend, liegen gefunden hatte.

Niemand ließ er das Zimmer betreten, Tag und Nacht blieb er allein um den Kranken.

Nur ein paar Stunden des Tags löste Anna ihn ab.

Außerdem aber bewachte er die Thür wie ein Teufel.

Dickchen durfte die Botin sein, die hin und wieder leise pochte, um etwas zu bringen oder nach Hans Ludwig Schmidts Wünschen zu fragen. Ueber dem ganzen Hause lag eine angstvolle, unnatürliche Stille, eine Stille, als wäre eine Quelle, die stark und lärmend aus der Erde sprudelte, mit einemmal verschwunden und verkrochen und man müßte jeden Augenblick ihr Hervorbrechen wieder erwarten.

Die Kinder schlichen umher und wurden dennoch von aller Welt zur Ruhe gewiesen.

Wer eigentlich krank war, wen sie zu bedauern hatten, wem zu Liebe jeder Ton im Hause erstorben war, schien ihnen nicht klar. Der Vater war ihnen entrückt, das Zimmer, in dem er lag, das sie nicht betreten, in dessen Nähe sie sich nicht wagen durften, war für sie meilenweit entfernt. Ihre Mutter aber, die sie sehen und

sprechen durften, derentwegen schienen sie große Bedenken haben zu müssen.

Durch den Gegensatz wurden sie vom Schicksal belehrt, das nun einmal einen jeden in die Kur nimmt und niemand von erster grüner Jugend an ungeschoren läßt, daß es sehr angenehm sei, eine lustige, gesprächige, geduldige Mutter zu haben, eine Mutter, bei der es eine gewöhnliche Erscheinung war, daß sie auf der Treppe sang, bei der Arbeit pfiff und zu jeder Zeit sich als gesprächig erwies; eine Mutter, von der es nicht einmal unangenehm war, einen tüchtigen Klapps zu bekommen, weil dieser Klapps keine weiteren übeln Folgen nach sich zog, sondern gestattete, in kurzer Zeit dennoch ebenso heiter und geachtet sein zu dürfen wie vordem.

Diese Mutter war ihnen, wie schon gesagt, äußerst angenehm gewesen. Die Knaben, die die Schule besuchten, waren sich längst klar darüber und befürchteten in diesen Tagen das Schlimmste, nämlich, daß ihr Stolz, eine Mutter mit einem langen blonden Zopf und einem blauen Malerkittel zu besitzen, sein Ende erreicht haben könnte. Ihr Ernst, ihre Schweigsamkeit machte ihnen den Eindruck, als hätte sie eine große lila Mütze aufgesetzt, wie sie die Tanten hin und wieder trugen. Sie kam ihnen wie eine alte Frau vor, that ihnen leid und sie hielten sich in einer ziemlich herzlosen Scheu, wie sie gesunden, kräftigen Kindern in solchem Falle eigen ist, fern von ihr.

Hans Ludwig Schmidt hatte einen schweren Posten, Obrist war von einem gehörigen Fieber gepackt und von einer qualvollen Unruhe. Keinen Augenblick, Tag und Nacht, fand er körperlich und geistig Frieden. Träume, Phantasieen, undeutlich verworrene Vorstellungen und Empfindungen quälten ihn. Hans Schmidt, der tief überzeugt

war, daß ein Arzt nicht helfen könne, hatte darauf gedrungen, keinen Arzt zu rufen. Das Gespräch, das er vor wenigen Tagen über Patienten und Aerzte geführt, hatte ihn zu diesem Entschluß gebracht. Er fürchtete, wenn er z. B. seinen guten Bekannten mit den Tabellen in der Rocktasche würde kommen lassen, daß dieser über die kranke Halbnatur, die bewußtlos und leidend dalag, die Nase rümpfen, eine Tabelle hervorziehen und beweisen würde, daß man damit anfangen müßte, die Ursache dieser krankhaften Ausartung zu beseitigen, zum Beispiel ein unvorteilhaftes, Kräfte aussaugendes Unterrichtswesen, daß es aber verlorene Mühe sei, an einer verkrüppelten, schwachen Natur herum zu doktern.

So ein elender Theorieenmensch!

Hans Ludwig Schmidt hatte ganz recht. Ein Mensch, der auffällig von irgend einer Theorie gepackt ist, ist wie ein Geblendeter, ein Unzurechnungsfähiger, dem man um Gottes willen nur so lange allenfalls trauen darf, so lange er auf seiner gewohnten, von ihm ausgetretenen Straße geht.

Jedes Rezept, das der Verfasser der Tabellen seinem Freund gereicht hätte, wäre Hans Schmidt als persönliche Beleidigung gegen diesen erschienen.

Er wollte nicht, daß irgend einer seinen armen Meister, dessen reich begabter Geist jetzt in einem kranken, zerrütteten Körper steckte, von oben herab ansehen sollte, wie ein Aufgeblasener einen schön gewachsenen, mit Lumpen bedeckten Bettler ansehen mag. Niemand sollte ihn jetzt berühren, der ihn nicht hochhielt, achtete und liebte.

Die Tanten waren über Hans Schmidts gottloses, herausforderndes Benehmen, einen Schwerkranken ohne Beihilfe eines verständigen und gewissenhaften Arztes zu pflegen, empört. Jeder zu beschaffende Medizinalrat oder gar Ober-

medizinalrat aus der Nachbarschaft schien in den Augen der würdigen Damen dies schmeichelhafte Prädikat unbedingt zu verdienen.

Sie machten Anna bittere Vorwürfe über ihren Leichtsinn, „einen Familienvater“ so einem jungen, unverständigen Menschen vollkommen zu überlassen.

* * *

An einem der Tage, in denen Obrists Zustand zwischen dumpfem Schlaf und heftigen, erregten Fieberanfällen wechselte, saß Anna in seinem Zimmer mit einer Arbeit in der Hand.

Hans Schmidt war ausgegangen.

Schon seit Stunden lag Obrist ohne jede Regung mit geschlossenen Augen. Sein heftiger, schwerer Atem zeigte, daß er von keinem gesunden Schlaf befangen war, sondern von Fieberglut bedrückt und niedergehalten wurde. Anna arbeitete, ohne aufzublicken, und über dem Zimmer lag eine trübe, schwere Stimmung. In des armen Weibes Herz sah es bewegungslos und hoffnungslos aus.

Was sollte sie hoffen, was wollen? Er war lange Jahre unglücklich, krank gewesen, unfähig, sich in den Verhältnissen, in denen er lebte, seine Kraft zu erhalten. Sollte er wieder genesen? ganz genesen? Sie glaubte es nicht. Sollte es der Tod sein, auf den es jetzt schon hinauslief? Vielleicht.

Annas Herz zog sich krampfhaft zusammen. Es war zum erstenmal, daß sie den Tod wahrhaft fühlte, fühlte, als ginge er sie selbst etwas an — die Todesangst kroch ihr zum Herzen. Wer sollte sterben? Wer sollte es sein? Mußte man sterben, müssen alle sterben? Unumgänglich sterben? War es denn nötig? War es denn so? Konnte

er, der hier vor ihr lag, so vor ihren Augen zu nichts werden — zu nichts, zu gar nichts? — Das konnte nicht sein. Nein — nie!

Sie stellte ihn sich tot vor. Sie dachte: so wird er liegen, wenn er tot ist — so in seinem Bette ausgestreckt — die Augen werden ihm geschlossen sein. Das Haar wird ihm über die Stirn liegen so wie jetzt — es wird alles sein wie jetzt — — kühl wird er sein — zum Entsetzen. Ihre Gedanken begannen sonderbar zu erstarren.

So ein Mensch, den man geliebt hat, geliebt mit jedem Herzschlag, den soll man einmal liegen sehen müssen als etwas ganz Fühlloses, Kaltes, Wertloses, als ein Stück leblose Natur, als ein Stück herzlose Erde. Wie ist ein Toter schrecklich! schrecklich! tönte es erschütternd durch Annas ganzes Wesen.

So stand sie unter dem Bann der erbarmungslosen Natur, die keine Rettung, keine Ausnahme, keine Gnade kennt.

Anna wagte nicht, nach ihrem Manne zu blicken. Sie wagte nicht, die Augen zu erheben. Sie wagte, während die Qual alles Lebendigen, die Todesangst, sie in verzweiflungsvolle Furcht hineinjagte, nicht, mit ihrer Arbeit inne zu halten. Ihre Finger regten sich emsig, währenddem ihre arme Seele wie ein gehetztes Tier da hin und dort hin stürzte, um dem Verderben zu entfliehen.

Sie atmete kaum. Ihre Stirn und ihre Hände waren kalt.

Während sie die größte Qual empfand, die auf jedem lebenden Geschöpfe liegt, die mit ihm geboren wird, wie sein Atmen, sein Hören, Sehen und Fühlen, die Qual, die es nie und nimmer abschütteln kann, bis zum letzten Augenblicke nicht, in dem es von dieser Qual endlich selbst gepackt, erwürgt und vernichtet wird; — während sie dies

namenlose Leid im vollen Bewußtsein ungemildert von jedem Trost über sich ergehen ließ, ruhten ein paar fieberglühende, trübe Augen auf ihr.

„Geh' nur — geh' nur!" rief eine heftige, hastige, fremde Stimme, wie sie noch nie über diese Lippen gekommen war. „Du bist nie gegangen, wenn ich es dir gesagt habe — du bist immer aufgesessen — du gehst nicht." — Die Stimme wurde hastiger, angstvoller. — „Du gehst wieder nicht, wenn ich es sage. — Du hast es nie glauben wollen!" Er stöhnte tief auf. „Ja bleibt — bleibt alle!"

Anna hatte sich erhoben, — zitternd. Ihre Augen waren groß und starr auf den Kranken gerichtet, der ausdruckslos und unruhig um sich blickte, der nichts sah und nichts begriff. „Heinrich! Heinrich!" flüsterte das arme Weib angstvoll. Sie hielt sich an dem Stuhl, von dem sie aufgefahren war, und stand, ohne sich zu bewegen, wie gelähmt. Sie sah, wie die trüben, kranken Augen sich wieder schlossen, wie wieder die dumpfe Ruhe über das Gesicht schlich und die Erregtheit daraus verlöschte.

Die erste Bewegung, die Anna überkam, war, daß sie sich nach dem Herzen fuhr, als hätte sie eine Wunde empfangen. Eine Kugel, abgeschossen, von einem, der nicht wußte, daß sie getroffen hatte, und der nun unbekümmert seinen Weg in Nacht und Nebel fortsetzte. Dumpf, durch Trostlosigkeit gehend, schlich Anna aus dem Zimmer, schloß die Thür hinter sich und sank in die Kniee, getroffen und verwundet. So blieb sie lange. Ihre Augen waren voll Thränen, aber sie weinte nicht. Eine bittere Klage lag auf den Lippen; sie schwieg aber regungslos still. Wozu weinen? Lauschend kniete sie, ob irgend etwas im Zimmer sich regte. Es blieb totenstill. Der, der das arme Herz getroffen hatte, war von dumpfer Nacht umgeben und weit entrückt.

Als Anna Hans Schmidts Schritte auf der Treppe hörte, machte sie sich auf und ging, ohne ein Wort an ihn zu richten, an ihm vorüber. Sie trat zu den Kindern ein, die um den großen Tisch, auf dem die Lampe schon brannte, unter der Oberaufsicht der Tanten versammelt waren.

Da blieb sie einen Augenblick in der Thür stehen. Gerade vor ihr, den Rücken ihr zugekehrt, saß einer der beiden blonden Lockenköpfe. Er hatte die Arme auf den Tisch gestemmt und sah ins Licht. Anna eilte auf ihn zu, umfaßte ihn, hob das stramme Bürschchen zu sich empor und küßte es warm und lebensvoll — und küßte es mit aller Liebe und Zärtlichkeit, deren ihre Natur fähig war. Es schien, als müßte sie sich von allen Schrecken, aller Qual, aller Hoffnungslosigkeit dadurch ihre Seele wieder rein baden. Und es währte nicht lange, da hingen alle Kinder an ihr, umdrängten sie und glaubten, die lustigen Zeiten sollten wieder beginnen. Aber enttäuscht sahen sie heiße Thränen über die Wangen ihrer Mutter fließen. Sie ließen scheu von ihr ab. Anna ging ins Atelier, schloß die Thür hinter sich, und nur Dickchen folgte ihr mit einer Lampe, die sie hastig währenddem angezündet hatte.

* * *

An diesem Abend spät, als Anna, die Tanten und Dickchen still bei einander waren, trat Hans Schmidt ins Zimmer. Alle blickten forschend auf den Eintretenden. „Nun, wie geht's? Ist etwas geschehen?“ fragten die Tanten eifrig.

Es war zu ungewohnter Stunde, daß Hans Ludwig Schmidt herabkam. Hans Schmidt verneinte die Fragen der Tanten nur mit einer Handbewegung, nahm sich einen

Stuhl, setzte sich und legte die Arme übereinander auf den Tisch. Darauf blickte er ruhig vor sich hin wie einer, der etwas auf dem Herzen hat und sich erst sammeln will.

Die Tanten wurden ungeduldig und zwar ganz augenscheinlich. Sie klapperten mit den Stricknadeln. Hans Schmidts bedächtiges, unerschütterliches Wesen schien ihre Nerven zu irritieren.

„Ich kam herunter," begann Hans Ludwig Schmidt und wendete sich an Anna, „um mit Ihnen zu besprechen, was in nächster Zeit geschehen muß."

Anna blickte auf, ihr Gesicht war bleich und die Augen rot von Thränen.

„Ich glaube, daß Obrist die Krankheit übersteht," sagte Hans Schmidt trocken. „Aber ein anderer Mensch muß er werden — ein anderer Mensch, sonst ist ihm das Lebenbleiben nichts nütze. Er muß fort von hier. Er muß in andere Umgebung. Ich bin mit mir die Zeit her zu Rate gegangen, wie alles zu machen sei und wie es am besten sei — und mein Plan ist jetzt fertig. Ich sage noch einmal: er muß fort von hier — nicht auf eine kurze Zeit der Erholung, nicht in ein Bad, nicht so eine oberflächliche Sache ist jetzt am Platz. — Er muß leben können: als wäre er neu geboren. Er darf keine Verpflichtung spüren, in alte Verhältnisse zurückzukehren. Er muß frei sein. Nur Freiheit kann ihm helfen. Das mag nun unrecht und hart erscheinen, es mag nun dumm oder gut sein." Hans Schmidt machte eine Pause, während der er seine Art zu blicken nicht veränderte, sondern weiter ruhig vor sich hinsah.

„Er wird mit mir gehen," fuhr er nach einer Weile fort, „sobald er irgend reisen kann. Wir werden die Donau hinab fahren, bis wir finden, was wir suchen, einen Auf-

enthalt, der ihm wohlthut. Mein Plan ist, wie gesagt, schon fertig; die Hauptsache ist, daß eine Art zu reisen gefunden wird, die ihn kaum anstrengen würde. Ich denke, daß wir von Dresden so weit es geht die Elbe hinauf fahren werden; von Prag bis Wien die einzige längere Strecke Bahn. Von Wien an die Donau hinab. Ich habe mir heute über das mögliche Ziel unserer Reise Auskunft bei einem Bekannten geholt, habe mir die Adressen von Personen geben lassen, die uns nützlich sein können."

Annas Augen ruhten auf Hans Schmidt mit einem dumpfen Ausdruck. Sie erwiderte nichts.

Die Tanten blickten beide erstaunt und sprachlos auf Anna, sahen einander fragend an, mit weit geöffneten Augen, wie es ihre Art in jedem besonderen Falle war, der ihre Verwunderung erregte. Eine ganze Zeit lang lag es wie ein Bann über den Anwesenden und niemand wagte zu sprechen. Endlich setzte die eine Tante sich in Positur, legte den Strickstrumpf nieder und sagte zu Anna gewendet: „Wir haben bis jetzt aus Uebereinkunft über dein höchst sonderbares Benehmen nichts gesagt; aber was zu arg ist, ist zu arg! Wie kannst du jetzt zum Beispiel stillschweigen? Weißt du, was er will?"

Sie blickten beide wie zwei Richter, die den Angeklagten mit einemmal in seiner ganzen Niederträchtigkeit und Strafbarkeit erkannt haben, auf Hans Schmidt, der diese durchbohrenden Blicke mit Gleichmut aushielt.

„Er will dir deinen Mann abwendig machen," sagte die Chorführerin mit Nachdruck. „Er hat seine Pläne. Er handelt mit Absicht. Wir sind uns vollkommen klar darüber. Wir halten die Augen offen, glaub' uns das."

Sie sprachen in auffallend kurzen Sätzen und verwandten währenddem keinen Blick von dem Angeklagten.

„Glaub' uns, er hat von jeher spöttisch über euer Familienleben gelächelt."

„Wenn du dich besinnst," sie wandten die Häupter wieder zu Anna, „so wirst du dir verschiedene Momente zurückrufen können, in denen wir Herrn Hans Ludwig Schmidt auf euer liebenswürdiges und reizendes Beieinandersein aufmerksam gemacht haben; zum Beispiel in der Art, daß wir ihm zuriefen: Sieh, welch ein liebliches Familienbild! — Damals, zum Beispiel, als ihr mit den jungen Hühnern spieltet und Obrist leidend auf dem Sofa lag.

„Es ist immer ein rührendes, herzerfreuendes Bild, ein Kranker, um den die Familie in aller Liebe versammelt ist!"

Hans Schmidt lächelte den Tanten beistimmend zu.

„Ja, lächeln Sie nur," rief die Aelteste, „lächeln Sie nur! Nehmen Sie es ruhig auf sich, einen Familienvater seiner Familie zu entreißen. Wir hindern Sie nicht; aber bedenken Sie: Obrist ist nicht frei — wenn es auch Ihre Absicht ist, ihn als frei zu betrachten. Er ist nicht mehr frei. Obrist gehört der Familie. Seine Kräfte gehören der Familie und niemand sonst. Was Sie da andeuten und sagen und wollen, ist unmoralisch, mein Herr, glatt herausgesagt. Sie bekräftigen noch höchst unnötigerweise, daß es sich um keine Badekur handelt, sondern um unbestimmte Abwesenheit, was, wenn wir nicht irren, vor Gericht ‚böswillige Verlassung' benannt wird.

„Ein anständiger Mann verläßt seinen Posten nicht. Auf Leben und Sterben kommt es nicht an, sondern darauf, daß ein Mensch moralisch bleibt. Wir sagen noch einmal: Obrist gehört der Familie. Er ist gewissermaßen das Eigentum der Familie. Wir wissen, worauf Ihr Plan hinausgeht. Sie glauben, daß er außerhalb der Familie ein besserer Künstler würde. Das ist das rechte! Wir sagen

Ihnen: auf den Künstler kommt es in einem solchen Falle nicht an, durchaus nicht an. Merken Sie sich das!"

Mit dieser letzten Bekräftigungsformel nahmen die Tanten ihre Strickstrümpfe wieder auf, lehnten sich starr wie Bildsäulen in ihre Stühle zurück und waren ihrerseits vollkommen befriedigt, denn sie hatten geredet, ohne unterbrochen worden zu sein, und das ist für die menschliche Natur eine außerordentliche Wohlthat.

Anna sagte ruhig zu Hans Ludwig Schmidt: „Reisen Sie — Gott gebe, daß Ihr Plan gelingen möge. — Er ist noch sehr krank," setzte sie hinzu, und ein heißer Thränenstrom stürzte ihr aus den Augen. Dickchen trat zu ihr, faßte das Gesicht der Mutter mit beiden Händen und küßte sie auf die weinenden Augen.

„Er wird zurückkommen," sagte das Kind einfach.

Die Tanten schüttelten die Köpfe, sahen sich einander an, sprachen aber kein Wort weiter. Sie hatten ihre Pflicht erfüllt, und was darüber hinauslag, konnte ihnen nur zum Schauspiel dienen.

Hans Schmidt erhob sich, rückte den Stuhl, auf dem er gesessen hatte, unter den Tisch und sagte: „Ich muß hinauf zu ihm," und ging aus der Thür.

Als er diese hinter sich geschlossen hatte, schien sein würdiges und unerschütterliches Wesen ihn zu verlassen. Er sprang die Treppe hinauf, vorsichtig leise, nahm aber zwei Stufen zu gleicher Zeit und zeigte das leichtsinnige Benehmen eines Menschen, der froh ist, etwas, was ihm unbequem gewesen ist, hinter sich zu haben.

Er blieb vor der Thür des Krankenzimmers einige Augenblicke stehen, und auf seinen Zügen lag ein unternehmender und lebensfroher Ausdruck, der in diesem Krankenzimmer, wie es schien, nicht zur rechten Anwendung gebracht werden konnte. Als er aber eintrat und seinen Freund so

ruhig, wie er ihn verlassen hatte, noch liegen sah, mit geschlossenen Augen, blieb er an dem Fußende des Bettes stehen und sagte leise mit Leben und Gefühl durchbebter Stimme: „Nun warte nur — warte nur, Alter.“

Achtes Kapitel.

Und Dickchens Traum erfüllt sich.

An einem Morgen, früh vor Sonnenaufgang, ging es in der Krankenstube, in der Obrist schwere Tage durchlebt hatte, heimlich zu. Es wurde geflüstert und geschlichen, als läge ein Schwerkranker hier, ein Sterbender, dessen letzte Augenblicke durch kein irdisches Geräusch mehr gestört werden sollten. Dem aber war nicht so, das Bett stand verlassen und Obrist saß im vollen Reiseanzug am Fenster vor einem Tisch, den Kopf aufgestützt. Hans Schmidt goß ihm eben eine Tasse Thee ein und nötigte ihn, zu trinken. In demselben Augenblick aber hatte er schon wieder etwas anderes ins Auge gefaßt, war beschäftigt, den Deckel des wohlgefüllten Koffers zu schließen, schnallte Plaids und Decken und war an allen Ecken zugleich.

Jetzt faßte er den Koffer und öffnete vorsichtig die Thüre. Er ging in Strümpfen wie ein Schleicher und Dieb, und so trug er selbst den Koffer hinab, unhörbar, kräftig und geschickt, so daß der ausgezeichnetste Einbrecher ihn um seine Begabung hätte beneiden können.

Die Hausthüre war nicht geschlossen. Sie öffnete sich leise, und der Koffer wurde von zwei starken Armen draußen in Empfang genommen. Hans Schmidt hatte alles vor-

trefflich angeordnet, das verkündete sein selbstzufriedenes, von Reiselust belebtes Gesicht.

Alle seine Empfindungen waren an die Oberfläche gekommen, wie Fische, die im Sonnenschein bis zum Spiegel ihres ruhigen Sees aufsteigen und da glitzern und aus dem Wasser schnicken und hin und her fahren.

Kaum, daß er den Koffer abgegeben hatte, schlüpfte er in Strümpfen die Treppe wieder hinauf, schlich bei Obrist ein und sagte lebendig: „Er ist schon auf und davon — Gottlob! Nun komm du auch und sei ruhig und vernünftig."

Hans Schmidt nahm das Paket mit Shawls und Decken auf, klopfte Obrist treuherzig auf die Schulter: „Ermann' dich, ermann' dich nur! Die paar Schritte bis zum Wagen um die Ecke werden schon gehen, so weit sind wir ja endlich."

Obrist erhob sich. Er sah noch angegriffen aus. Eine wohlthätige Ermüdung schien über seinem ganzen Wesen zu liegen, wie sie vielleicht einer empfinden mag, der nach langem, mühseligem Lebenskampf, nach schwerer Wanderung matt und erschöpft in seiner lang vermißten Heimat wieder angelangt ist.

Ein wehmütiges Lächeln flog über Obrists Züge. Er hing sich den Mantel um, schob noch ein Schiebefach, das weit offen stand, sorglich zu, rückte den Stuhl, auf dem er gesessen hatte, unter den Tisch und blickte auf das Zimmer zurück. Hans Schmidt stand wartend an der Thüre. „Komm — komm," sagte er ungeduldig. „Sie schlafen noch alle. Für sie und für dich wird alles gut und ruhig werden — komm, komm."

Beide Freunde gingen ruhig miteinander die Treppe hinab.

Der frühe Morgen war angebrochen, die Sonne eben

aufgegangen. Die ersten Strahlen schienen durch das Fenster über der Hausthüre, gerade auf die letzten Stufen der Treppe, rosig herein.

Und als Hans Schmidt die Thüre öffnete, flutete das Licht eines schönen Frühlingsmorgens beiden entgegen, und mit ihm aller Zauber des vollen Frühjahrs, der Duft frischer, eben ausgebrochener Laubmassen, erster Vogelsang, wohliges Zwitschern.

Hans Schmidt zog sich die Stiefel an, die er bis jetzt vorsorglich in der Hand getragen hatte. Er hatte das Ansehen wie ein glückseliger Junge, der aus langem widerwärtigen Zwange endlich vor den Ferien steht und dabei ist, sich kopfüber in ihren Reichtum an Freiheit und Leben zu stürzen.

Die rechte Reiselust bringt jedem Alter erste Jugendwonne zurück. Er warf sich den Reisesack über die Schulter und ging kräftig, unternehmend den Gartenweg entlang seinem Freunde voraus, der langsam folgte, sich umschaute, nach den Fenstern blickte — und wieder ging und wieder blickte.

Oben an einem der Fenster stand, allein wach von allen im Hause, eine zarte Gestalt, in ein rosa Röckchen gehüllt. Sie stand einsam in dieser Morgenfrühe und hielt sich versteckt hinter dem Vorhang, damit er sie nicht sähe, wenn er ging.

Sie allein wußte Tag und Stunde der Abreise ihres Vaters. Sie hatte Hans Schmidt ruhig und bestimmt darum befragt, und er hatte ihr die Antwort nicht versagen können. Er wußte, daß von diesem Kinde keine Erregung und keine Erschwerung zu befürchten war.

Sie stand angedrückt an den Fensterpfosten. Ihr armes, junges Herz schlug sehnsuchtsvoll, als sollte es zerspringen, während sie ihren Vater gehen sah.

Heiße, unaufhaltsame Thränen kamen ihr mehr und

mehr in die Augen und die Sonne drang übermächtig zum Fenster ein, strahlend, ein Meer von Licht, so daß sie es nicht bemerkt hatte, wie ihr Vater verschwunden war. So hatte sich ihr Traum erfüllt und sie war traurig und trostlos, wie sie es schon voraus empfunden hatte. Ganz aufgelöst in Schmerz, mit einer Leidenschaft, wie man sie dem sanften Kinde nicht zugetraut hätte, warf sie sich auf die Erde und verbarg ihr Gesicht in die Hände und weinte, als sollte sie ganz zu Thränen werden.

Ende des ersten Bandes.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Achter Jahrgang. Band 6.

In frischem Wasser.

Roman in zwei Bänden

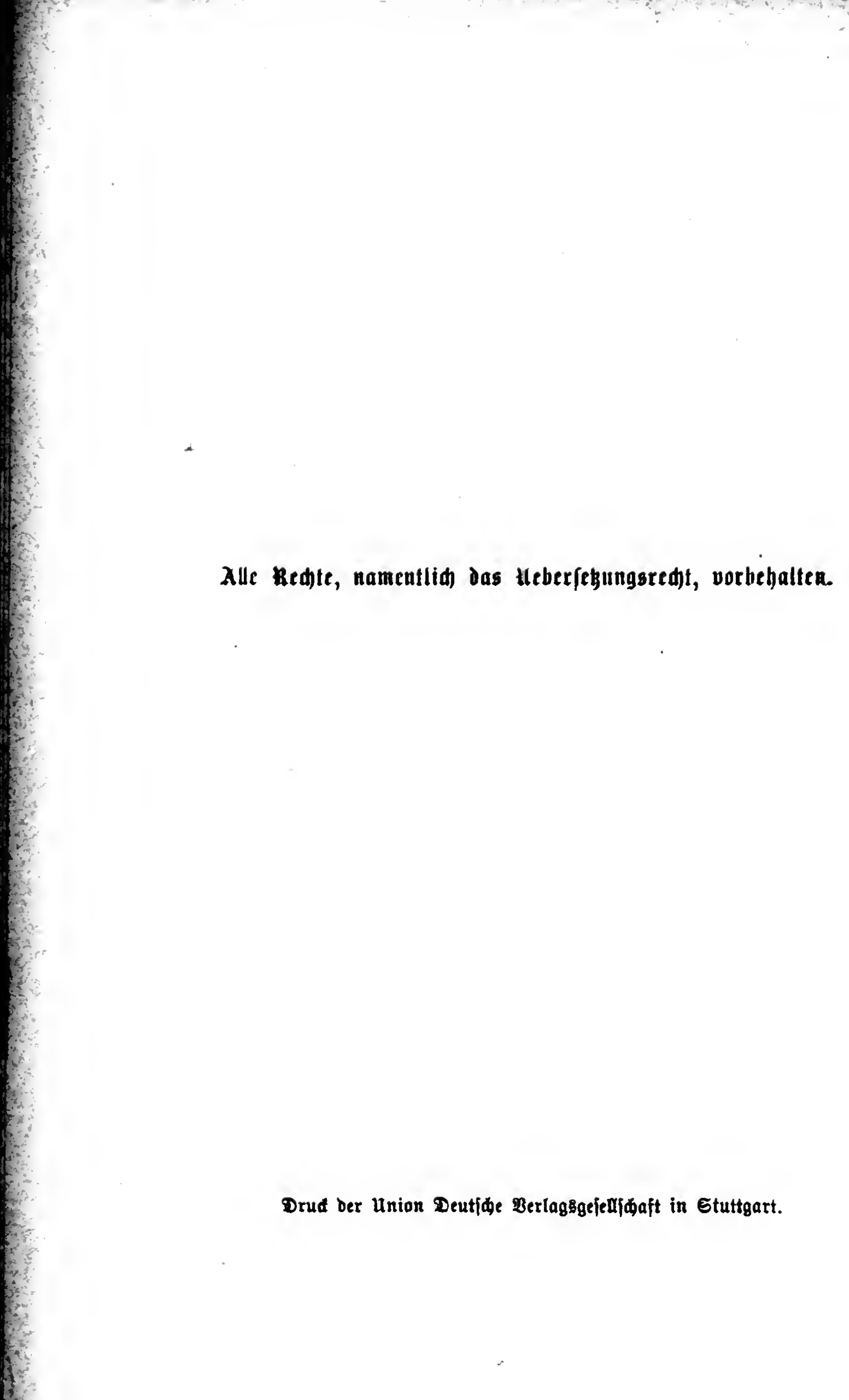
von

Helene Böhlau.
(Madame al Raschid Bey.)

Zweiter Band.



Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1891.



Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Neuntes Kapitel.

Hans Ludwig Schmidt legt Obrist eine Beichte ab und ist der Meinung, daß Obrist einen vortrefflichen Reisekameraden an ihm gefunden habe.

Tags darauf finden wir sie auf einem Elbdampfer, der die mächtigen Frühlingsfluten des Stromes kräftig durchschneidet und unsere Reisenden stromaufwärts führt.

Die Ufer der Elbe dehnen sich in grüner Pracht vor ihnen aus.

Wohin man sieht, neues, volles Leben! Ueber den Wäldern liegt es wie duftiger Schleier, smaragdgrün und braun; das rötliche, lebensvolle Braun, das aus Millionen schwellender Knospen entsteht, die ihre Blätter in den glänzenden Hülsen nicht mehr zu bergen vermögen. Es ist die hoffnungsvolle Zeit des Jahres, in der eben hervorgequollenes von neuem und neuem überholt und überflutet wird, in der Welle auf Welle eines frischen Lebens sich dem Herzen andrängt, in der alles gesunden, alles atmen möchte, in der das Daseindürfen seinen vollen Wert hat.

Zu solch schöner Zeit fuhren unsere beiden die Elbe hinauf.

Obrist saß auf dem Verdeck, eingehüllt in seinem Mantel, eine Decke über die Kniee gebreitet.

Hans Schmidt hatte ihm einen geschützten Sitz ausgewählt, eine Kiste, die mitten zwischen in Stroh verpackten Sträuchern und jungen Bäumchen stand, die ihrem neuen Wurzelplatz entgegenfuhren.

Er selbst saß Obrist gegenüber, befriedigt und wohlgemut. Ueber Obrists ganzem Wesen war das Wohlbehagen der Genesung gebreitet, das die matten Kräfte so ganz einnimmt, ganz beherrscht, daß nichts außerdem Raum hat.

Keine Ruhe ist mit der Ruhe der Genesung vergleichbar. Nur da weiß man, welchen Wert es hat, schmerzlos zu atmen, sich ungehindert zu regen; nur in solcher Zeit fühlt man ganz, daß schon das Dasein allein ein ungeheures Glück ist, daß jeder Blick, jeder weiche Luftzug, der freie, uneinbenommene Kopf wert ist, zu leben. Neben Obrist unter allerhand Frachtgut hüpfte ein Fink, der in seinem hölzernen Käfig eine unfreiwillige Reise machte. Er hüpfte und wiederholte seinen Schlag und schlug und zwitscherte aus voller Kehle. In seiner kleinen Brust regte sich die alles durchdringende Frühlingslust ebenso stark, ebenso sehnsuchtsvoll und freudegewiß, wie sie sich im Menschenherzen regt, wie sie in der schwellenden Knospe wirkt und schafft.

Dieser kleine Fink fuhr mit dem Köpfchen gegen die Gitterstäbe, Freude und Schmerz zugleich mochten ihm wahrhaft im Herzen wühlen und in den Flügeln zucken; sein Gesang, sein Schlag schienen das ganze kleine Tier zerreißen zu wollen.

Obrist sah lange auf das eifrige Geschöpfchen, während der weiche Wind an ihm vorüberstrich, der Kiel des Schiffes die Wogen durchschnitt und die gewaltigen Räder das Wasser aufrührten, zu Schaum zerrieben, zu Millionen sonnenbeglänzten Wasserfunken und Wassergüssen aufwirbelten.

Hans Schmidt hörte auch auf den kleinen Sänger und
te: „Ein guter Reisekamerad!"

„Weißt du was," begann er nach einer Weile und
chte ein Gesicht, als wollte er sich auf eine tiefsinnige
irterung einlassen. Darauf schwieg er.

„Nun, was soll ich wissen?" fragte Obrist, dem es
annt war, daß Hans Schmidts Gedankenreichtum schwer
Gang kam. Er sah ihn lächelnd an.

„Hol's der Kuckuck," sagte Hans Schmidt, „was soll
n sich mit Ideen plagen! Wenn man leben will, soll
n nicht denken! — Kaum daß man sich mit Gedanken
ißt hat und meint, es gehe ganz leidlich vorwärts da-
, und verträgt sich mit dem Leben, da steht man, mir
its dir nichts, vor einem Gedankenungeheuer, einer wahren
tie von Gedanken, die einem alles vor der Nase weg-
nappt, was irgend gutes zu sehen und zu glauben
und während die Bestie noch über dem Fressen ist,
geht sie, man weiß nicht wie, ist selbst verschlungen
rden wieder von einer andern Bestie, und so fort
fort.

„Uebrigens, was ich sagen wollte: Ich dachte, man
te den kleinen Schreier hier aus seinem Käfig lassen.
t, wäre es bei diesem Gedanken geblieben, da hätte ich
Schnürchen aufgemacht und er wäre zur Thüre heraus-
attert; wir hätten einen Skandal, der Kleine hätte die
iheit gehabt und es wäre gut gewesen.

„Aber statt vernünftig zu handeln, begann ich nach-
enken. Zuerst sagte ich mir: Gott weiß, wem der Vogel
ört. Vielleicht ließest du ihn nicht frei, wenn du wüß-
, wer ihn besitzt, vielleicht dem, vielleicht jenem, und
nimmst irgend jemand seine Freude. Umsonst ist der
gel sicher nicht auf Reisen. Er hat seinen Zweck, sein
l, man erwartet ihn.

„So dachte ich hin und her und ließ ihn sitzen. Während ich aber weiter auf ihn hinsah, dachte ich auch weiter: Was ist denn schlimmes dabei, wenn du, kleiner Kerl, in deinem Käfig steckst? Unser Hauptkerl — ich nehme an, daß unsere Seele der Hauptkerl ist — steckt in einem viel engeren Käfig als du und befindet sich zu Zeiten ganz wohl; zum Beispiel jetzt.

„Gut, das war konstatiert und ich wollte mir eben eine Cigarre anbrennen, da klang mir noch das Wort ‚Käfig‘ durch den Kopf, und die Sache sah mit einemmale anders aus.

„Ich fühlte mich beengt. Es war mir zu Mute, als säße mein besseres Ich zusammengekauert in unserm Koffer und schnappte nach Luft.

„Philosophen zum Beispiel, so ging es weiter in meinem Ideengang, Philosophen müssen eine unglückliche Gesellschaft sein, in denen das bißchen Geist unausstehlich rumort. Mir ist schon zu Zeiten die kleinste Gedankenwirtschaft unerträglich. Das Beste auf Erden, das Gesundeste, das Einzigste ist ein dummer, guter Künstler. Ich sage dir, mich macht das geringste Denken marode!

„Wie muß dir gewesen sein in deiner Krankheit!

„Pfui Teufel, warst du krank!“

Hans Schmidt erhob sich und ging auf dem Deck hin und wider, blieb plötzlich wieder vor Obrist stehen und sagte: „So war's! Vor deiner Krankheit, deiner eigentlichen Krankheit, stand es am schlimmsten um dich, da hast du mir Angst gemacht. Du kannst mir glauben, dein Geist war dabei, sich in Gedanken aufzulösen.“

Obrist blickte ihn an.

„Lache nur,“ sagte Hans Ludwig Schmidt ruhig, „lächele nur so von oben herab, ich bin meiner Sache sicher.

Wenn es ein Mensch mit einemmale unnatürlich mit dem Denken zu thun bekommt, ich meine mit dem übersinnlichen Denken, und er glaubt, Gott weiß wie weit er's gebracht habe, ist er einfach dabei, zu zerfallen, sich aufzulösen — und weg ist er."

Hans Schmidt schnickte mit der Hand in die Luft. „Es ist gerade, als wenn einem Menschen mit einemmale die Haare ins Unendliche zu wachsen anfangen, immer mehr und mehr, daß er sie nicht bewältigen kann, daß alle Kräfte ihm in die Haare fahren; oder bei andern fängt das Fett an zu wachsen und zehrt alles übrige aus und bei der Gans die Leber. Will ein Mensch etwas leisten, so soll er das übermäßige Denken beiseite lassen, sonst kommt er zu nichts. Glaube mir Obrist, die Denkerei frißt das Genie, Das Göttliche wird dumpf geschaffen, im Halbtraum, es kommt, man weiß nicht, woher, aus dem eignen Herzen, von innen oder von außen. Es ist da, mit einemmal — und kein Denken lockt es an.

„Glaube mir, für einen Künstler ist Denken ohne Maß und Ziel Frevel, ist Mord an dem Besten, was er hat."

Hans Schmidt legte im Eifer beide Hände auf Obrists Schulter. „Sage mir," fragte er, „wenn du so dasitzest, wie jetzt schon die ganze Zeit, grübelst du doch nicht etwa?"

„Nein, bester Junge!" antwortete Obrist mit einer freien, ruhigen Stimme, wie Hans Ludwig Schmidt sie seit Jahren an seinem Freunde nicht gekannt hatte.

„Nun, Gottlob!" rief dieser aufatmend, „da wäre ja meine ganze Rede unnütz gewesen, Gottlob! — Machst du dir Sorge wegen der Deinigen?" fragte er weiter, „und daß wir so ohne Abschied davongeschlichen sind?"

„Bis jetzt nicht übermäßig," war die Antwort.

„Deine Frau aber ist und bleibt eine prächtige Person in ihrer dreimalverfluchten Harmlosigkeit, in ihrem Leichtsinn und ihrer Gedankenlosigkeit!" Hans Schmidts Stimme wurde wärmer. „Ich weiß keinen Augenblick, in dem ich sie nicht mit Freude angesehen hätte; nie war sie verzerrt, nie ohne Anmut; nie schwächlich, nie schlau oder bitter; immer einfach und ehrlich. Trotzdem habe ich sie jahrelang verwünscht und würde sie noch verwünschen, wenn jetzt zwischen ihr und dir nicht Meilen lägen und, so Gott will, sich immer mehr Meilen legen werden."

Obrist wehrte mit der Hand ab.

Hans Schmidt sah ihn ruhig an und sagte: „Nicht schwach sein, nicht diesem Gedanken ausweichen. Du bist nur dann frei, wenn du dich innerlich frei machst, wenn du alles, was dich drückt und hemmt, abwirfst. Wir leben einmal, ein einziges, armseligesmal! Alles sei verdammt, was uns vor der Zeit zu Boden drückt — ganz gleich, ob es irgend ein menschenunwürdiges Elend ist, oder ein prächtiges, gutes Weib. Ich will, daß du lebst," sagte Hans Schmidt ruhig. „Glaubst du, daß ich dich gepflegt hätte, wenn ich das nicht wollte und nicht über alle Hindernisse hinweg wollte? Nie —"

Köstlich war es auf dieser Fahrt, wie sich in jedem Gedanken, in jedes Gefühl der Frühling eindrängte, wie Hoffnung und Gesunden in jedem Luftzug lag. — Die Reise setzte sich so günstig, wie sie begonnen hatte, fort. Das Wetter war herrlich. Hans Schmidt sorgte für seinen Freund, als wäre dieser noch schwer krank und müßte vor allem und jedem behütet werden. Mit Genugthuung aber empfand er, wie sein Pflegebefohlener mitunter selbständiger, lebensfreudiger wurde, wie er die hilfreichen Hände wohl schon einmal halb ungeduldig beiseite schob.

Sie erreichten Leitmeritz, Prag, Wien. In Pest, wo

sie wieder übernachteten, machte sich Obrist früh am Morgen auf, um durch die Straßen zu schlendern, ohne vorher darüber zu reden, ohne Hans Schmidt aufzufordern. Dieser schwieg, denn er befürchtete, durch eine Aeußerung seiner Befriedigung Obrist, wenn auch nicht von dem Vorhaben abzuhalten, doch dessen Widerspruch zu erwecken, so daß dasjenige, was sein Freund, von wieder erwachter Gesundheit geleitet, that, an Wert verlieren würde.

Es war am ersten Mai, als sie von Pest aus die Donau hinabfuhren.

Zuvorderst auf dem Bugspriet des Schiffes flatterten bunte Bänder von einem Maibaum herab, einer jungen duftenden Pappel, die man über und über mit Früchten und Bändern behängt hatte. Unter dem rötlich zarten Laube, nahe dem schlanken Stamm, schimmerten ein paar Flaschen dunkeln Ungarweins.

Der geschmückte, bänderumflatterte Baum über den aufspritzenden Wassern der Donau an des Schiffes Spitze, das mächtig stromab glitt, wirkte herzerfreuend. Der Wind wehte in dem jungen Laub, die Sonne glitzerte auf den Flaschen, goldene Orangen leuchteten dazwischen. Berge, Felsen, Thäler, Buchten — Welten von Grün zogen vorüber.

Unabsehbare Einöden mit Balsampappelwäldern und Büschen bedeckt, dehnten sich auf beiden Seiten der Donau aus — Einöden, die stumm und unbelebt lagen und einen wahrhaft berauschenden Duft ausströmten. Es war, als atmete man Gesundheit und Kraft ein, als müßte jener weiche und zugleich starke Geruch, der eben erst mit Laub überquollenen Pappeln jedes Leiden der Welt heilen.

Auf den seltenen Haltestellen, an denen das Schiff anlegte, wechselten abenteuerliche, fremdartige Gestalten ein und aus, in weißen Schafspelzen, weiten, weißen Filzmänteln, die ursprünglich und kraftvoll gestickt waren. Die

Donau hatte Hochwasser zu der Zeit, als unsre beiden Freunde sie beschifften, und sie stürmte mit unheimlicher Kraft, als wollte sie ihre Ufer auseinanderdrängen. Ueber alle Wirbel, alle Stromschnellen, alle Untiefen, wälzten sich die braunen, erdaufwühlenden Wogen. Das Flußbett wurde weit wie ein See, man sah die Ufer kaum. Die Kronen mächtiger Bäume ragten aus überschwemmten Weiden und Sümpfen. Nebel stiegen auf. Nirgends war Leben zu sehen. Eine weite Wasserwüste! Und nicht lange darauf stürzte der mächtige Strom durch Felsenengen, zusammengepreßt, bis in die tiefste Tiefe erzitternd, mit einer Gewalt, als müßte er die Riesenfelsen unterwühlen, in sich zusammenstürzen lassen.

Die Fahrt auf diesem frühlingsmächtigen Strom hatte etwas Berauschendes, Dämonisches. Die Sonnentage waren vergangen. Ein weicher, feuchter Wind hatte sich aufgemacht, Wolkenmassen ballten sich in allen Himmelsgegenden zusammen; der Wind schwoll immer heftiger an, wurde immer voller, kam über die weiten Steppen Ungarns angesaust, stemmte sich gegen das Schiff, spritzte und staute die Wellen dem Ufer zu. Auf den Weiden und Steppen trieben große Pferdeherden ihr Wesen; der Sturm faßte Mähnen und Schweife. Auf einer schmalen, baumlosen Insel jagte, als das Schiff vorüberkam, eine Herde im tollen Galopp darüber hin, gegen Wind und Wetter. Nebel und Regen stürmte ihnen entgegen. Jede Bewegung der Tiere lebenstrunken!

Die beiden Freunde standen an einem Fenster der Kajüte und blickten auf das herrliche Schauspiel, und der Regen strömte gewaltig, der Wind sauste über dem Wasser. Die beiden Ufer dehnten sich flach und unendlich aus; riesige, alte Weidenbäume und Weidengestrüppe verbreiteten sich, soweit das Auge sehen konnte. Bleich verwitterte

Stämme lagen niedergestürzt kreuz und quer, vermodert und überwachsen, oder grau und glatt von Wind und Wetter poliert. Niemand hatte sich um diese Holzmassen gekümmert. Sie waren in die Höhe gewachsen, ungestört von Menschenhänden; sie hatten Jahrzehnte in Kraft gestanden. Im Frühjahr war der Wasserschwall der Donau über sie hingegangen, so daß das Jahr über ein wirres Netz von all dem, was der Strom mit sich führte, Stroh, Gestrüpp, zähe Algen, Wurzeln in ihren Zweigen hängen blieb, fahl, verwittert, die Zweige niederdrückend, den Lauf und den Wasserstand des gewaltigen Stromes angebend. So hatten sie lange Jahrzehnte gestanden. Im Frühjahr war ihnen unter den grauen Fetzen, welche die Donau ihnen übergehangen hatte, das schlanke Laub wieder hervorgekrochen, hatte sie ganz überwachsen. — Sie standen dann mit doppelter Last beladen.

Im Herbst rissen die Stürme es ihnen wieder davon, und die starren, kahlen Fetzen, die das Laub verdeckt hatten, wehten dann als unheimlicher Schmuck von neuem um sie her, bis der Schnee über sie kam. — So trieben es Wind und Wetter Jahr für Jahr mit ihnen, bis sie in sich zusammensanken oder ein gehöriger Sturm ihnen ein Ende machte, dann lagen sie und moderten. Wenn das Hochwasser kam, hob es die gestürzten, noch festen Stämme, zerwühlte die zerfallenen und türmte alles in wirren Haufen und Barikaden übereinander.

Und all dies geschah, ohne daß Menschenhände sich einmengten und die Kraft der Elemente nutzten oder eindämmten. Die Stämme lagen für menschliche Begriffe wertlos. Niemand hatte ihnen Preis und Klafterzeichen angeschrieben. Nur die Natur hatte ihnen den Wertstempel, mit dem sie jedes hingesunkene Leben zeichnet, Tod und Verwesung, aufgedrückt.

Obrist und Hans Schmidt gingen, wenn Sturm und Regen es irgend zuließen, hinauf aufs Deck, suchten sich einen geschützten Platz und saßen dort zwischen dem Volke, das um den Dampfkessel kauerte und hinter Kisten und Tonnen vor den Regengüssen und Windstößen Schutz suchte. Ein Gewirr von verschiedenen Trachten, Völkerstämmen bewegte sich auf dem sturm- und regenüberpeitschten Schiff: Serben, Rumänen, Bulgaren, angesiedelte Deutsche, Ungarn, Wallachen, alles durcheinander. Nie fehlte es hier an einem Burschen, der den Dudelsack blies, monoton in den fallenden Regen hinein, in die Einöde hinein. Seine Zuhörer schauten aus ihren dicken Pelzen und Friesmänteln, von denen das Wasser troff, und hörten träumerisch zu. Tag und Nacht hockten sie so. Glücklich, wer in dem überbauten Raum zwischen den Waren einen Platz gefunden hatte!

Welche Gestalten, welche Züge! Unsere beiden Maler konnten sich nicht von dem Anblick trennen! Kaum, daß sie in dem behaglich geheizten Salon Platz genommen hatten, trieb es sie wieder hinaus. Die Oede ringsumher, die Gestalten, die aus dieser Oede auftauchten, wenn das Schiff anlegte, und wieder darin verschwanden, die Verschiedenartigkeit der Erscheinungen, zogen mächtig an; und ohne Ende ging es weiter, tagelang.

„Siehst du," sagte Hans Ludwig Schmidt, als sie miteinander hinausblickten und unter dem überdeckten Warenraum saßen, „du mußt schon jetzt begreifen, wie gut es ist, daß wir hierherkamen. Wir hätten auch nach Italien gehen können. Warum nicht? Aber Italien erregt und zerrt an den Nerven. Weiß Gott, ehe man sich dort selbst findet und an das eigne bißchen Persönlichkeit mit Ruhe zu denken wagt, kann man ein Nervenfieberchen weg haben. Man muß dort verschiedenes durchmachen und eine Zeit,

während der man gar zu vieles über sich ergehen lassen muß, ist nie gesund. Zuerst Begeisterung, Entzücken und Berauschung, dann Erwachen, darauf ein ungeheuerer Katzenjammer, darauf Wühlen in sich selbst, darauf — je nachdem — Verzweiflung oder hoffnungsloses Streben, heilige Gelübde an den Fleiß, hypochondrisches Belauern der eignen Geniesymptome, schließlich, wenn es glückt, Selbstzufriedenheit, je nachdem, aber ein Gezerre bleibt es. Wenn du erst wieder gesund bist, wie ein junger Neufundländer — dann los, dann auch, wohin du willst.

„Oder fühlst du nicht, welche Ruhe einem aus diesen Einöden entgegenweht! Das ist Ruhe! Göttliche Ruhe! Das Menschentier hat sie noch nicht gestört mit seiner unsinnigen Hatz. Mir ist, als wenn die Zeit nicht über die weiten Flächen ginge. Warum? Weil niemand da ist, an dem sie ihre unangenehmen Eigenschaften auslassen könnte. Das ist übrigens ein außerordentlich tiefer Gedanke, merkst du? Ich könnte ihn dir, wenn ich wollte und mir mein Kopf nicht leid thäte, vortragen."

„Nun los," sagte Obrist.

„Nein," erwiderte Hans Ludwig Schmidt. „Hat die Natur, die Welt ihre Geheimnisse, — gut, mag sie dieselben für sich behalten. Ich bin kein Grübler."

„Ich dachte vohin ähnlich wie du, sah lange hinaus," sagte Obrist. „Stelle dir nur vor, dein Blick geht über eine große Stadt hin und du denkst dabei, nur oberflächlich, welches Elend da gehäuft ist. Was die Natur verhüllt, das gegenseitige Sichfressen aller Geschöpfe, wie ist es da ans Tageslicht gezerrt! Für einen emfindsamen Menschen, dem durch Zufall oder aus unglücklicher Naturanlage die Augen geöffnet sind, muß das zusammengepferchte Leben von einer Million Menschen etwas Barbarisches, Abstoßendes haben. Aber es ist nun einmal so: je mehr Bestialität zusammen-

steckt, je heimischer und bequemer wird es uns, je mehr mitten im Schwerpunkt der Kultur fühlen wir uns. Und jedem wird's wohl, selbst dem, der einen Ekel davor zu empfinden meint. Und wie herrlich geordnet ist alles! In den Zeiten, in denen mir das Leben die Kehle zuschnürte, war es mir oft, als erstickte ich, wenn ich dachte, wie alles in der großen Menschenmasse ausgenutzt, verwertet, mit Beschlag belegt ist. Da gibt es doch, weiß Gott, kein Gefühl, keine Regung, nichts, kein Ereignis, was nicht auf irgend eine Weise mit einer Steuer belegt, einregistriert und numeriert ist! Der ehrlichste, unschuldigste Mensch ist gefangen, beobachtet und wird beargwöhnt wie einer, der ein langes Sündenregister hinter sich hat. Es fehlt nicht viel, da kommt man sich schließlich selbst als eine gefährliche Kreatur vor, die in Unfreiheit gehalten werden muß, oder als eine, an der alles und jedes zu verwerten ist, und die daher in strengste Obhut genommen werden muß. Wie eine Kuh zum Beispiel: was gehört ihr an ihrer eignen Person? Sie trägt ihre Haut spazieren, bis es an der Zeit ist, daß jemand die Haut besser gebrauchen kann als sie selber. Ihr Fleisch, ihre Knochen sind im Besitz ihres Eigentümers, ihre Milch ist verpachtet, ihr Kalb gehört dem Metzger, ihre Hörner, ihre Hufe, ihre Sehnen, alles hat seinen bestimmten Verwerter, dem zu Nutzen sie alles groß und fett füttert.

„Uns geht es genau so, wie der Kuh. Was können wir dagegen thun? Wir laufen als das wohlbehütete Eigentum einer Reihe vou Nutznießern umher, denen zu Liebe und Frommen wir leben, fühlen und sterben. Da ist kein Entwischen möglich.“

„Das laß gut sein,“ sagte Hans Ludwig Schmidt trocken, „wir wollen ihnen schon entwischen. Ich, für meine Person, werde mein Lebtag wahrscheinlich ein vortrefflicher

Bürger und scheinbar ein gutes Nutztier bleiben; aber geistliche und geistlich-moralische Falten habe ich, soviel ich weiß, nicht im Gehirn, viel weniger als du glaubst. — Das heißt, ich werde mich hüten, wahrscheinlich hüten, etwas schnurstracks gegen die Pächter unsrer Häute, unsres Fettes, und unsrer physischen und metaphysischen Bedürfnisse zu thun; einfach, weil ich nicht Lust habe, daß alles, was Bestialität, Gerechtigkeit und Skandal heißt, mir auf dem Nacken sitzt. Das schließt nicht aus, daß ich sehr eigenmächtige Gedanken habe."

„Ja," sagte Obrist lächelnd, „so glauben und reden die meisten!"

„Doch nicht, bei mir ist's anders, ich versichere dich. Wenn etwas gut an mir ist, so ist es das, daß ich ein natürlicher Kerl bin; ich fühle etwas Vorsintflutliches, durchaus Unschuldiges, Elementares in mir."

„So," sagte Obrist.

„Allerdings. Ich versichere dich, bei mir ist alles, was ‚frivol' heißt, ausgeschlossen, es ist buchstäblich nicht vorhanden, so wenig wie in einem Neufundländer; alles bei mir kommt aus der tiefsten Tiefe, aus der Meerestiefe meine ich, wo die Winde und die Bewegungen nicht mehr hinunterreichen. Du entsinnst dich: Ich sagte dir vor einiger Zeit, daß es mir so vorkomme, als könnte ich mich in Anna verlieben, als könnte ich sie dir zuliebe heiraten. Erschiene dir das frivol! Gewiß nicht? Ich glaube, daß es nichts war, als ein freundschaftliches, zugleich angenehmes und praktisches Fühlen. Meinem Empfinden war es zuwider, als ich sah, wie das gute, liebenswürdige Weib Qual brachte und Undank erntete, und in einer andern Lage könnte es eben anders sein. Du hast mich damals vollkommen verstanden. Und so denke ich über dergleichen überhaupt. Ich könnte mich zum Beispiel aufmachen und

predigen und jedermann als frohe Botschaft verkünden: wenn ihr einander behagt, so bleibt bei einander und genießt euer Leben, und hockt, wenn das Alter kommt, hübsch zusammen und tröstet euch. Wenn ihr euch aber gegenseitig eine Plage seid, macht, daß ihr voneinander fortkommt, so schnell als möglich. Seht keine Gespenster, fürchtet euch nicht vor Dingen, die in Wahrheit nicht existieren. Glaubt nicht daran, daß ihr gefesselt sein müßt, ihr seid frei! Denkt nicht, ihr müßtet der Kinder wegen zusammenstecken. Das ist nichts; ihnen ist die Freudlosigkeit und Streit und Leiden im Hause schlimmer als alles andere. Und wieder, wo die Liebe einseitig ist, muß es Qual für beide Teile sein, so unzertrennlich leben zu müssen.

„Laßt euch nicht ins Bockshorn jagen! Blickt doch um euch! Laßt euch doch nicht erschrecken und an der Nase führen. Es ist ja gar nichts da, was euch hindert, frei zu sein, wenn ihr wollt. Es liegt ja nur an euch! — Nur einzig an euch!"

Obrist blickte scheinbar gedankenlos hinaus auf die öde Wasserfläche der Donau, über die Sturm und Regen hinpeitschten. Jetzt unterbrach er Hans Schmidt und sagte ruhig: „Wenn wir erst in der Mehrzahl sind, so sperren wir euch ein, sagen die Verrückten zu ihren Wärtern."

„Ja gewiß, sie haben recht," rief Hans Schmidt.

„Nun siehst du," erwiderte Obrist, „wir müssen uns also gedulden."

„Du bist ein verfluchter Kerl, Obrist! Du verstehst es hin und wider, einen mit einem Schlage auf den richtigen Standpunkt zu setzen! Freilich sind wir die Verrückten. Ich zum Beispiel bin so ein Stillverrückter, so ein ehrbarer Gesunder, bei dem es nur manchmal kommt, dem man es gar nicht ansieht; aber bei mir steht oft alles auf

dem Kopfe. Ich denke, die Welt ist rasend und unsinnig geworden. Was als ehrbar und vortrefflich gilt, erscheint mir teuflisch und abscheulich. Da haben wir die Vaterlandsliebe, die einem in der Schule eingeprügelt wird. Sie ist das höchste, begeisterndste, männlichste Gefühl. Sie erwärmt das Herz, veredelt, festigt. Man lernt mühselig die glorreichsten Tage der vaterländischen Geschichte: da einen Krieg, dort einen Krieg; hier Ueberlistung, dort einen glänzenden Sieg; hier eine Metzelei, dort eine notgedrungene, von Vaterlandsliebe durchdrungene Grausamkeit; da wieder einen Verrat zum Besten der heiligen Sache. Und was ist die heilige Sache? Erbeuten, erlisten, sich kräftigen auf Kosten des Nachbars, sich bereichern und füttern, nach erlittenen Niederlagen Kräfte sammeln, um das Verfehlte doppelt wieder einzuholen, ein Fressen, Vertilgen, Rauben, Kämpfen, Hinschlachten, Wichtigthun im gewaltigsten Maßstabe.

„Ich habe der Sache stets kühl gegenübergestanden und habe mich gefreut, wie herrlich sich alles ausnehmen kann, wenn man will, daß es sich herrlich ausnehmen soll. Meine Lippen aber sind rein geblieben, nie im Leben ist eine ernsthafte politische Frage oder Vermutung darüber gegangen — nie — ausgenommen damals, 1870—71, habe ich als Schulbube mitgebrüllt bei Gelegenheit. Ich zieh auch mit, wenn's nötig ist, gegen die verfluchten Prahlhänse, die Franzosen. Du aber laß von dem allem nichts verlauten, das versteht ein Zehnter nicht. Soll ich noch weiter fortfahren?" fragte Hans Ludwig Schmidt. „‚Du wirst sehen, daß es sich mit mir leben läßt, ich bin ein ganz vernünftiger Kerl', sagte jener Narr zu seinem Leidensgenossen.

„Von jeher war ich ein guter Kamerad und habe alle Dinge ungeschoren gelassen. Ich habe mir keine Sorgen

gemacht um mich und mein Seelenheil. Religiöse Sturm- und Drangperioden sind an mir kühl vorübergegangen. Ich habe der Religion das Beste zugetraut, nie aber Gebrauch von ihr gemacht. Meine Schlechtigkeit hat mich nie gedrückt, meine Vortrefflichkeit auch nicht erhoben."

„Das ist ja eine wahre Beichte, die du mir da ablegst," sagte Obrist in dem Ton, wie man zu einem jüngeren Freunde spricht.

„So," erwiderte Hans Ludwig Schmidt, „du bist recht von oben herab!"

Damit stand er auf und ging im Regen und Sturm auf und nieder. Er zog die Kappe seines Wachstuchmantels über die Ohren und machte so einen in sich abgeschlossenen Eindruck.

Als er in Obrists Nähe vorüberschritt, rief ihm dieser zu: „Maulst du?"

„Ich denke. Stör' mich nicht," war die Antwort.

„So, nur weiter, denke laut! Was war's?"

„Würdest du heute wieder von dem Top aspikal, von dem guten Fisch, nehmen, bekommen ist er dir ja wohl?" fragte Hans Ludwig Schmidt.

„Warum nicht? Ja, bestelle!"

Als beide Freunde in die Kajüte hinab stiegen, sagte Hans Schmidt: „Es wird gut sein, wenn wir heute an Anna schreiben. Wir werden dann den Brief in Rustschuck auf die Post geben."

„Du willst auch an Anna schreiben?" fragte Obrist.

„Wir werden zusammen schreiben," war die Erwiderung.

„So? Gut."

„Die Sache ist ernster, als du meinst," begann Hans Ludwig Schmidt wieder. „Ich habe nicht umsonst das gethan, was ich gethan habe. Ich habe mein Lebtag nie

etwas ohne festes Ziel gewollt. Ich will nicht, daß du mir durch deine hilflose Güte das verdirbst, was bis jetzt in mir vollkommen klar liegt. Es war eine Thorheit, daß ihr zusammenstecktet, und wozu mit klarem Verstand eine solche Thorheit bis zum Tode forttreiben? Wozu haben wir Verstand und Kraft und Willen? Haben wir die Augen nur, um uns von überkommenen Traditionen blenden zu lassen, und Willen und Kraft nur, damit sie uns helfen, ein verkümmertes Leben weiter zu schleppen? Anna und ich, wir verstehen uns. Wir haben keine unnützen Worte miteinander gebraucht," setzte Hans Ludwig Schmidt hinzu. „Mit Dickchen ist es anders, dem armen, süßen Kinde schreibe, was du nur denken kannst, um sie zu trösten. Die ist dein Eigentum, die halte."

Zehntes Kapitel.

Bei Siminitza haben sie ein Abenteuer. Sie lernen Rittmeister Neunhütel kennen.

Es war ein tolles Wetter, das sich nach und nach ausgebildet hatte. Die gelben Wogen der Donau stürmten wie rasend vorwärts. Mächtig war sie aus ihrem Bette getreten; der Regen goß unausgesetzt in Strömen; der volle Sturm stemmte sich gegen das Schiff. Jeder, der irgend konnte, hatte sich in einem geschützten Winkel verkrochen.

Auch unsere beiden Freunde waren in der Kajüte geblieben. Es dunkelte. Die Oellampen mit ihrem vornehm weichen Schein wurden auf die Tische gestellt. Man machte es sich so behaglich als möglich. Es wurde zu Abend

gegessen. Es wurde gelesen und geplaudert. Ein angenehmes Behagen war in dem Raume verbreitet. Die sich darin befanden, schienen vergessen zu haben, daß um sie her die Einöden Bulgariens lagen, das rumänische Ufer, daß unter ihnen, neben ihnen die aufgeregten Hochfluten der Donau rauschten und stürzten. Wer die Stirn an eine der Fensterscheiben gedrückt hätte, würde in stockfinstere Nacht hinausgesehen und würde da erst gehört haben, wie durch diese schwarze, undurchdringliche Nacht der Sturm sauste, wie er über die Wasser hinfuhr, daß die Wellen mit dem strömenden Regen zusammen an die Scheiben schlugen; der würde da erst darauf geachtet haben, wie das Schiff erzitterte von der gewaltigen Anstrengung der Maschine, die gegen die übermächtigen Fluten ankämpfen mußte. Der würde vielleicht auch daran gedacht haben, daß oben auf dem Deck, über das der Wind und Regen fegte, das arme Volk eng aneinander gedrängt in Nacht und Grauen hocken mußte. Wer von denen irgend Platz finden konnte, war zu der stampfenden Maschine herangekrochen und ließ sich die Hitze auf den Rücken prallen, daß der Pelz dampfte. Die andern ließen die ungeheure Nässe und den Sturm über sich hingehen ohne jeglichen Schutz, wie ein armer Teufel das Leben über sich hingehen lassen muß. Sie saßen da oben so elend wie nasse Ratten, um die sich auch niemand kümmert, an die niemand im warmen, beleuchteten Zimmer denkt, wenn sie aus überschwemmtem Keller in den triefenden, nächtlichen Hof huschen.

Es ist kein großer Unterschied, eine erbärmliche Ratte, oder ein erbärmlicher lieber Nächster! Sitzen wir im Behagen, so sind sie uns beide gleich weit entrückt, gleich unverständlich. In der Kajüte erster Klasse befinden sich gewiß vortreffliche Leute. Heinrich Obrist und Hans Ludwig Schmidt gehören

wahrscheinlich mit zu den Entwickelten ihrer Rasse. Der eine war, was zu bedenken ist, schwer erkrankt an Ueberempfindlichkeit und kaum auf dem Wege der Genesung. Das Leben hatte ihn über die Grenzen hinausgedrängt, die unserm Fühlen und Denken vorgeschrieben sind. Der andere war einer wahrhaft freundschaftlichen Aufopferung fähig, und Freundschaft allein ist ein Vergessen des eigentlichen Lebenszweckes, das heißt, ein Vergessen des allgemeinen Gesetzes des Fressens und Gefressenwerdens. Dem Menschen ist nur die Mitte in allem ratsam, sagt Kon-fut-se. Also Obrist und Hans Ludwig Schmidt mochten immerhin zwei Leute von seltener Begabung sein; aber auch sie, wie alle andern in der ersten Klasse, dachten im Augenblick nicht über die eigene Person hinaus. Der Raum, in dem sie sich befanden, schien ihnen der einzig beachtenswerte auf Gottes weiter Welt zu sein.

Hans Ludwig Schmidt und Obrist schauten nach einer lustigen Gesellschaft hin, die um einen wohlgedeckten Tisch saß, bei Sterlet und Champagner. Die Leute waren zusammengewürfelt aus aller Herren Länder: Ungarn, Bulgaren, Rumänen, Oesterreicher. Die meisten sprachen deutsch untereinander. Zwei Damen saßen mit an dem Tisch, ein blutjunges Ding in Begleitung einer alten, elegant gekleideten Person. Die kleine trug rote, goldgestickte, orientalische Samtpantöffelchen, hatte das Haar halboffen nur ein wenig zusammengeschlungen, hatte beide Arme auf den Tisch gestemmt und war in dieser sorglos ungezwungenen Lage bereit, einem jeden mit Blick und Wort zu dienen. Sie gab den Mittelpunkt der Gesellschaft ab und wurde von ihrer Begleiterin kräftig unterstützt. Es schien der kleinen Person außerordentlich wohl zu sein. Aller Augen hingen an ihr, jedes Wort von ihr wurde belacht. Auf ihrem keck naiven Gesicht, dem die Jugend Anmut verlieh,

sprach sich, wie gesagt, eine große Zufriedenheit mit ihrer augenblicklichen Lage aus.

Unsere beiden Reisekameraden betrachteten sich schweigend die Scene und sahen die Gesellschaft als eine gute Unterhaltung für sich an. Sie hörten, wie die Alte die Vorzüge ihrer Jungen ihren Tischnachbarn klar machte; wie sie erzählte, daß die Kleine bei irgend einem Schauspieldirektor engagiert sei, wie hoch ihre Gage sich belaufe; was sie, die Alte, für ausgezeichnet tugendhafte Lebensregeln habe, wie sie sich in diesem und jenem heikeln Falle auf das ehrbarste und würdigste geholfen habe, und so weiter.

Die Stimmung der Gesellschaft wurde immer animierter. Ein junger Reisender, ein robuster Bursche, verschlang die kleine Person fast mit den Augen und war nach langem Bestreben endlich so glücklich, ihr Händchen zu erhaschen, über das er auf dem weißen Tischtuch seine große braune Pfote wie über einen Vogel deckte, ohne daß sie Miene machte, es ihm zu entziehen.

An demselben Tische saß auch ein stämmiger Mann in den fünfziger Jahren. Er hatte ein militärisches Ansehen; sein rotblonder, schon etwas grau untermischter Bart war vortrefflich gepflegt. Ein Paar auffallend lebhafte, kleine graue Augen funkelten unter buschigen, fahlen Brauen. Er trug eine sonderbare graue Joppe mit Uniformknöpfen, ein Phantasiestück, rotwollene Pulswärmer, knapp anliegende Beinkleider, hohe Stiefel, vortrefflich sitzend, mit gewaltig dicken Sohlen, und nicht zu vergessen, eine schwarze Krawatte mit langen Franzen, auch ein Phantasiestück. Alles, was der Mann an sich hatte, war charakteristisch, alles getragen, aber nicht verschlappt und verdehnt, sondern stramm in den Formen.

Er rauchte eine kurze, zierlich gebogene Pfeife und belustigte sich, wie es schien, die Gesellschaft und das junge

Frauenzimmer stillschweigend zu betrachten. Aus seinen Augen blitzte hin und wider so etwas wie gutmütiger, harmloser Spott.

Er schien nur Gast hier in dem behaglichen Salon zu sein, so etwas wie blinder Passagier. Obrist und Hans Schmidt hatten bemerkt, wie der Mann sich in Orsova ein Billet dritter Klasse für die Fahrt bis Konstantinopel gelöst hatte.

Er war ihnen auch verschiedene Male auf Deck aufgefallen, hatte aber keinerlei Notiz von ihnen genommen. Jetzt that er ein paar kräftige Züge aus seiner Pfeife und sagte wie zu sich selbst: „Das ist heute eine Fahrt, die mag doch dieser und jener! ..."

„Wieso?" fragte sein Nachbar, ohne die Augen von der kleinen, frechen Person zu wenden. Er fragte so beiläufig und vollkommen gedankenlos.

„Ja Teufel auch!" war die Antwort. „Wir kommen um gute vier Stunden später nach Rustschuck; der Sturm preßt auf das Schiff, daß die Maschine kaum dagegen ankann. Und um die Zeit ist die Reise böse auf der Donau, wenn man es hier in der ersten Klasse auch nicht merkt. Ich hab' sie schon ein paar Male gemacht, aber heuer sieht's schlimm aus."

Sein Bemerkung wurde nicht weiter beachtet. Der Champagner und Wein war der munteren Gesellschaft zu Kopfe gestiegen. Sie waren außerordentlich lebhaft und ungeniert geworden. Die Alte hatte allem Guten gehörig zugesprochen und zeigte sich sehr aufgelegt.

Man lärmte und lachte. Der junge Mann, der die Hand der kleinen Person erwischte, hatte den Arm jetzt um sie geschlungen, und sie tranken beide abwechselnd aus ein und demselben Glase, was ihnen ein ganz besonderes Vergnügen zu bereiten schien.

Der kräftige blonde Mann, der unseren beiden Freunden aufgefallen war, blies behaglich Wölkchen aus seiner kurzen Pfeife und hatte seine Stimmung, während er an dem wohlbesetzten Tische saß, keinen Augenblick verändert. Ein Gläschen Mastika hatte er auf einen Zug geleert, und es nicht wieder füllen lassen.

„Da sind wir noch nicht einmal nach Siminitza gekommen," sagte er, erhob sich stramm und schritt mit klirrenden Sporen auf eins der Kajütenfenster zu, schaute hinaus und brummte: „Das ist eine schauderhafte Nacht da draußen, die auf Deck werden sie zu fühlen haben! Teufel auch! Man sieht die Lichter von Siminitza noch nicht!" Jetzt schritt er wieder zurück, stramm und klirrend, und ließ sich auf seinem Platz nieder.

Da mit einemmal schien es, als bewege das Schiff sich rückwärts. Ein sonderbarer Schwindel erfaßte alle — das war ein Augenblick, dann gab es einen Stoß, der das Schiff durch und durch erzittern machte, einen Stoß, der jedem durch Mark und Bein ging. Alles taumelte, die Hängelampen schwankten, die Champagnerflaschen waren umgestürzt und ihr Inhalt sprühte perlend über das weiße Tischtuch. Kaum war der Stoß erfolgt und hatte die munteren Blicke zu starren verwandelt, da erscholl ein Brüllen, Heulen, das den Atem in der Kehle stocken ließ.

Vom Deck her schien es zu dringen. Stärker aber noch brüllte und schrie es aus der Dunkelheit heraus, scheinbar neben dem Schiffe, aus dem dunkeln Wasser heraus.

Niemand fragte, man schaute sich sprachlos und bleich an. Der blonde, militärisch aussehende Fahrgast sagte ruhig, seine Pfeife ausklopfend: „Da sind wir angerannt — Teufel auch!"

Das Brüllen, Schreien und Lärmen dauerte fort und wuchs von Augenblick zu Augenblick.

Die meisten der Passagiere drängten nach dem Ausgang der Kajüte.

Mit einemmal schlug es auf die Decke der Kajüte auf, mit einer solchen Gewalt, daß das ganze Schiff bebte. Es krachte. Spähne splitterten ab. Die Decke war geborsten. Eine schwere Last mochte darüber gestürzt sein.

In diesem Augenblick riß der Kapitän die Thüre auf und rief: „Wir hatten einen Zusammenstoß. — Es wird gethan, was gethan werden kann! — Verhalten Sie sich ruhig! — Alle auf die linke Seite der Kajüte! — Der Mast eines Russen ist uns über Deck gestürzt! — Wir bitten, den Raum nicht zu verlassen! — Herr Rittmeister," wandte er sich an den, der unsern Freunden aufgefallen war, „haben Sie die Güte, auf Ordnung zu sehen!" Damit schloß der Kapitän die Thüre.

Die Passagiere drängten nach der linken Seite. Die beiden Frauenzimmer schrieen und jammerten und preßten sich in die äußerste Ecke. Die Personen, die sich schon zur Ruhe begeben hatten, kamen notdürftig bekleidet aus den Schlafkabinen hervor; Frauen und Kinder ganz schreckensverwirrt.

Schiffsleute mit Laternen und Aexten stürzten die Treppe hinunter in die Kabinen, rissen die Latten auf, um zu sehen, wo das Schiff ein Leck habe. Sie stürzten zurück. Die Verwirrung steigerte sich. Man sprach davon, in wie kurzer Zeit ein Schiff sinken könne; dieser und jener der Passagiere gab einen Zeitraum an. Der Sturm heulte; man hörte ihn über das Wasser zischen. Die brüllenden, jammernden Töne, die schauerlich aus der undurchdringlichen Dunkelheit drangen, schwiegen nicht, wurden immer unerträglicher, schreckenerregender.

Der Kapitän hatte die Thüre besetzen lassen, damit die Passagiere nicht auf Deck kämen und die Verwirrung dort noch steigerten.

Auf unsre beiden Freunde hatte die Situation auch stark gewirkt. Hans Schmidts gesunde Gesichtsfarbe war unbedingt ein paar Schattierungen heller geworden.

„Es ist doch ein verfluchter, sonderbarer Augenblick, wenn man denkt, daß es an den Kragen gehen soll," sagte Hans Ludwig Schmidt zu Obrist.

„Es ist ein Augenblick wie alle andern auch," erwiderte dieser. „Man lebt bis zuletzt."

„Hör auf zu philosophieren, das ist unausstehlich," sagte Hans Schmidt ärgerlich.

„Wart es doch ab, so weit sind wir noch nicht."

Der Rittmeister hatte seine Pelzkappe, die er während der ganzen Fahrt auf Deck und in der Kajüte getragen hatte, mit einem roten Fez vertauscht, das er aus seinem Reisetäschchen genommen. Seine Pfeife brannte wieder und er hatte sich vor der Thüre aufgepflanzt und wehrte einen jeden ab, der dem Befehl des Kapitäns entgegen handeln wollte.

„Lassen Sie das, haben Sie Geduld. Braucht man uns, wird man uns schon holen." Er öffnete die Thüre ein wenig und rief einen Vorübereilenden an, fragte und erhielt Antwort.

Darauf schloß er wieder sorgfältig und sagte zu den Anwesenden:

„Wir sind in einer Karambolage. Ein Russe lag quer am Eingange vom Siminitzaer Hafen und hatte keine Laternen angesteckt, da sind wir aufgelaufen. Dem Kapitän haben wir's zu verdanken, daß wir nicht zu Grunde gegangen sind, der hat noch rechtzeitig Order zum Gegendampf gegeben, sind aber zwischen zwei Türken hinein-

gefahren, und nun bringe der Teufel die Sache auseinander. Das hat sich eklig verfilzt. Dem Türken ist der Mast gebrochen und der liegt nun quer über Deck und alles ist ineinander und durcheinander geraten."

„Wir sind noch in Gefahr!" rief das ältliche Frauenzimmer mit bleichen Lippen, das vor kurzem noch in allem Wohlsein schwamm.

„Das habe ich nicht gesagt," erwiderte der Rittmeister kurz und ruhig.

„Ja, um Gotteswillen," rief die Alte in erneutem Angstanfall, „wenn das Schiff ein Leck hat, weshalb setzt man uns denn nicht über?"

„Versuchen Sie's," erwiderte der Rittmeister, — „in diesem Wetter, bei Hochflut gegen den Strom — und in infernalischer Dunkelheit zweihundert Menschen, die wir an Bord sind!"

Jetzt gerieten verschiedene der Herren mit ihm ins Gespräch.

Man ermahnte ihn ernstlich, die Thüre freizugeben. Man wollte auf Deck mit Hand anlegen.

„Bst" — sagte der Rittmeister und schmauchte ein paar Züge aus seiner Pfeife.

„Passagiere sind in solchem Falle nie am Platze. Sie nützen so wenig wie eine Hammelherde nützen würde, verzeihen Sie! — Es ist wahr," setzte er mit einem biederen, ritterlichen Anflug in Wort und Gebärde, der seiner Erscheinung etwas ungemein Einnehmendes gab, hinzu. „Nur der einzelne kann etwas schaffen. Lassen Sie unsern Kapitän handeln, der ist ein tüchtiger Mensch. Was zu thun ist, thut er. — Nehmen Sie Platz, seien Sie ruhig." So verging noch eine gute Weile in wunderlicher Spannung, da trat der Kapitän selbst ein und sagte:

„Unser Schiff ist nicht gefährlich mitgenommen. Es

hat an einer einzigen Bewegung gehangen, daß wir noch über Wasser sind. Wir bleiben die Nacht über liegen, um uns frei zu machen. Sie können ruhig schlafen."

Der Kapitän grüßte und ging wieder hinaus, ehe der Sturm von erregten Fragen über ihn losbrach.

Als die braven Passagiere den Griff des Todes leichter werden fühlten, sanken manche ermattet in die Polster zurück, ließen sich vom Kellner niederschlagende oder aufmunternde Getränke bringen, je nachdem, Sodawasser oder einen Cognac, und gewöhnten sich so nach und nach wieder an eine aller Wahrscheinlichkeit nach längere Lebensdauer. Andre wieder liefen aufgeregt und unternehmend hin und her, schauten durch die Fenster in die pechfinstere Nacht und disputierten. Andre wieder machten sich jetzt hinauf aufs Verdeck, um die Sache in Augenschein zu nehmen, und kamen schnaufend und ächzend, vom Sturm gerüttelt, vom Regen durchnäßt, wieder herein.

Derjenige, auf den das verflossene Ereignis die größte Wirkung gehabt zu haben schien, war Heinrich Obrist. Hans Ludwig Schmidt beobachtete ihn mit Verwunderung. So hatte er ihn seit Jahren nicht gesehen; ja er hatte die eigentliche Natur seines Freundes, die heute zum Durchbruch kam, ganz vergessen gehabt. Obrist schien alles, was ihm die Lebenskräfte bedrückt hatte, Vorsicht, ängstliche Ueberwachung seiner Gesundheit, dumpfe Verzweiflung und Ungeduld über Unvermögen zu leben und zu schaffen, abgestreift zu haben. Der Dämon schien mit einemmal von ihm gewichen zu sein.

Im leichten Mantel lief er hinaus aufs Deck, ließ sich da oben vom Sturm durchblasen und rütteln und kam lebendig und heiter wieder zurück.

„Das ist ein Wetter draußen, ein göttliches Wetter," sagte er zu Hans Ludwig Schmidt mit leuchtenden Augen, als er wieder eintrat.

Diesen fand er im Gespräch mit dem strammen, blonden Reisegefährten, den der Kapitän ‚Rittmeister' tituliert hatte.

„Hier stelle ich Ihnen meinen Freund, Herrn Obrist, vor," sagte Hans Ludwig Schmidt zu diesem gewendet, „und hier: Rittmeister Neunhütel."

Man schüttelte sich die Hände.

„Das ist er also, der Herr Obrist," fuhr Hans Schmidt fort, „von dem ich Ihnen erzählte."

„Nun gottlob," erwiderte der Rittmeister, „der sieht ja wohl aus. Sie haben's abgeschüttelt, das ist recht. Ich sag' gar nichts, aber krank sein ist eine schlimme Geschichte!"

„Setzen wir uns. Wir sind doch bei Laune. Da müssen wir es uns etwas kosten lassen. Du hast doch nichts dagegen?" fragte Obrist zu Hans Schmidt gewendet.

„Ich?" erwiderte jener bedeutungsvoll.

„Also Champagner!" rief Obrist dem Kellner zu.

Obrist rückte dem Rittmeister einen Stuhl zurecht, und sie nahmen miteinander Platz.

„So ungefährlich war die Sache nicht, Teufel auch! Mit der Donau ist nicht zu spaßen, und gar bei Hochwasser, die fließt über so manches alte Schiffsgerümpel hin — ja, Sie kennen sie nicht."

„Gottlob," rief Obrist und hob sein Glas, „daß sie nicht über uns, sondern wir über sie hinschwimmen! Einstweilen wollen wir leben!" Das sagte er so kräftig und freudig, daß Hans Schmidt ihm treuherzig die feste Hand hinstreckte und sie eindringlich schüttelte. Der Rittmeister schaute wohlgefällig auf beide Freunde hin.

„Wenn es einmal" sagte er zu Obrist gewendet, „den Menschen befällt, wenn es Sie wieder ankommt, muß man's gleich anfangs gehörig am Zipfel fassen; da hab' ich ein untrügliches Mittel, das rüttelt den Tod aus dem Leibe."

Er stützte den Arm auf den Tisch und schaute eine Weile schweigend in die weite Ferne, wahrscheinlich um die Ingredienzien seines Mittels zusammenzuholen. „Wenn Ihnen wieder etwas ankommt, da nehmen Sie ein tüchtiges Glas, füllen es halb mit Paprika, halb mit Cognac, dann gehörig Cayennepfeffer, Zimtöl, Angelikaextrakt, Salmiakgeist, ein paar Tropfen Salzsäure — es kann auch Schwefelsäure sein —; das Ganze mit einem Zug hinunter, dann im Bett gut eingewickelt, und Sie sollen mal sehen! Einen gehörigen Laib Brot daneben auf einem Stuhl, daß es leicht zu erreichen ist: denn nachts wachen Sie auf mit einem Hunger, daß Sie die Welt verschlingen könnten, mit einem Hunger wie ein Wolf. Aber Sie sind gesund, gesund wie ein Fisch, und alle Teufel sind ausgefahren."

„Ich glaub's schon," sagte Obrist, „in dem Mittel steckt Leben!" Und er lachte herzlich und stieß mit dem Rittmeister an, der gar nicht aufhören wollte, sein Mittel anzupreisen, weil er anzunehmen schien, daß es keinen rechten Glauben finde.

„Teufel auch," sagte er, „das ist so gut wie eine Wiedergeburt — das ist ein Mittel — man ist ein neuer Mensch!"

In demselben Augenblicke, während er die Vorzüge des herrlichen Medikamentes bekräftigte, war seine Aufmerksamkeit auf die muntere Tischgesellschaft, die sich wieder zusammengefunden hatte, gerichtet und im besonderen auf das kleine Persönchen, das wieder neben dem großen, plumpen Jüngling saß und ihm allerhand Freiheiten erlaubte. Er hielt wieder den Arm um sie geschlungen. Die Furcht und Todesangst hatte ihn nur für ein paar Augenblicke aus seinem Taumel gerissen, jetzt schwamm er mit geschlossenen Augen dahin auf einem Strome von Verliebtheit und Sinnlichkeit. Sie tranken auch wieder aus einem Glase. Der Kleinen mochte

die Erregung und der Champagner zu Kopfe gestiegen sein, und sie schwamm auch zur Belustigung der munteren Gesellschaft ebenso auf demselben Strome wie ihr Begleiter und zwar eng an diesen angeschmiegt.

Die Alte, ihre Gefährtin, schien nicht auf sie zu achten und plauderte und trank und schwatzte.

Todesangst vergißt sich gar schnell — bei Menschen und Vieh. Die Herde weidet nach wenigen Augenblicken sorglos weiter, wenn der Wolf, der in sie eingebrochen war, sich wieder davon gemacht hat.

Der Rittmeister schüttelte den Kopf und seine Blicke blieben auf dem Mädchen und ihrem Liebhaber haften. Mit einemmal stand er auf, trat zu der Alten und sagte: „Madame, bringen Sie doch das Mädchen zu Bett!"

Die Alte schaute verblüfft auf und ebenso die ganze Tischgesellschaft. Nur das Pärchen mochte in aller Verliebtheit die Aufforderung nicht bemerkt haben.

„Hören Sie nicht?" fragte der Rittmeister und seine kleinen, grauen Augen funkelten. „Sie sollen das Mädchen zu Bett bringen! Teufel auch!"

„Mein Herr," fragte ein alter Graukopf, der nicht ganz fest mehr auf den Beinen stand, „mein Herr, was gehen Sie diese Damen an?"

„Gottlob, nichts," erwiderte der Rittmeister. „Siehst du, Kröte," sagte er weiter und stellte sich neben das Mädchen, „für dich ist's ewig schade, daß wir jetzt nicht unter Wasser stecken. Glaub' mir, ich hätte dich wie eine junge Katze tauchen lassen, bis dir der Atem vergangen wäre, und du hättest von Glück sagen können, daß dein elendes Leben sich früh abgehaspelt hat. Du hast mir eine schöne Zukunft vor dir. Wer hat dir dazu verholfen? Die Alte dort?"

Das Mädchen schaute mit einem sonderbaren Lächeln zu ihm auf; aber rotübergossen.

„Armer Narr," sagte der Rittmeister, „armer Narr! Geh in dein Bett und schlaf!"

Die Alte spitzte die Ohren, lachte, kicherte und die ganze Gesellschaft fand es für gut, die Sache von der heitern Seite aufzufassen.

Der Rittmeister schaute mit einem wütenden Blick auf die Tischgäste.

„Lacht nur — lacht nur, ihr verfluchtes Volk," murmelte er, ging zurück zu seinen Kameraden und setzte sich gewichtig nieder. „'s ist doch eine Schande bei euch Christen!"

Da blickten beide erstaunt auf ihn.

„Eh," sagte er, „solche Frauenzimmer sind mir verhaßt, in den Tod verhaßt! Hören Sie mir auf, das ist eine Schmach, wie es ist, und damit gut. Ich bin nicht der Mann, darüber zu moralisieren, aber, Teufel auch! das ist nicht unmoralisch, meinetwegen; aber das ist widerwärtig. Ich steck' in der Türkei seit Jahren, da sieht man dergleichen nicht. Das gehört dem hochgelobten Europa. Gott möge es dafür segnen! Wo führt Sie die Reise hin?" fragte er die Freunde. „Nach Konstantinopel? Ja? Ist recht — ist recht!"

„Sagen Sie mir, weshalb vertauschten Sie vorhin mitten im Wirrwarr Ihre Mütze mit dem Fez da, wenn Sie mir die Frage erlauben?" begann Hans Ludwig Schmidt und bog sich über den Tisch zu dem Rittmeister hin.

„Warum nicht?" entgegnete dieser. „Es sitzt mir besser auf dem Kopf. Ich hätte es über die Ohren gezogen, wenn es zum Letzten gekommen wäre; das würde mir die Donau selbst nicht abgespült haben. Und außerdem bin ich Muselmann und wäre halt als guter Muselmann im Fez abgefahren."

„Sie, Muselmann, Herr Rittmeister?" fragte Obrist

lachend. „Ich hätte gedacht, so etwas wie Bayer oder Oesterreicher!"

„Das nebenbei auch — ein guter Bayer," antwortete er lächelnd.

„Nun, und Muselmann geworden?"

„Ja," erwiderte er kurz und fest.

„Also der erste Türke!" rief Hans Schmidt, „Gott grüße Sie!" Er streckte ihm die Hand hin und der Rittmeister schüttelte sie ihm kräftig und lachte aus voller Brust gutmütig und zufrieden.

„Eh, Sie haben wohl auch gemeint, ein Muselmann säh' anders aus?" fragte er und blickte listig mit den kleinen Augen.

„Nun," erwiderte Obrist, „daß der erste ein bayerischer Rittmeister sein würde, hätte ich freilich nicht gedacht."

„Macht nichts," sagte der Rittmeister, „er ist aber doch ein guter — ein echter; auch ein alter und ist's sein Lebtag gewesen."

„So, so," sagte Hans Schmidt, „das ist ja sonderbar."

„Eh, sonderbar ist's nicht," erwiderte der Rittmeister, „es hat sich ganz natürlich gemacht."

Sie sprachen weiter.

Da zog Hans Schmidt sein Taschenbuch aus dem Rock und entnahm ihm einen couvertierten Brief: „Den soll ich in Konstantinopel an eine Deutsche abgeben," sagte er. „Gott weiß, wie ich sie finde. Ihr Deutschen dort werdet ja ungefähr voneinander wissen."

„Laß schauen." Der Rittmeister steckte sein Augenglas auf, zog die blonden Augenbrauen so in die Höhe, daß sie unter das Fez rutschten und dort lange Zeit verborgen blieben; dann griff er nach dem Brief, hielt ihn gehörig

von sich ab, um besser lesen zu können, und vertiefte sich in die Schriftzüge.

„Das ist ja," rief er und sein ganzes Gesicht fing an zu leben, „das ist ja an die Brunquell — an die Lore Brunquell! Ja, was denn! In Yedykulé. Freilich wohnt die in Yedykulé! Nun, und zu der wollen Sie? Die wird eine Hexenfreude haben!"

Beide Freunde lachten über das ganze Gesicht und beobachteten den Rittmeister, der den Brief immer noch weit von sich abhielt und sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen konnte. „Das wird das erste Mal sein, daß die so extra einen Besuch aus Deutschland bekommt! Na, und von wem ist denn der Brief, wenn man fragen darf?"

„Von Doktor Bärmann, ihrem Vetter," sagte Hans Ludwig Schmidt.

„Von dem?" rief der Rittmeister. „Nun, hat er denn die Erbschaft vollends geordnet? Das steht wohl darin? Hat sie die Erbschaft, so gibt's bei der Brunquell ein Fest; dann wird sie auch allernächstens die Ferdös verheiraten, das Prachtmädel. Sie wissen, Sie sind mit den Verhältnissen bekannt?"

„Durchaus nicht, gar nicht," erwiderte Obrist. „Ich wußte nichts, als daß mein Freund einen Brief an eine Deutsche abgeben sollte. Uebrigens ein hübscher Name; wie hieß sie? Brunquell?"

„Ja, natürlich Brunquell," wiederholte der Rittmeister, „Lore Brunquell — und die Tochter Ferdös. So haben sie sie genannt. Ferdös heißt persisch oder arabisch Paradies und sie ist Paradies. Sie wissen schon, Firdusi, der Dichter, der paradiesische. Sie werden sehen oder auch nicht sehen, wie es der Alten in den Kopf kommt, die hält alle Hände über das Mädel. Ja, sie glauben nicht!"

„Ich habe von der Lore Brunquell vor einigen Wochen

einen prächtigen Brief an ihren Vetter gelesen," sagte Hans Ludwig Schmidt.

„Glaub' ich, wenn sie einmal einen Brief schreibt, wird's schon ein guter Brief sein. Die Frau ist des Teufels. Ein altes, häßliches Weib; das heißt, häßlich gerade nicht, aber alt; das heißt, alt gerade nicht, aber für ein Weib nicht mehr jung. Eine Frau, die mir aber lieber ist, als zehn junge; eine forsche Person, ich sage Ihnen: durch und durch brav. Sie hat in Yedykulé ein Haus und einen großen Garten."

„Ja, einen schönen Garten," unterbrach ihn Hans Ludwig Schmidt. „Ich weiß es aus ihrem Brief und ihr Brief trägt eigentlich die Schuld, daß wir hierhergekommen sind. Sie hat mir Lust gemacht."

„Was Sie sagen! So schön hat sie's geschrieben? Nun, es geht ihr auch gut. Das Frauenzimmer hat Glück gehabt. Alles gedeiht bei ihr, man gedeiht selbst bei ihr. Wenn es Ihnen recht ist, zeige ich Ihnen den Weg nach Yedykulé zu ihrem Garten. — Sie würden sie nicht leicht auffinden. Ja, wie sollten Sie sie eigentlich finden? Das ist ja, wenn Sie nicht türkisch können, rein unmöglich. Bei uns ist alles, gottlob, nicht so geordnet wie bei euch da draußen, wo man alle Huber und Schmidt und Maier auf jedem Polizeiamt an den Fingern herzählen kann, und wo der ärmste Lausbub überall gekannt und registriert ist, wie ein Erbprinz, und wo man sich auf Schritt und Tritt vorkommt wie ein numerierter Sträfling. Wie lange wird's dauern, und ihr werdet Täfelchen auf dem Rücken tragen müssen mit dem Verzeichnis über euer Alter und euren Stand, euren Geburtsort, Impf- und Taufzeugnis, euren Katechismus, Straßen- und Wohnungsnummer," sagte der Rittmeister und fuhr erregt, gutlaunig fort: „Paßt's auf, das ist nicht mehr fern, und geht ihr dann auf der Straß',

dann springt's euch ein Polizeispitzel, der euch allweil nachschleicht, bald von hinten nach vorn, bald von vorn nach hinten, und fragt's euch: ‚Sind Sie auch der Franz Christian Emil Aloys Nazi Huber, wie's allweil da hinten aufs Täfelche steht? Sind's auch so alt, wie's dasteht? Haben sich wohl lang kein Täfelche mache lassen? He? Das ist ordnungswidrig! Steht da, sind Protestant und schauen's doch katholisch aus. Steht da, korpulent; hab' aber, dächt eh, schon Korpulentere g'sehen. Steht's da, tragen ein Brillen; tragen aber keins! Steht's da, wären geimpft. Wie soll ich da nachkommen! Bitt' schön, da muß ich schon bitten, daß Sie mit mir gehen und sich ausweisen.‘ Nun, wird's nicht so?" sagte der Rittmeister, treuherzig lachend.

„Da leben wir, gottlob, im Lande der Freiheit," fuhr er fort, „mich müßt der Deixel plagen, wenn ich mich bei euch wieder numerieren und registrieren ließ'. Masch Allach! Gott soll mich bewahren! Nun, Sie werden's ja sehen. Jetzt empfehl' ich mich, ich will mal beim Kapitän nachschauen. Auf Wiedersehen, Gott grüß' Sie."

„Noch eins," fragte Hans Schmidt. „Wie ist es Ihnen denn eingefallen, Muhamedaner zu werden? Verzeihen Sie die Frage!"

„Ist nichts zu verzeihen. Ich hab' schon gesagt, das ist lang her, daß ich's wurde. 's ist eine weitläufige Geschichte, von Kindesbeinen an hat's mir nahgelegen. Der Vater ist mit Napoleon in Aegypten gewesen, von da her hat er sich einen Schwarzen mitgebracht, einen Araber — einen Kerl wie Gold. Von dem her mag sich's schreiben. Der Vater hat mich nie einen Christen werden lassen — und später hab' ich mich alleweil im Orient herumgetrieben. Ich sagt's wohl schon, ich war auch in Algier, da wurd' ich's erst recht. Es hat mir halt Spaß gemacht. Sie waren all' sauber und reinlich, nicht besoffen, anständig, ruhig —

nit gerad' roh. Ich hab' soviel Mildherzigkeit nirgends gefunden. Da dacht' ich: Donnerwetter, das ist keine üble Sache. 's ist eine Religion ohne allen Firlefanz, für ruhige Leute, und hat einen großen, tüchtigen Zug. Wenn man sich wäscht, denkt man: Halt still, zur selben Stunde wäscht sich das ganze Volk. Das ist nicht wie bei uns, wo ein Stutzer sich badet, wäscht und parfümiert und denkt, Gott weiß, was er thut, und Tausende laufen dafür im ewigen Schmutz. — Hab' ich Lust, des Guten zuviel zu thun und ordentlich loszulegen, denke ich: halt still, ein ganzes Volk enthält sich wohlgemut des Saufens, und du Lump willst da Schnackerln machen und willst das ruhige, saubere Ganze mit deiner Völlerei stören?! — Und mit den Weibern, ja mit den Weibern, das ist eine eigne Sache — ps—t," machte der Rittmeister, „das lob ich mir, alle Achtung! So etwas wie hier," der Rittmeister zeigte ohne hinzublicken nach dem Tisch, an dem die alte und die junge Person unter den angetrunkenen Gästen saßen, „so etwas gibt's da nicht. Nur ehrbare Frauen und ehrbare Mädchen. — Was wollen Sie? Keine unglücklichen Geschöpfe — keine alten Jungfrauen und dergleichen. Ich sage, es ist ein gottgesegnetes Volk — und alle Achtung! Also auf Wiedersehen! Gott grüß' Sie!"

Damit rückte er seinen Stuhl energisch unter den Tisch und ging sporenklirrend durch die Kajütenthüre.

Beide Freunde blieben noch bei einander sitzen.

„Mein Herzensjunge," sagte Obrist, „heute ist der erste Tag, an dem ich wieder fühle, was es heißt, zu leben und zu hoffen, und wem danke ich das? — Uebrigens was ist das für ein prächtiger Kerl, der Rittmeister! Es ist gut, er mag uns zu der Brunquell begleiten; es ist mir recht, wenn wir ihn weiter sprechen. Dir gefällt er auch?"

„Freilich, hat der Kerl Paprika!" sagte Hans Ludwig

Schmidt und stieß mit seinem Freunde an. „Die Kunst soll leben!“ sagte er ruhig. „Von heute an gehörst du ihr wieder, ihr ganz allein.“

„Ich werde an Anna schreiben,“ sagte Obrist.

Hans Schmidt riß ein Blatt aus seinem Taschenbuch. „Ich auch,“ sagte er lakonisch.

Und Hans Ludwig Schmidt schrieb:

„Der, der vor kurzem noch als ein vom Leben Ausgestoßener den Tod suchte, will jetzt leben. Ein paar volle Atemzüge, die er in der Freiheit that, ließen ihn gesunden.

Wer gönnt es ihm nicht? Seien Sie über alles hinaus gut!“

„Du,“ sagte Hans Schmidt, „du schreibst an dein süßes Kind, an Dickchen. Das arme Ding hat mit dir gelitten, mehr als du ahnst. — Wenn ich dächte, du könntest je undankbar gegen dieses Engelskind sein, du könntest ihre Liebe je vergessen, du könntest sie je wegen eines Unrechts strafen! Glaube mir, sie ist ganz Liebe, ihr Herz ist ganz Liebe. Ihre Art zu lieben wird über jedem Glück und Unglück, über jedem Recht und Unrecht stehen. Mit derselben Innigkeit und Unschuld wird sie Strafbares, von der Welt Verachtetes, wie von der Welt Sanktioniertes thun. Wenn du mir die je vergißt oder verläßt oder nicht wie deinen höchsten Schatz behandelst, weiß Gott, es thäte mir leid, dich aus deinem Elend herausgerissen zu haben.“

„Nun sieh,“ sagte Obrist lächelnd, „wie der mein kleines Vögelchen kennt! Da sei ruhig, wir bleiben gute Freunde. Gib mir ein Blatt, ich schreibe ihr.“

„Mein Dickchen,“ schrieb er, „so ohne Abschied ist Dein Vater von Euch gegangen! Halt den Kopf hoch, mein Dickchen, sehne Dich nicht, es geht ihm besser, er ist

wohler — ganz wohl. Er denkt zu arbeiten, zu leben. Sitze nicht viel im Atelier allein, mein Kind, sonst könnte Deine liebe Seele die Sehnsucht überkommen. Hilf Mama, sei so gut gegen sie, als Du gegen mich warst. Schreib mir, wenn sie lacht und den Kindern Geschichten erzählt. Und schau Dir an, was sie arbeitet, und berichte mir davon. Sie wird nicht Zeit haben, es ausführlich zu thun. Dein Vater."

Als er den Brief geendet hatte, trat der Rittmeister wieder ein, tropfend und wahrhaft Sturm und Regen vor sich her pustend.

„Nun, morgen früh elf Uhr legen wir in Rustschuck an, dann acht Stunden per Bahn — dann die Ueberfahrt — und wir sind angekommen. — Jetzt aber ist es Zeit, schlafen zu gehen."

Elftes Kapitel.

Sie sind angelangt. Rittmeister Neunhütel rutscht auf allen Vieren um einen Brunnen. Sie werden von Lore Brunquell empfangen.

Sie hatten die Eisenbahnfahrt zwischen Rustschuck und Varna hinter sich und waren stundenlang durch eine wunderliche Landschaft gekommen. Kahle Bergzüge mit schroffen Felszacken gekrönt, das Thal, durch das sie fuhren, ein meilenweiter Sumpf, schilfwogend, von Adlern und Falken überkreist, an den Bergabhängen Büffel- und Schafherden. Alles wimmelte und lebte, wenn man tief in das Röhricht hineinblickte, und Tausende von allerlei Gevögel und Getier führten da ein ungestörtes, sicheres Dasein. Nicht einmal der brausende Zug trug Schrecken und Furcht in diese Einsamkeit.

Der silbergraue Kranich stolzierte zierlich und vornehm und war erfreulich in seinem köstlichen, weichen Flug, der ihn nicht allzu hoch über den Erdboden hintrug, Störche, Reiher, wilde Enten, Gänse, wilde Schwäne, rosa Pelikane, alles durcheinander in dem braunen Schilf! Nur hin und wider eine vermoderte, zerfallene Hirtenhütte an einem Berghang und meilenweit voneinander entlegene Ortschaften, elende, aus Weiden rundgeflochtene Häuser, die wie ein Haufen verfaulter giftiger Pilze aufeinander und nebeneinander hockten.

Die Freunde hatten auch die kurze Seereise hinter sich, auch die Fahrt durch den Bosporus. Der Süden umgab sie mit seinen tiefen, edeln Farben!

Am Bosporus blühte zur Zeit, als sie anlangten, der Judasbaum wie kein andrer so reich und wunderlich. Die kleinen roten Blumenbüschel dringen ihm unmittelbar aus dem starren, dunkeln Stamm und aus den festen Aesten, so daß die starken Bäume wie mit purpurroten Teppichen behängt erscheinen, und zwischen den hellgrünen Blättern schimmern wahre Lasten von Blüten. Zu dieser hellen Pracht dunkle Cypressen gepaart, Gemäuer mit Epheu überwachsen, blühende Gärten, den ganzen Bosporus entlang Holzhäuser, denen Sonne, Wind und Wetter einen schönen dunkeln Silberton gegeben haben. Das ganze Terrain, wo es zu Tage tritt, tief goldbraun und das Wasser köstlich weißschäumend, das Schiff umzischend. Alle diese Farben in einer herzberuhigenden Harmonie, die Luft krystallklar!

So fährt man in Konstantinopel ein!

Mit Staunen sahen sie die dreigeteilte, meergetrennte Stadt sich aus den blauen Fluten heben. Zur Linken Skutari mit seinen weiten, dunkeln Cypressenwäldern. Gegenüber, als käme sie angeschwommen, wie getragen von den Fluten des Marmarameers, die Serailspitze mit Kuppeln,

die von Minarets überragt und von Platanen überschattet sind. Dahinter, als Fortsetzung auf der langgestreckten Landzunge, Stambul mit seinen Moscheen.

Rechts Galata, Pera, das sich stolz auf dem Hügel erhebt und von dem mächtigen Galataturm gekrönt ist.

Ueber Stambul, aus weiter Ferne, über dem Marmarameer, schimmern blau in blauer Luft die Bergzüge Asiens und der schneebedeckte Olymp.

So waren sie angekommen.

Ein ungeheures Getreibe von Kaiks und Booten, Hotelkommissären und allerhand Volk, das von den Reisenden Nutzen ziehen wollte, belagerte das Schiff. Es schrie und kletterte, tobte, lärmte, brüllte, als sollte alles in Grund und Boden zerstört, die Koffer ins Wasser geworfen und die Passagiere und Mannschaft erdrosselt und ersäuft werden.

In diesem Gewühl und Getobe machte der Rittmeister, der sich Obrist und Hans Ludwig Schmidt auf der weiteren Reise angeschlossen hatte, kurzen Prozeß, drängte was ihm in den Weg kam, mit seinem Stock aus Nilpferdleder zurück, machte dabei ein paar Augen wie ein brüllender Löwe und erreichte durch diese Anstalten, daß seine Reisegefährten ihr Gepäck vor allen andern in ein Boot herabgelassen bekamen. Er selbst hatte keins, nur eine vielgebrauchte lederne Reisetasche, die er sich trotz aller Angriffe darauf nicht entwinden ließ, sondern sie eigenhändig in das schwer errungene Boot trug.

Sie fuhren, nebenbei gesagt, zum sechsten Teil des Preises über, den alle andern zahlten. Der Rittmeister hatte gehandelt wie ein Verzweifelter und saß, nachdem er erreicht hatte, was er wollte, zufriedengestellt und siegesbewußt mit seinen Gefährten in dem schlanken Kaik, das über wundervoll bewegtes Wasser dahinschoß.

„Das waren alles verfluchte Griechen,“ sagte er, „unser Bootführer ist ein guter Türk. Ich führe Sie nach einem Hotel, bleibt's dabei?“

Das orientalische Leben strömte ihnen entgegen, die Sonne funkelte auf kräftigen Farben. In den engen Straßen mußten sie durch ein fremdes, mächtiges Getreibe ihren Weg suchen.

„Kommen Sie nur, kommen Sie nur!“ rief der Rittmeister.

Gestalten begegneten ihnen, denen sie wahrhaft betroffen nachschauten, Gestalten, wie aufgetaucht aus den Zeiten Homers. Sie bekamen den Eindruck von einer ungeahnten Kraft und Würde der menschlichen Erscheinung.

„Nun, was sagen Sie, was sagen Sie?“ fragte der Rittmeister, der ihnen vorausging, hin und wider, indem er sich lachend umdrehte. „Da wären wir!“ Grüne Feigenbüsche aus altem Mauerwerk wachsend, schöne Gitter, hinter denen Marmorgrabsteine schimmern, rebenüberwachsene Straßen, Holzhäuser, die wunderlich und malerisch ineinander und übereinander hocken. So kamen sie auch an einen jener herrlichen Brunnen, der in andrer Auffassung gedacht ist, als wir es in Europa gewohnt sind, ein Brunnentempel aus weißem Marmor, in dessen Mitte das Wasser sprudelte. Mit bronzenen Schalen, die mit Kettlein an den vergoldeten Fenstergittern hängen, wird daraus für die Vorübergehenden geschöpft und eine ganze Reihe dieser Schalen steht immer gefüllt bereit.

Das ganze schönformige Gebäude ist mit vergoldeten, in Marmor gemeißelten Ornamenten wie mit einem köstlichen Panzer bedeckt.

„Das ist prächtig!“ rief Obrist, „ist das schön! Ich habe doch recht gehabt mein lebelang; die einzige ganz geniale, ganz urwüchsige Ornamentik ist die maurische, die arabische.“

„Nicht wahr!“ rief der Rittmeister, kehrte sich um, schüttelte Obrist die Hand und sagte: „Sie sind mein Mann. Das gefällt mir von Ihnen. Damit treffen Sie mich mitten ins Herz. Schauen's,“ sagte er, „ich bin ein Narr für dergleichen. Ich sag' auch, es gibt nichts Schöneres, als die arabische Baukunst — und ich kenne sie; ich hab' ihr all'weil nachgespürt. Schauen's, an so einem Stein, da ist alles wie hineingewachsen. Das ist da, ist nicht wegzuschaffen, das geht dem Stein durch Mark und Bein! Und schaun Sie das Ganze an: wie aus einem Guß! — Teufel auch! Wer hat je etwas Aehnliches wie diese Leut' geschaffen! Hören's mit Ihren Renaissancebauten auf! Die sind ja auch schön, freilich; aber wo sind's ihr da die Glut, die Lust, das Prächtige, das einem zu Kopf steigt — das sitzt wie Krystall an Krystall, ist alles aneinander gewachsen und aufgeblüht, alles von der Natur getrieben. Zeigt's mir irgend etwas Aehnliches!“

Sie stiegen miteinander die Stufen des Brunnens hinan.

Der Rittmeister kroch auf allen Vieren trotz seiner Reisetasche und zeigte auf die untersten reich ciselierten vergoldeten Steine. „Schauen's,“ sagte er eifrig, „wie das mächtig ist!“

Obrist und Hans Schmidt kauerten neben ihm.

„Schauen's, da unten fangt's an.“ Bei dieser sehr natürlichen Bemerkung machte der Rittmeister ein treuherzig bewunderndes Gesicht, dem man es ansah, daß er sehr wohl wußte, was er sagen wollte.

„Sie sollten die alten Araber kennen lernen! Hier freilich ist nicht viel; aber wißt ihr etwas von den Arabern? Ich wette darauf, so gut wie nichts wißt ihr gebildeten Leute!“

„Sie mögen recht haben,“ sagte Obrist.

„Und ob recht, freilich!“ rief der Rittmeister, sprang auf und schaute sich die Sache wieder strammstehend an. „Hatte Spanien ein Mittelalter, he?“ fragte er und setzte gleich hinzu: „Nein. — Und warum nicht? Weil die Araber dort saßen. — Hätten sie damals den Plan durchgeführt, durch ganz Europa zu ziehen, es zu unterwerfen, zu civilisieren, ihr wäret jetzt andre Kerls — und damals wäret ihr um euer Mittelalter gekommen. — An eurer Moral hinge nicht das Barbarentum, das Judentum des heutigen Tages. — In euch wär' ein freier, großer, anständiger Zug geraten, ihr würdet anders sein! Mir zum Beispiel würdet ihr besser gefallen. Petrarca sagt — und weil mich das gefreut hat, hab' ich's in mein Notizbuch geschrieben und nebenbei mir auch gemerkt — —“

Der Rittmeister fuhr, während er dies sprach, in die Tasche, zog ein abgegriffenes Büchelchen heraus, setzte die Brille auf, schlug es auf, blätterte darin und las mit Pathos.

„Was sagt Petrarca, meine Herrschaften, bitte zu bemerken, Petrarca! ‚Cicero durfte Redner sein nach Demosthenes, und Virgil Dichter nach Homer — und nach den Arabern sollte es nicht mehr erlaubt sein zu schreiben? Es ist uns schon gelungen, es den Griechen gleich zu thun, ja, diese manchmal zu übertreffen und damit alle Völker, mit Ausnahme, sagt ihr, der Araber!‘ Schaut's!“ rief der Rittmeister, so standen die Araber, so dachte man über sie. — Umsonst ereifert sich der Petrarca halt auch nit.“ —

Mit dieser Bemerkung schloß er sein Büchelchen und schien sehr zufriedengestellt zu sein.

* * *

„Wir wollen versuchen, ob wir uns öfter sehen können,“ sagte Hans Schmidt beim Abschied, als sie miteinander in

dem Zimmer standen, das der Rittmeister ihnen, nachdem er wieder wie ein Verzweifelter darum gehandelt, ausgesucht hatte.

„Mir soll's recht sein," erwiderte der Rittmeister, rückte die Füße zusammen, daß die Sporen klangen, und reckte sich, daß er so fest wie aus Eisen gegossen aussah. „Wenn Sie's vertragen, daß ich red', wie mir der Schnabel gewachsen ist, dann soll mir's recht sein," wiederholte er. „Hier, Gott Lob, kann man reden, wie man will, ohne daß man fürchten muß, wie bei euch, ein Polizeispitzel schwebe in der Luft. Hier ist das Land der Freiheit!" Der Rittmeister schlug sich auf die Brust und lachte auf, so kräftig und freudig, daß sein Lachen Aehnlichkeit mit dem Wiehern eines mutigen, lustigen Pferdes hatte.

„Herr Rittmeister, Herr Rittmeister," erwiderte Hans Schmidt, „Sie haben den Blaukoller."

„Wie? Was?" fragte der Rittmeister.

„Den Blaukoller, der manche Leute befällt, wenn sie einen blauuniformierten Schutzmann sehen."

„Was, den Blaukoller nur, ich habe den regenbogenfarbenen Koller, den Koller gegen alle Welt —" lachte der Rittmeister. „Das heißt, nit gerad' gegen alle Welt; aber es gibt so allerlei, da bin ich kurios. Schauen's, um noch einmal auf die Araber zu kommen, allen Ernstes, es ist bei euch unbekannt, unbekannter, als man es glauben sollte, was ihr von ihnen profitiert habt. — Als ihr im Mittelalter stecktet und dumme Barbaren und Wilde waret, die einzig unterrichteten Leute unwissende Mönche, die alte wertvolle Werke mühselig abschabten und -kratzten, um Pergament zu gewinnen, da hattet die Araber in Spanien eine Zeit, in der Wunderwerke entstanden, — eine Zeit, wie sie nie wieder gekommen ist, die Religion duldsam gegen

Wissenschaft und Kunst — das will etwas heißen. Teufel auch! Alles blühte und gedieh. Auf die Zeit hat der Petrarca das gedichtet, was ich Ihnen gesagt habe. In dieser Zeit wurden all' die Herrlichkeiten gebaut und geschaffen, vor denen man steht und staunt, als wären sie vom Himmel herabgefallen. Und wie kommt es denn, daß dies so unbekannt geblieben ist, daß man es ignoriert? Das kommt von nichts anderm her," rief der Rittmeister, und seine kleinen grauen Augen blitzten, „als daß es gar zu despektierlich ist, dergleichen einem Volke verdanken zu müssen, gegen das man in herrlichen Kreuzzügen schmählich, gemein, roh und haarsträubend verfahren ist — wie die Geschichte nichts andres aufzuweisen hat. Es ist unangenehm, zu denken, daß rohe, viehische Leute frech sich in fremde Lande eindrängten und ein hochbegabtes, hochentwickeltes, mit allen Vorzügen ausgestattetes Volk hinschlachteten, beraubten und verhöhnten, verwüsteten, ein Volk, dessen Religion und Sitten wir auch in unsern Tagen höchlichst verachten. Von einem solchen Volke soll unsre Civilisation, unsre Wissenschaft stammen? Darüber schweigt man! Aber was meinen Sie?" sagte er und lachte aus vollem Halse, „über einem Haupteingang von St. Peter zu Rom, da haben sie eine schöne Aureole gemalt, so schön, wie sie's haben finden können — und was glauben Sie? — Da haben die Architekten arabische Schriftzüge für Ornamente gehalten, sie wußten's nicht besser, und da haben sie halt so in Rosettenform einen ineinander verschlungenen arabischen Spruch gefunden und haben gedacht — das wäre gerade ein schöner Heiligenschein. — Und was glauben Sie, was da steht, am Eingang der allerchristlichsten Kirche: la illahä ill allah, wä muhammed rassul allah. Oder: Es ist kein Gott als Gott, und Muhamed der Gottgesandte."

„Oho," sagte Hans Schmidt.

Obrist und der Rittmeister lachten, der Rittmeister aber lachte ganz unbändig.

„Solches Zeug haben sie oft gemacht. Aber nun leben Sie wohl! Morgen komme ich und hol' euch ab nach Yedykulé zur Brunquell. Herr mein Gott!" rief er, „da halt ich mich noch auf; jetzt muß ich fort, zu meiner Kleinen, die wird schön auf mich warten, und ich bring' ihr schlechte Nachricht, dem armen Wurm, hab' nichts erwischt!"

„Zu Ihrer Frau wollen Sie? Sie sind verheiratet?" fragte Hans Schmidt.

„Natürlich," antwortete der Rittmeister, schüttelte jedem die Hand, setzte wieder die Füße fest zusammen, daß die Sporen klangen, richtete sich kerzengerade und fest in die Höhe und ging stramm zur Thür hinaus.

„Unser Rittmeister ist ein toller Mensch," sagte Obrist; „aber trotz alledem bin ich ganz zufrieden, jetzt zu verschnaufen. Ich hab' lange nicht solch glückselige Müdigkeit verspürt. Draußen alles neu, alles verlockend, und man legt sich aufs Ohr und schläft ruhig und zufrieden in dem Gedanken, daß uns nichts davonläuft. So lob' ich mir einen Schlaf." Damit warf sich Obrist auf ein Bett und es währte nicht lange, da zeigten seine tiefen, ruhigen Atemzüge, daß er friedlich schlief.

Hans Ludwig Schmidt schlich an das Bett, beugte sich über ihn und flüsterte: „Siehst du, Kerl, jetzt haben wir dich so weit! Jetzt bist du wieder ein Mensch! Nun leb' auch! Nun arbeite und genieße."

Am andern Tage, nach der Mittagsstunde, erschien der Rittmeister, um seine Reisegefährten zu dem verabredeten Gange abzuholen.

Sie wanderten miteinander über die Brücke, die Galata

mit Stambul verbindet. Die blaugrünen Fluten des Goldenen Horns umrauschten sie, glänzende Segel leuchteten auf, die dunkeln Rauchsäulen der Dampfschiffe wälzten sich über das tieffarbige Wasser hin, Tausende von Möwen schimmerten in der Luft, schaukelten wie weißer Schaum auf den Wellen, eine bunte, sonnenüberschienene Menge, die auf der Brücke sich hin und her bewegte, all dies zog die volle Aufmerksamkeit an.

Vor ihnen erhob sich die wundervolle Silhouette Stambuls, aufragende Minarets, gewaltige Kuppeln, Baumkronen wie aus Metall getrieben.

Eine kurze Strecke fuhren sie auf der Eisenbahn, an der wie Felsen aufragenden Stadtmauer hin, deren Fuß vom Marmarameer bespült wird. Geborsten und gestürzt an vielen Stellen, ließ sie das türkisblaue Wasser durchschimmern und die wie im Aether schwimmenden Berge und Inseln.

So kamen die drei Gefährten nach Yedykulé, einer Vorstadt Stambuls.

„Da wären wir,“ sagte der Rittmeister. „Nun wollen wir die Brunquell überfallen. Es kann schon sein, daß sie jetzt gerad' ihr Schläfchen hält. Was meinen Sie, jetzt kommen wir in die schönsten Granaten und Feigen hinein. Sie werden sehen, wenn die Granaten hier blühen, das ist schon ein Anblick! So, da sind wir, das ist das Haus.“

Sie standen vor einer grünen Thür, die in eine nicht allzu hohe Gartenmauer eingelassen war. Ueber die Mauer schauten Lorbeerzweige und strebten hoch und fest in die blaue Luft und die breiten Kronen der Feigen ragten herüber.

An der Thür hingen Klopfer in Gestalt zweier schlanken Frauenhände.

Der Rittmeister ergriff eine davon und klopfte energisch.

Es währte eine geraume Weile, bis die Thür geöffnet wurde, und dies geschah durch einen kleinen Mann in den sechziger Jahren, der in einem braunen, von Wind und Wetter zerschlissenen Kaftan steckte.

„Gott grüß dich!“ rief der Rittmeister.

Der kleine muskulöse Mann schaute erstaunt auf, streckte dem Rittmeister im selben Augenblick beide Hände entgegen und rief in einem etwas behutsamen Deutsch: „Ah, das bist du, Rittmeist—er! — Wo kommst du denn her? Hast du denn ausgerichtet, was du wolltest?“

„Nichts, gar nichts, Iskender, Geld zugesetzt, weiter nichts. Immer dasselbe Lied!“

„Allah bujuk! Gott ist groß, Rittmeist—er; es wird dir bald besser gehen.“

„Mir sollte es recht sein,“ war die Antwort.

„Und wen bringst du denn da mit?“

„Gäste,“ sagte der Rittmeister. „Geh, melde uns der Frau.“

„Die schläft —“

Der Rittmeister zog seine Uhr —

„Das ist gut,“ sagte der Mann in dem zerrissenen Kaftan, indem er den Rittmeister aufmerksam beobachtete, „das ist gut, daß du deine Uhr noch hast, und daß sie der Pfandverleiher nicht hat — da geht es dir so übel noch nicht.“

Der Rittmeister lachte laut auf, schaute auf seine Gefährten und sagte: „Sie müssen unsern Iskender kennen, das ist eine zufriedene Seele! Und wie geht es der Ferdös?“ fragte er.

„Die macht uns viele Not. Sie lernt jetzt so schlecht und hat den ganzen Tag thörichtes Zeug im Kopf,“ bekam er zur Antwort. „Es wird Zeit sein, sie zu verheiraten.“

„Ich will dir etwas sagen," unterbrach ihn der Rittmeister. „Geh und melde uns bei der Frau, sie hat genug geschlafen, und ich kann dir sagen, es wird ihr so recht sein."

„Rufe selbst im Garten," war die Antwort, „wenn sie dich hört, wird sie schon kommen."

Sie traten miteinander ein.

Das war also der Garten, der Hans Schmidt an dem trübseligen nächtlichen Gang durch die düsteren Straßen Berlins, als er dem verzweifelnden Freunde folgte, so gelockt hatte.

Sie gingen den schmalen, gewundenen Weg, der ganz von Feigengebüsch überwölbt war und auf das Haus zuführen mochte, das man wegen der Fülle der breitlappigen Blätter nicht sehen konnte.

Zwischen den Feigen leuchtete das junge noch rötliche Laub der Granaten und lange Beete, auf denen Artischockenpflanzen ihre silbergrauen, feinbehaarten Blätterwedel auseinanderwarfen.

„Nun schauen's nur," sagte der Rittmeister, „wie bei dem Frauenzimmer die Artischocken stehen! — Ich sage Ihnen, sie versteht's! Weiß's Gott, besser noch als ihr seliger Mann. Das Weib hat eine glückliche Hand."

Jetzt kamen sie auf einen freien Platz vor das Haus. Es war aus Holz aufgeführt. Junges Weinlaub zog sich bis zum Dache hinauf und weiß und rosa Kletterrosen stiegen lustig auf und fielen frei und lebensfreudig in Ranken von Fenstersimsen und einem kleinen Erker wieder herab. Ein Ueberfluß von blauen Glycinentrauben, die ihr hellgrünes, schlankgefiedertes Laub ganz überquollen hatten, hing wie eine blaue Wolke über der Hausthür.

„Na, was sagt's?" fragte der Rittmeister.

„Kinder!" rief Hans Ludwig Schmidt und breitete

die Arme aus. „Mir ist's wohl! — Da ist doch einmal Ueberschwall! Da fühlt man doch, daß die Natur auch eine gute Mutter ist!"

Obrist war still. Er hatte heute alles schweigend an sich vorüberziehen lassen.

Von Hans Schmidt wurde er nicht gestört, der war den größten Teil des Weges mit dem Rittmeister vorausgegangen.

„Den müssen wir ruhig lassen," hatte er zu diesem gesagt; „Sie wissen nicht, was für ein Kerl er ist, was für ein prächtiger Kerl, und wie zu Grunde gerichtet er war."

In Obrists Augen hatte während der ganzen Zeit ein Ausdruck von Freudigkeit und Wohlbefinden geleuchtet.

Er hatte nur hin und wider Hans Schmidt an die Schulter gerührt, um ihn auf etwas aufmerksam zu machen.

„Jetzt warten's einmal," sagte der Rittmeister zu seinen Gästen, die ganz verloren waren im köstlichen Anblick des Hauses, des reichen Gartens und des weit ausgebreiteten Meeres, das durch Feigen und Lorbeer blau schimmerte und leuchtete. „Jetzt warten's einmal, jetzt ruf ich die Brunquell. Brunquell!" rief er, „Brunquell, was schlafen's denn noch?" Dabei klatschte er kräftig in die Hände. „Brunquell!"

Durch das offene Fenster klang eine warme, volle Stimme: „Das ist ja der Abdul Rahman, der Rittmeister! Ja, was schreit der denn so, hat er denn Glück gehabt endlich. Nur Geduld, ich will mich noch ein Bissel herrichten. Aber hat er denn Glück gehabt, ist's mit den Pferden gelungen?" Man hörte, sie war bei dieser Frage tiefer ins Zimmer hineingegangen.

„Nichts ist's, nichts war's," rief der Rittmeister, indem er beide Hände um den Mund legte.

In demselben Augenblick fuhr eine derbe Frauensperson in einer gelben, groß punktierten Kattunjacke halbleibs zum Fenster hinaus.

„Was?" rief sie. „Nichts ist's — da soll doch gleich das heilige Donnerwetter dazwischen fahren. Rittmeister, Sie sind ein Esel! — Wer wird denn ewig Pech haben!"

„Verflucht!" sagte der Rittmeister und zuckte die Achseln.

„Gehen Sie mir, gehen Sie mir!" rief die Frau ganz desperat. Jetzt schaute sie um sich und bemerkte die Begleiter des Rittmeisters. „Wer sind denn die Herren?" fragte sie.

„Wir haben uns unterwegs getroffen," sagte der Rittmeister.

„So?" erwiderte die Frau trocken. „Wer ist's denn?"

„Wer wird's denn sein?" sagte der Rittmeister.

„Wer frägt denn so? Ein paar Maler sind's. Sie haben wohl schlechte Laune, Brunquell?"

„Nein," sagte sie treuherzig. „Wo sind Sie denn her?" fragte sie unsern Reisenden.

„Wo werden sie denn her sein?" fuhr der Rittmeister dazwischen, „Deutsche sind's, ‚Fritzchen' sind's, aus der Reichshauptstadt!"

„Ei, du großer Gott!" rief die Frau mit einem rätselhaften Ausdruck, „und wie kommen Sie denn zu mir?"

„Nun wird mir's doch zu toll," rief der Rittmeister. „Sind Sie Thorwart, da oben, — he? Jetzt kommen Sie herunter oder laden Sie uns ins Haus ein und seien Sie fein brav!"

Die Frau verschwand.

Der Rittmeister wendete sich zu seinen Gefährten und sagte, indem er die kleinen Augen listig zukniff: „Sie beißt

schwer an; aber meint sie es einmal gut, ist sie treu wie Gold!"

Da trat sie aus der Thüre in gelber Jacke und gelbem Rock, beides mit großen braunen Punkten besäet, die ganze Erscheinung stattlich und kräftig. Um den Kopf trug sie ein weißes Tuch, das ihr in einem schlanken, langen Zipfel über den Rücken fiel; am Ende dieses Zipfels schaute ihr Haar in zwei hängenden Zöpfen noch ein paar Finger lang heraus. Es war schon leicht ergraut. An den Schläfen und auf dem Teil des Scheitels, den das Tuch nicht bedeckte, schimmerte es silberweiß zwischen den dunklen Strähnen. Ein paar lebhafte braune Augen zogen sogleich die Aufmerksamkeit auf sich.

„Rittmeister, Abdul Rahman, seien Sie mir schönstens willkommen," sagte sie warm und herzlich und streckte ihm beide Hände hin. „Also mit den Pferden wieder kein Geschäft gemacht? Es ist zum Haarausraufen! Und Sie sind mit dem Rittmeister hier angekommen?" wendete sie sich an die Reisegefährten. „Das läßt sich schon hören, der Rittmeister bringt nicht einen jeden mit, also auch willkommen!" Sie streckte ebenso den andern die Hand hin.

„Ja, wir sind mit ihm zufällig zusammengetroffen; aber es ist nicht Zufall, daß wir Sie aufsuchen. Wir bringen Ihnen etwas, wir haben einen Brief für Sie," sagte Hans Ludwig Schmidt.

„Für mich? Daß ich nicht wüßte," erwiderte die Frau.

„Einen Brief von Ihrem Vetter."

„Von was für einem Vetter? — Daß ich nicht wüßte!" sagte sie wieder gedehnt und auffallend mißtrauisch.

„Von Doktor Bärmann!" fügte Hans Schmidt hinzu und entnahm seinem Taschenbuch den Brief.

„Von dem, von dem Vetter?" rief die Frau aus.

„Ja, wie kommen Sie denn dazu? Das ist ein anständiger Mensch, der hat meinetwillen allerlei Schererei gehabt. Ich bin ihm zu Dank verpflichtet. Es macht mir Spaß, jemand bei euch draußen zu Dank verpflichtet zu sein. Das Vergnügen habe ich lange nicht genossen!"

Während sie sprach, erbrach sie den Brief und las: „Nun seht mir einer an, da haben wir wirklich die Sache verfertigt! Es ist im reinen. Er schreibt mir auch, daß die Ueberbringer ein paar ordentliche Leute seien; der Lange, schreibt er, ist einer, dem die Natur das Zeug etwas verschnitten hat, sonst ist nichts gegen ihn einzuwenden. — Ja, was meint er denn damit?" Die Frau musterte die beiden Ankömmlinge fragend.

„Das will ich Ihnen sagen," antwortete Hans Schmidt. „Hier meinen Freund hat er auf dem Strich. Ihr Vetter Doktor hat ihm vor kurzer Zeit in seiner Weisheit prophezeit, daß er es nicht mehr lange machen würde. Nun ist er kerngesund, und da ärgert sich der Herr Doktor und bleibt bei seiner Meinung."

„Ja, ja," sagte die Frau, „da erkenne ich euch! So seid ihr! Auf die Wahrheit kommt's euch nicht an, da wäre die Sache einfacher und das Leben ruhiger, denn die Wahrheit steht, wo sie steht, und wer zu ihr hält, der kann sein Lebtag posto fassen. Also, mein Herr Doktor ist auch einer von denen!" — fügte sie hinzu. „Schade."

„Das nicht," sagte Hans Schmidt. „Er ist ein Mann, der über die Dinge seine feste Meinung gefaßt hat, von der er nicht abweicht."

„I gehen Sie, da gefällt er mir erst recht nicht, da ist er blind und hartherzig. Ein Mensch, der seine feste Meinung hat, ist das immer. Wir armseligen Geschöpfe sollen keine feste Meinung haben und uns darauf etwas zu Gute thun. Das ist lächerlich. Das ist nicht viel anders, als wenn ein

Fisch oder ein Frosch sagt: Ich kenne die Welt, und wenn ich nur wollte, würde ich euch lehren, wie man fliegen oder reiten müßte. Na, was sagen Sie dazu, Herr Rittmeister?"

„Hm — hm," machte dieser.

„Freilich haben Sie recht," warf Obrist dazwischen. — „Es gibt wenig Leute, die dergleichen auszusprechen wagen."

„Natürlich," sagte die Frau, „weil ein Lump den andern mit Hochachtung als seines Gleichen behandeln und seine Verlogenheit als bare Münze annehmen muß, um nicht zu verhungern. Und um nicht zu verhungern, muß einer auch dieselbe Münze wie sein Nachbar schlagen. Hier bei uns, da lebt sich's freier, die Luft ist besser. Dort durch die Thüre," sie zeigte auf das grüne Gartenthor, „gehen nur gute Freunde ein und aus, vor denen man kein Blatt vor den Mund zu nehmen braucht. Wir sind auch keine ehrenwerten Leute, was man bei euch so ehrenwert nennt. Der Rittmeister hier, der Abdul Rahman, der Neunhütel ist ein großes Kind, dabei aber ein Teufelskerl, bei dem der Sabul locker sitzt; und außerdem hat er Ideen wie ein Räuber, Mörder, Revolutionsmann, Gotteslästerer. Bei euch müßt' er der Einfachheit halber gleich für immer in Ketten gehen. Hier ist das nicht nötig, da ist er ganz unschuldig."

Die Frau lachte. „Wir haben auch noch so einen Schlimmen, der geht hier ein und aus — und die Kleine vom Rittmeister, ein gutes Kerlchen, und unsern Iskender haben Sie auch gesehen. Wir alle sind eine Welt für uns und ärgern einander nicht."

Bei der Aufzählung hatte sie eine Person übersehen, die Tochter Ferdös, von deren Dasein die Gäste bereits unterrichtet waren.

„Gehen Sie, Rittmeister," fuhr die Frau fort „und zeigen Sie Ihren Reisekameraden den Garten, dann kommen Sie zurück, derweile habe ich etwas hergerichtet."

„Gut," sagte der Rittmeister. Man nahm einen kurzen Abschied voneinander, und die drei Kameraden verschwanden hinter dem Hause, um den Garten zu durchstreifen.

Zwölftes Kapitel.

Ein Abend, an dem ein jeder seine Zunge nach Herzenslust spazieren führt.

Als sie ziemlich spät zurückkamen — sie waren weit über das Eigentum der Frau Brunquell hinausgewandert, an der alten Stadtmauer hin, hatten die köstliche Meeresfrische eingeatmet, Farben und Licht genossen — da sahen sie schon von weitem, daß die Frau nach ihnen ausspähte. Sie blickte aus einem der breiten, halb aufgeschobenen Fenster.

Die Sonne war schon nahe am Sinken und ein frischer Seewind hatte sich aufgemacht.

„Spazieren Sie nur ins Haus hinein!" rief die Frau den Gästen entgegen, als diese nahe genug waren, um es zu hören.

„Wir sind bei ihr in Gnaden aufgenommen," sagte der Rittmeister. „Nun sollen Sie einmal sehen, was für eine andere Sache so ein türkisches Haus ist, gegen eure finsteren, mit Renaissancebackwerk bedeckten Stein- und Lehmhöhlen, in denen ihr in der Reichshauptstadt gehockt habt."

Sie traten durch die glycinenbekränzte Thür in einen lichten Vorraum, der sich breit und behaglich ausdehnte. Durch die offenen Fenster schaute das Weinlaub herein, hatte die Fenster fast überwachsen. Rosen schimmerten hindurch und Glycinentrauben. Die leichte hölzerne Treppe führte nach einem ähnlichen Vorraum. An beiden Seiten lagen hier die Eingänge zu den Wohnräumen. Jede Thür war von außen mit einer Portière verschlossen, statt der Thürflügel.

Vorraum und Treppe, alles war mit goldgelben feingeflochtenen Binsenmatten bedeckt. Zu den Fenstern herein, zwischen dem Grün hindurch, leuchtete die blaue See, die Inseln, die Bergzüge. Von diesen lichten Erscheinungen hoben sich im Vordergrund starre, dunkele Cypressen und Pinien mächtiger ab. Es gab auf der Welt nichts Heitereres als dieses Haus.

Als sie auf der obersten Treppenstufe angelangt waren, öffnete sich eine der Portièren, und die Brunquellin, wie der Rittmeister sie nannte, schaute heraus und begrüßte ihre Gäste.

Sie fanden in dem Zimmer einen einfach gedeckten Tisch, einen Rosenstrauß darauf, eine große Flasche Rotwein, einen Laib Weißbrot und sieben Gedecke.

So einfach wie der Speisetisch war das ganze Zimmer hergerichtet. Ein brauner gepolsterter Diwan zog sich an den Fenstern hin, buntgeflochtene Stühle, ein kleiner Tisch mit einem Schubkasten, an den Wänden in Glas und Rahmen hingen allerlei Bilder für Gärtner, in Farbendruck, unerhört fruchtbare Erdbeerstöcke, Pflaumenzweige, an denen die Früchte mit Mühe und Not Platz fanden. Das Abbild einer riesigen Rübe, gewaltige Kohlhäupter, Kartoffelknollen, Nelkenbüsche.

„Ich hab' einstweilen nach Ihrer Kleinen schicken lassen,“

sagte Lore Brunquell. „Weshalb soll der arme Narr daheim sitzen und Trübsal blasen!"

Im nämlichen Augenblick hörte man einen leichten Schritt auf der Treppe und ein blondes Persönchen steckte den Kopf herein.

„Ja, Mausi," rief der Rittmeister, „woher kommst du denn?" Da war sie auch schon mitten im Zimmer und schüttelte ihrer alten Freundin die Hände, schaute erstaunt auf die Fremden und sagte lachend zu ihrem Mann gewendet: „Na, was meinst? Da bin i schon."

Sie war in jeder Bewegung außerordentlich flink wie eine Bachstelze und trug ein graues, knappes Kleid, ihr Gesicht war weiß und kindlich.

„Das ist eine kleine, brave Person!" sagte die Brunquell zu den Gästen gewendet. „Als es unserem Rittmeister einmal sehr übel hier ging, da hat das kleine Ding sich von daheim aufgemacht, hat ihre paar Sächelchen verkauft und ist hier angekommen. Mit einmal war der kleine Narr da und der Rittmeister hat sie mir gebracht und mich gefragt, was er mit ihr anfangen solle. Es ging ihm herzlich schlecht damals. Halt still Mausi, hatte er ihr geschrieben, geht's mir erst gut, dann kommst du nach, dann machen wir hier Hochzeit. Das mochte ihr aber zu lang gewährt haben. Mir nichts dir nichts kommt sie daher und sagt: „Wo werd ich warten, bis es dir gut geht — in schlechten Zeiten soll man zu einander halten. Da haben wir hier in meinem Hause Hochzeit gemacht," setzte die Brunquell hinzu, „und ich sag', es ist brav, daß die Mausi gekommen ist. Mögen alle alten Weiber bei euch die Nase darüber rümpfen!"

Hans Schmidt, Obrist und der Rittmeister lachten, und die kräftige Frau drückte in ihrem Eifer einen Kuß auf den Mund der Kleinen.

„Ja," sagte der Rittmeister, „wenn alle Welt dächte, wie die Brunquellin, da würde man Frieden auf Erden haben. Da schaut doch Herr Gott noch einmal das Herz an und nit, was darum und daran ist."

„Es ist gut nun," sagte die Frau. „Nehmen Sie jetzt Platz, das Essen ist inzwischen aufgetragen. Mich wundert's nur, wo unser Jacot bleibt. Der ist doch sonst um die Zeit hier."

„Ja, daß ich's nicht vergeß, der kommt heut' um etwas später. Er sagte es mir halt am Morgen," antwortete der Rittmeister.

Jetzt trat auch Iskender, der den Gästen die Thüre geöffnet hatte, ein und trug noch eine Schüssel gehäuft voll Maccaroni auf.

Alle setzten sich zu Tisch, auch Iskender. Obrist sah zu der hölzernen Decke auf, an der schmale braune Latten allerlei Figuren bildeten: Sterne und Vierecke und überall, wo die Latten sich überschnitten, hing eine Quitte oder ein rötlichbrauner Granatapfel.

„Wie hübsch das ist!" sagte er.

„Das sind unsere Prachtstücke der vorigen Ernte," erklärte Frau Brunquell.

Hans Schmidt unterhielt sich mit der kleinen Frau des Rittmeisters.

„Ja, glauben Sie," sagte die Kleine, auf eine Frage ihres Nachbars, „wir könnten in Deutschland daheim so leben wie hier? Sie sollten einmal unser Stuben sehen. Wenn wir in Deutschland so eine kleine Stuben hätten und weiter nichts, sie würden uns ja nit für Menschen ansehen. Hier ist das anders, da fragt niemand nach dergleichen, das ist halt Nebensache."

„Das ist schon wahr, was die Kleine da sagt," fuhr die Brunquell dazwischen. „Ich möchte nicht gemalt wieder

draußen sitzen. — Und was meinst du Mausi, glaubst du, sie würden dich draußen in Frieden lassen, wo sie wissen, daß du deinem Herzallerliebsten nachgereist bist? Und wenn du deinen Trauschein dir noch so schön einrahmen läßt, sie vergessen es dir doch nicht — und lassen es dich fühlen, wo die Gelegenheit sich bietet. Ich kenne sie, das mußt du wissen!"

Die Frau schob sich ihr weißes Tuch mit einer lebendigen, ausdrucksvollen Bewegung weiter auf den Kopf zurück. „Und das thut nichts zur Sache, ob eine als guter Kamerad gekommen ist, um getreulich beizustehen, oder nicht, das ist gleich; aufs Herz, auf den Kern sieht keiner bei euch, dafür sind sie zu sehr gebildet; ‚Civilisation' nennen sie das."

Hier hefteten sich die durchdringenden Augen der Frau auf Obrist und Hans Schmidt.

„Das wissen Sie selbst nicht, wie recht ich hab'," sagte sie kurz.

„Ich hab' es auch nicht gewußt, ehe ich hierher kam. Leben Sie eine Weile hier, und Sie werden fühlen, welcher Unterschied zwischen euch und hier besteht, da wird's Ihnen wie Schuppen von den Augen fallen. — Untertauchen thut man, wie in einer gesunden Flut, sage ich Ihnen. Bleiben Sie nur, lernen Sie es kennen — das ist besser, als wenn Sie draußen sitzen und überstudieren sich, um die Weisheit an allen Zipfeln zu haben."

„Ja, was meinen Sie?" sagte der Rittmeister, „die Brunquellin hat's durchgemacht. Und wir, die wir hier schon geraume Zeit stecken, wissen, was sie damit sagen will."

„Langen Sie zu!" forderte sie mit einem einladenden Blick auf, „und lassen sich's schmecken! Als ich hierher kam," fuhr sie fort, „bin ich im vollen Grolle gegen euch draußen hier angelangt. Und zwar kam ich hierher aus

dem Grunde, weil ein Mann von hier, den ich gar nicht kannte, durch seinen alten Freund mir hatte sagen lassen, daß er mir Wort auf Wort glaube, daß er Vertrauen zu mir habe und daß, wenn ich gewillt sei, er mich heiraten wolle.

„Damals war mir das eine gute Botschaft, denn ich hatte keinen andern Gedanken, als: Nur fort — nur fort! Ich war so bös und so zornig und hielt euch alle miteinander für solche harte Herzen und gedankenlose barbarische Menschen und hatte in Dinge hineingesehen, die mir bis heutzutage das Blut kochen machen. Ich habe also hier den Gärtnermeister Brunquell geheiratet, dessen Vater schon hier lebte und starb. Mein Lebtag habe ich es nicht bereut — und ich will Ihnen in aller Kürze erzählen, weshalb ich mich auf und davon gemacht habe. Es ist heute beinah zum erstenmal," sagte sie lachend, „daß ich so unverfälschte und frisch angekommene Landsleute bei mir sehe, da ist mir's sonderbar zu Mut und alte Geschichten kommen wieder auf. So war's also! Ich stand von meinem siebzehnten Jahr an allein, mein Vater hatte mir ein so kleines Vermögen hinterlassen, daß ich zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel hatte, wie man sagt. — Ich mußte verdienen. Das war mir recht, weshalb nicht? Ich fühlte mich gesund und stark. Es fand sich ein Platz für mich als Wirtschafterin auf einem größeren Gute, so hatte ich es mir gewünscht. Mein Vater war Pächter einer ansehnlichen Wirtschaft gewesen, und ich hatte mein Lebtag nichts andres als pachten, wirtschaften, Sorge für Knechte und Mägde und dergleichen im Kopfe gehabt. Ich lebte so sparsam und zuträglich wie ein Hamster, und meine größte Freude war, daß mein Kapitälchen mit jedem Jahre runder und wohlhäbiger wurde. Von den Zinsen kam nie etwas ab, hingegen wurde der größte Teil meines Gehaltes jähr-

lich dazu gelegt. Ich war eine bedächtige junge Person, machte keinerlei Aufhebens von meiner Jugend, sondern lebte wie eine Alte schlecht und recht und außerordentlich würdig.

„Ein junger flotter Herr, ein Apothekersohn, lernte auf unserem Gute die Landwirtschaft mit Hängen und Würgen. Ich machte im stillen meine Glossen über ihn und meinte, daß er zur Landwirtschaft passe wie der Sattel auf die Kuh. Er seinerseits machte über mich seine Betrachtungen, die darauf hinausliefen, daß er mich für eine praktische, für ihn besonders nützliche Person hielt. Seine landwirtschaftlichen Kenntnisse waren soweit gediehen, daß er eine tüchtige, sachverständige Frau auf dem Gute, das sein Vater für ihn pachten wollte, als ganz vorteilhaft ansah. Zu meinem größten Erstaunen machte er mir eines Tages einen Heiratsantrag mit einer wunderschönen Liebeserklärung, und da er ein hübscher und gutmütiger Mensch war, zeigte ich mich nicht abgeneigt, ging mit mir zu Rate und gab ihm mein Jawort. Es machte mir Freude, auf einem Gute die Herrin zu spielen, und ich dachte: „Wart' nur, sind wir erst bei einander, sollst du mir schon ein tüchtiger Landwirt werden." In den ersten Tagen unseres Brautstandes brachte ich es dahin, daß er seine wildledernen Handschuhe daheim ließ, wenn er hinaus aufs Feld ging, um nach den Arbeitern zu schauen, und ich ließ mir seine schönen Redensarten gefallen —

„Auf unserem Gute ging ein junges Mädchen ein und aus, eine Näherin, die aus der Stadt hin und wider kam, tagelang blieb und ihre Arbeit verrichtete, ein junges, allerliebstes Ding, schnippisch und lustig. Wo eine Fiedel klang, war sie dabei, wenn sie nur über den Hof ging, drehte sie sich, und unsere Leute hatten sie Tanz-Malchen genannt. Sie hatte so langes braun-rötliches Haar und

ein rosiges Gesicht. Es war eine Schönheit. Ich habe sie mir, wenn sie an den Mägden, die ich beim Butterkneten beaufsichtigte, vorüberging und stehen blieb, um zu schwatzen, oft betrachtet und gedacht: so verlohnt sich's doch noch, ein Frauenzimmer zu sein. Da sagte ich einmal zu meinem Bräutigam, als Tanz-Male über den Hof lief: ‚Nun schau' dir das Ding an, das wäre eine für dich gewesen, für dich, aber nicht für deine Wirtschaft.‘ So etwas sagte ich. Da lachte er und lachte so auffallend und anhaltend, daß es mir kurios vorkam. Er hatte manchmal so etwas Ausgelassenes an sich, was mir nicht gefiel, so etwas im Lachen, als könnte es ihn zersprengen. Für andre Leute mochte sein Lachen gar so auffallend nicht klingen. Mir klang es aber dumm, auch damals, als ich ihm die Tanz-Male zeigte. Ich hatte das Mädel gern. Sie bekam auch mancherlei zu verdienen durch mich. Da fiel es mir einmal auf, daß sie eine lange Zeit nicht auf das Gut gekommen war. Ich fragte die Mägde deshalb, die schauten mich so kurios an, ein paar dumme Gänse kicherten und zischelten untereinander, ein paar zogen lange Gesichter, und ich erhielt keine Antwort.

„Gerad deshalb aber, weil die Weibsbilder mir die Antwort schuldig blieben, war ich dahinter her, zu erfahren, was es damit auf sich habe. Ich erfuhr, daß mein Bräutigam das Mädchen unglücklich gemacht hatte, und daß dieses wegen versuchten Kindesmords verhaftet war. Eine Magd sagte mir dies alles, die mir in der Dämmerung in den Hof nachgeschlichen war. Wir standen an der großen Miststatt, aus der der Dampf aufstieg. Es war streng kalt. Ich hielt mich mit beiden Händen an eine alte eisenbeschlagene Wagendeichsel, von der die Eiszapfen lang herabhingen. Die Magd sagte: ‚Sie werden sich die Hände erfrieren, Mamsell, thun Sie sie von der Deichsel. Lassen

Sie sich's nicht zu Herzen gehen. Die hat ihre Strafe dahin.'

„Mein Bräutigam war nicht mehr auf dem Gute, sondern hatte seine Pacht schon angetreten. An seinem ganzen Wesen fühlte ich, wenn ich es nachträglich überdachte, daß da manches konnte vorgegangen sein, was ich nicht ahnte. Ich erwartete ihn. Es war am andern Morgen, als er zu mir kam. Ich sah ihn über den Hof kommen — hübsch und kräftig, wie er war, in gutsitzender Kleidung, wie immer. Ich schloß die Augen. Jetzt trat er über meine Schwelle und wollte mich küssen wie sonst. Da sagte ich: ‚Ist das wahr, was man sich hier erzählt?' — Eine Scene folgte, wie sie unter uns Menschengeschöpfen gang und gäbe ist. Man wußte nicht mehr in allem Durcheinander der Gefühlsausbrüche, war es Schwäche, Feigheit, Vernunft, Thorheit, Unsinn, Berechnung, Treue, Lüge, was aus dem Manne sprach. Ich wußte nicht, was ich glauben sollte, doch blieb ich während alledem ruhig. Ich weiß nur, daß ich wieder und wieder fragte: ‚Nun, und das Mädchen, was wird aus ihr, ums Himmelswillen?' Da trat mein Bräutigam mit dem Fuße auf, seine Augen leuchteten vor Wut. ‚Meine Geduld ist zu Ende, ist zu Ende!' rief er. ‚Gibt es denn nicht leichtsinnige Weibsbilder genug!' Während er noch sprach, war mir's, als packte mich etwas am Herzen und risse daran. Ich starrte den Menschen an, der vor mir stand.

„‚Und so redest du,' schrie ich, ‚von der Mutter deines Kindes, von dem Mädchen, das du elend gemacht hast! Du — du —!'

„Ich habe mir damals bei der Armen Eingang zu verschaffen gewußt. Bis zu ihrem Ende bin ich bei ihr geblieben. Die hohe Obrigkeit hatte einen Arzt geschafft; aber zu spät, nachdem sie das arme Weib zu Tode geängstigt

hatte. Sie starb als eine Verurteilte. Sie hatten sie zum Zuchthaus verurteilt. Ich höre noch immer ihre Stimme, ihre Worte, wie sie vor sich hinmurmelte: ‚Ich weiß nicht, was sie wollen.‘

„Ihr Kind hat sie mir anempfohlen; der arme Narr hatte das Kind dem Pfarrer vor die Thür gesetzt, weil sie meinte, da wär's gut aufgehoben. — Die weisen Herren aber haben ihr bewiesen, daß sie es haben erfrieren lassen wollen. Und ich habe die arme Kreatur zu mir genommen. Ich hätte es nicht anders thun können. Aber nicht genug, daß sie die Mutter des Kindes zu Tode gehetzt haben, die, die sich des Kindes annahm, wollten sie ebenso bis zur Verzweiflung treiben. Ich mochte von dem Kinde nicht lassen, da verlor ich meine Stelle darüber. Die Leute, die genau wußten, wie alles zusammenhing, wollten keine unklaren Verhältnisse bei sich dulden, wie sie sich ausdrückten. Ich ging. Aber wo unterkommen? Ich fühlte, wie sich um meine Person allerlei Gerüchte zu verbreiten anfingen. Ich kam zurück in meine alte Heimat und wurde von jedermann scheel angesehen. Thüren, die mir offen gestanden hatten, schlossen sich vor mir. Man schaute mich über die Achsel an; in desto größerem Trotze lebte ich. Ich hätte nun gerade von dem Kinde nicht gelassen. Es gedieh zu meiner Freude.

„Ich war eine noch junge, ruhige und kräftige Person, als ich das erlebte, und ich konnte das jämmerliche Ende der Mutter meines Pflegekindes nicht vergessen. Jede verheiratete Frau, die sich in ihren Rechten wichtig that, erschien mir widerwärtig, als lebte sie auf Kosten der armseligsten Geschöpfe. Wie ist es denn nur möglich, daß alles so besteht, wie es besteht? dachte ich. —

„Ich hätte groß sein mögen wie ein Turm und hätte eine Stimme haben mögen wie zehn Löwen, damit man

mich sehen müßte und das hören müßte, was ich sagen würde. Mit Zorn fühlte ich, daß meine Gefühle nicht aus dem Herzen gelangen konnten, daß ich niemand hatte, der hörte, und daß ich eine arme, schwache Person war, der man Verdächtigendes nachsagte oder die man für thöricht und Gott weiß was sonst noch hielt. Ich begann mich unglücklich zu fühlen. Da ich von dem Kinde nicht lassen wollte, wurde ein reichliches Verdienen unmöglich. Wer hätte mich aufnehmen mögen? Ich mußte die mir zusagende Beschäftigung, das lebendige, lustige Wirtschaften aufgeben und war auf den Verdienst durch Näharbeit angewiesen, das sagte mir nicht zu. Meine Lebenskräfte ließen nach, und es hätte vielleicht bald übel um mich ausgesehen. Da begegnete mir eines Tages der Vater unseres Rittmeisters hier, ein alter Freund meines Vaters, der in einer Nachbarstadt wohnte, der begegnete mir und sagte: ‚Höre, Lore, ich war eben dabei, dich aufzusuchen. Was hast du denn gethan? Weißt du denn, was die Leute von dir reden?‘ ‚Das weiß ich!‘ sagte ich. Er begann mir Vorwürfe zu machen und ins Gewissen zu reden, schließlich rückte er mit der Hauptsache, derentwegen er mich hatte sprechen wollen, heraus. Ein Freund von ihm, der in Konstantinopel wohnte, hatte bei ihm angefragt, ob er ihm eine deutsche Frau verschaffen könne, eine, die sich nicht scheute, einer großen Wirtschaft vorzustehen. Der alte Freund meines Vaters hatte ihm erwidert, daß er sehr wohl eine wisse, hatte ihm erzählt, was er von mir gehört, hatte ihm erzählt, daß er mich zuversichtlich für ein braves Frauenzimmer halte, hatte ihm aber nicht verschwiegen, was die Leute von mir redeten. Gott weiß, was er noch geschrieben haben mag! Kurzum, mein guter Bekannter hatte einen Brief in der Tasche, in dem die Anfrage an mich gestellt wurde, ob ich mich dazu verstehen würde, die Frau des

Gärtnermeisters Brunquell in Konstantinopel zu werden. Der Mann gefiel mir ausnehmend gut, die Art, wie der Mann schrieb, auch, und es währte nicht lange, da hatte ich mich entschlossen und machte mich mit meinem guten Kinde auf die Reise. Und wir beide haben es unser Lebtag nicht zu bereuen gehabt."

„Ihre Tochter lebt jetzt hier?" fragte Hans Schmidt.

„Natürlich! Wo denn sonst?" antwortete die Brunquell. „Mein Mann hat das kleine Ding Ferdös, das ist Paradies, genannt. Jetzt ist sie ein großes Mädchen geworden."

Dreizehntes Kapitel.

Fortsetzung des Abends, an dem ein jeder seine Zunge nach Herzenslust spazierenführt. Ein Granatapfel fällt von der Decke, zerspringt. Ferdös und der alte Iskender musizieren. Der verliebte Jacot. Das Meer leuchtet. Hans Ludwig Schmidt stolpert und behauptet, daß Obrist in einem Waschbecken stecke.

„Teufel auch," sagte der Rittmeister, „Frau Lore Brunquell war kein übles Frauenzimmer. Ich kenne die Geschichte natürlich längst, aber mag es sein, wie es will — jedesmal wenn ich sie wieder höre, denke ich: Thue es ihr einmal einer nach, so der Welt zum Trotz auf seinem Kopfe bestehen."

„Bravo," rief Obrist, „bravo!" Er nahm sein Glas und stieß mit dem Rittmeister an.

Durch die offenen Fenster leuchtete die wundervolle Gegend herein, das blaue Meer, das bei untergehender

Sonne in Farbenwechsel strahlte. Die grünen, mächtigen Feigenbäume, die schattigen Schirme der Pinien, die Cypressen, die, wie aus schwarzem Marmor gehauen, wie Felsen in den durchsichtigen Himmel hineinragten.

Die beiden Freunde nahmen jetzt lebhaft teil an der Unterhaltung. Sie wurde immer frischer. Das ursprüngliche, rücksichtslose Denken der wunderlichen Leute berührte Obrist wohlthätig.

Der schweigsame Iskender, der sich in seinem zerrissenen, hundertfach geflickten Kaftan hier vollkommen am Platz fand, sagte ruhig, als es ihm genehm war zu sprechen: „Lore Brunquell, ich bin sehr neugierig, ob Sie dabei bleiben, die Ferdös gut zu verheiraten, das heißt an einen Muselmann. Ich will sehen, ob auch Sie nichts thun als Redensarten machen?"

„Da seien Sie ruhig," erwiderte Lore Brunquell, „was ich über sie bestimmt habe, das ist bestimmt."

„Eh bien," brummte Iskender. „Ich werde es mir merken. Ich werde Sie daran erinnern."

„Das ist der Lehrer von Ferdös," erläuterte der Rittmeister und zeigte auf Iskender.

„Ja, ich bin der Lehrer," bestätigte dieser, „und ein Fakir, das heißt Bettler — und ein Lump," setzte er mit größter Gemütsruhe hinzu.

„Er ist ein Afghane, ein Inder," sagte Lore, „ein schlechter Muselmann, er trinkt zuweilen und ist zerrissen und schmutzig, mir aber lieber als irgend ein geleckter Weisheitskrämer. Er spricht und schreibt zehn Sprachen und kennt die Musik wie der Teufel."

„Sie hat ihn von der Straße aufgelesen," sagte Iskender trocken. „Sie ist keine schöne Frau, aber eine gute Frau, das heißt eine kluge Frau."

In dem Augenblicke that sich die Portière auseinander

und der blonde, runde, rötliche Kopf eines ungefähr dreißigjährigen Mannes schaute herein, ein hübscher Kopf mit kleinen blauen Augen und einem schlaff herabhängenden Schnurrbärtchen.

„Jacot!“ rief der Rittmeister. „Gott grüß' Sie!“

Lore Brunquell streckte dem Eingetretenen die Hand entgegen und stellte ihn den beiden Fremden vor:

„Das ist unser Jacot,“ sagte sie.

Der Afghane hielt ihm sein Glas hin.

„Rittmeister —“ fragte Jacot, ohne auf den Afghanen zu achten, „es ist also wahr, daß Sie wieder nichts ausgerichtet haben, wieder Geld zugesetzt und weiter nichts?“

„Natürlich,“ antwortete der Rittmeister.

„Was macht's Ihr denn nur — was macht's Ihr denn nur?“ Jacot ahmte die Verschwendung mit runden „s“ wie es schien dem Rittmeister nach. Er mochte es von ihm angenommen haben und er hatte einen wunderlich herzlichen Ton in der Stimme. „Ich habe derweile allerlei für Sie aufgespürt. Ihr sollt's sehen! Ihr sollt's sehen!“ Er schlug mit der Faust auf den Tisch. „Hopsa, wir machen's schon!“ Jacot hatte feste, viereckige Hände und seine kurzen Finger sahen aus wie zehn Daumen.

„Jacot,“ sagte Lore Brunquell zu Obrist gewendet, „ist ein Diamant, der läuft für alle Welt und hilft aller Welt. Wenden Sie sich nur immer an ihn, wenn Sie etwas wünschen.“

„Jacot ist ein Diamant,“ sagte der Afghane ruhig; „aber wenn ich deutsch spreche, berlinisch, muß ich sagen: Jacot ist ein Weißbier, eine Krautwurst, wenn man mich soll verstehen. Ich kenne Berlin.“

Mit Jacot war ein gutmütiges, behagliches Element

in die Gesellschaft gekommen. Er schwatzte viel mit der kleinen Frau des Rittmeisters, nahm sich die Freiheit, diese mit großem Wohlgefallen und allerlei Seitenblicken auf den Rittmeister „Mausi“ zu nennen, und hatte daran augenscheinlich eine Befriedigung.

„Er ist ein verliebter Mensch,“ sagte der Afghane auf seine mürrische Weise, mit der er die ganze Gesellschaft zum Lachen reizte.

Jacot trank ein Glas Wein nach dem andern, legte beide Arme auf den Tisch und hörte stillvergnügt auf die Unterhaltung der andern. Sie kamen eifrig auf die Landes- und auswärtigen Gesetze zu sprechen. Obrist fragte dies und jenes. Jacot unterbrach nach einiger Zeit sein beschauliches Schweigen und sagte, ohne sich aus seiner bequemen Stellung zu bewegen:

„Wir haben hier all' unsere Schicksale, wie andere Leute auch, aber wir marschieren nicht wie die anderen in Reih und Glied vorwärts. Wir sind hinter der großen Armee liegen geblieben und jeder läuft seine eigenen Wege, Umwege und Querwege, die womöglich nie ans Ziel führen. Ich zum Beispiel,“ sagte er zu Obrist gewendet, „war früher Pfaff', bin davongegangen, hier hergekommen nach hundert allerlei Versuchen, hab' fünf Jahre auf eine Stelle gewartet, seit acht Wochen hab' ich eine, so eine einigermaßen. Der Rittmeister läuft sieben Jahr hier umeinander und der Afghane läuft, aber der Mensch, der Rittmeister, lernt nie und nimmermehr die Sprache hier vernünftig. Ich weiß nicht, was für einen Kopf er haben muß, und so bekommt er keine Stelle, wenn nicht ein Wunder geschieht; aber glauben Sie, der Mann ginge heim? Nie! Dem gefällt's hier, dem thut die Freiheit hier wohl, und wenn er verhungern muß, hat er doch eine Freiheit!

„Nicht wahr, Rittmeister?“ Jacot schlug ihn mit seinen fünf Daumen auf die Schulter.

„Ihr spracht's gewiß schon davon, daß man sich hier nicht so wie draußen am Pranger fühlt. Der Rittmeister ist darin groß, hat gewiß schon gesagt, was sie jetzt für eine Erfindung bei euch machen; so etwas hat er immer im Kopf. — Hat er's denn noch nicht gesagt? Das sollte mich sehr wundern. Einen Luftmesser haben sie jetzt,“ fuhr Jacot fort, „den ein jeder mit sich umhertragen muß, damit man weiß, wieviel der Mensch täglich Reichsluft einatmet. Das Ding ist am Hals festgemacht und pfeift, wenn das steuerpflichtige Quantum voll ist, und wenn es pfeift, heißt es spornstreichs aufs Steueramt laufen, und wenn es auf der Straße pfeift, und es pfeift eine Viertelstunde lang, kommt gleich der Polizeispitzel gestürzt und bringt den Delinquenten—“

„Delinquenten,“ schaltete der Rittmeister ein, „heißen jetzt so gut wie alle —“

„Dahin, wo er hingehört. Und wenn einer um des furchtbaren Lärmens willen sein Pfeifel zudrückt, dann kann er fürs Leben unglücklich werden, dann hat er des abschreckenden Beispiels halber, weil die Sache halt gar zu verlockend ist, bis in die Ewigkeit zu sitzen oder zu zahlen. Hört!“ rief Jacot, „es ist hier gut sein, man ist hier ein Mensch mit freiem Willen und keine registrierte Zahl wie bei euch, der Rittmeister sagt's so — und ich glaub's. Und die Menschen mit Herz und Willen treiben es auch nicht schlimmer, als bei euch die Zahlen in Reih und Glied. — Im Gegenteil, ich lobe mir die Menschen!“

Jacot goß sein Glas hinunter.

„Der junge Mann trinkt zu viel, es wird sein Tod sein,“ brummte der Afghane.

„Freilich,“ rief der Rittmeister, „hab' ich's unseren

Gästen gesagt, wie's hier steht! Aber wenn ich's so aus vollster Brust gesagt hätt', wie mir's ums Herz ist, wenn ich an unser gelobtes Land denk', in dem wir stecken, so wäre es ihnen kurios vorgekommen, Teufel auch, sie hätten gemeint, daß es bei mir im Oberstübel nicht so ganz geheuer wäre. — Was stellt ihr euch denn vor, wenn so zwei daherkommen aus dem Mittelpunkt aller Civilisation und wunder meinen, wie herrlich, wie unerhört gut, wie moralisch — wie Gott weiß was es bei ihnen daheim ist, wo jeder Pflasterstein wissenschaftlich gelegt ist, wo alles so vortrefflich ist, daß der, der nur am allergeringsten etwas auszusetzen hat, sich halt als einen ungebildeten, unreifen Menschen zu zeigen Gefahr läuft. Ich werd' mich hüten," rief der Rittmeister — „Teufel auch!

„Wenn ich dann g'sagt hätt': Schaut's, — was meint ihr wohl: hier in dem Land, das von aller Welt über die Achsel angeseh'n wird — das ist eine sonderbare Sach', da kann der Reiche dem Armen zum Beispiel nicht zu Leibe rücken, wie bei euch — da gibt's nichts von Pfändung, nichts von Verklagen, da steht das Gesetz so ganz unschuldig auf seiten des Armen, auf der Seite dessen, der nichts hat — nichts geben kann, als müßt' es so sein, und kämpft für ihn und sagt: Was, du Reicher, du willst deinen armen Menschenbruder verklagen, weil er dir nicht zahlt — oder aus dem Hause werfen, weil er den Mietzins nicht geben kann, dös wär nit schlecht! — was für ein Elender bist du? Hat dir Gott umsonst seine Gebote gegeben? He?

„Und ihr sollt's sehen, der Reiche zieht den kürzeren — muß den Armen im Haus behalten und ihm die Schuld erlassen — darf nicht drängen — und thut's auch nit — darum, weil es ihm halt nichts nutzt und nur schaden könnt' vor Gesetz und Menschen. In der Achtung würd'

er nit groß steigen und sein' Straf' bekäm' er überdies auch noch.

„Daß hier nit gesauft wird, das hab' ich den Herren schon auseinandergesetzt und daß ich mit Leib und Seel' ein guter Moslem bin, auch. Daß der Iskender trinkt, das ist seine Sach'. Hat schon Straf' genug darum gelitten — nit wahr, alte Haut? Aber den habt's ihr auf dem Gewissen, ihr Europäer, er ist Jahre lang in Europa gesteckt, und von aller Herrlichkeit, die er da mit heimbracht hat, ist nur das Saufen geblieben.

„Aber die echten, rechten Moslem, die lob' ich mir! — Wenn ihr hier auf den Straßen geht, werdet ihr es ja sehen, was halt für eine Zartheit, für eine Gutartigkeit in dem Volke liegt, wie sie ihren Gesetzen gehorchen, wie gute Kinder, und wie klug diese Gesetze sind, daß sie niemand allzuschwer drücken.

„Ja und mit den Weiberln," rief der Rittmeister wieder wie damals in der Kajüte, „da müßt's ihr die Brunquellin hören, die wird's euch sagen, und wenn sie alles gesagt hat, was sie zu sagen hat, so wird der langen Rede kurzer Sinn sein, paßt's auf: ‚Wie ich dasitz',‘ wird sie sagen, ‚ich geb' meine Ferdös nimmermehr einem von euch, nur einem guten Moslem geb ich sie.‘ — Und das thut sie, paßt's auf."

„Rittmeister — was reden Sie da!" sagte die Brunquell ruhig. „Freilich thue ich das, was Sie sagen, wenn Gott will — aber was sollen die Herren von uns denken, die die wunderlichsten Begriffe von der Weiberwirtschaft hier haben und meinen werden, ganz wie Sie vorhin sagten, daß wir Narren sind oder Gott weiß was noch Schlimmeres.

„Hören Sie mich," sagte die Brunquell. „Ich bin aus meiner Heimat gegangen, weil ich mich nicht wohl dort

fühlte — Sie wissen das jetzt — weil es mir heiß zu Kopfe und zu Herzen gestiegen ist, wie schlecht es euere Gesetze mit uns armen Weibern meinen — ich bin eine heftige Person, und die Gefühle in mir sind gerade so stark, daß sie Kraft hätten, mich zu zersprengen und zu zerreißen. — Das sag' ich halt so nebenbei. — Glauben Sie mir, wie ich hierher kam und die Dinge so kennen lernte, wie sie hier sind — da ist mir das Herz völlig aufgegangen, freilich gibt es hier auch Uebelstände über und über genug, wie auf Erden allerorten — aber hören Sie mich: Es gibt hier keine unehelichen Kinder, keine verlassenen Mädchen, keine schlechten, liederlichen Frauensperſonen — es gibt keinen Vater, der das Herz hätte, sein Kind oder die Mutter seines Kindes zu verleugnen oder zu verlassen, oder der sich weigern würde, beide zu ernähren und zu behüten mit allen Kräften, die ihm zu Gebote stehen. — Es gibt keinen Mann, der die Macht hätte, das Eigentum seines Weibes anzurühren. Was die Frau verdient oder besitzt, darüber hat einzig sie das Recht. Die jungen Mädchen jedes Standes hier sind behütet wie Edelsteine; nichts, keine Gefahr kann an sie herankommen. Sie leben in unschuldigster Harmlosigkeit, da ist kein Jagen, kein öffentliches Streben nach dem Manne — gar nicht. Was wäre da alles zu sagen!"

„Ja, aber," sagte Hans Schmidt, „die Vielweiberei doch!"

Lore Brunquell blickte ihn ruhig an. „Mein einstiger Bräutigam hatte diejenige, die vor Gott doch sein Weib war, und ihr Kind — sein Kind verlassen, zu Grunde gerichtet, niemand hätte es ihm verargt, wenn er nun mich, seine Braut, geheiratet hätte. Er wäre, wie die Leute sagen, zu Vernunft gekommen, hätte schimpfliche Bande gelöst und wäre ehrbarere eingegangen, wäre ein solider Ehemann geworden.

„Ich sage nichts weiter, verteidige nicht, beschuldige

nicht. Es wäre auch etwas Rechts und bedeutete etwas Rechts, wenn das ein altes Weib thun wollte. Uebrigens wollte ich noch hinzusetzen, ist es eine Seltenheit immerhin, wenn hier zu Lande ein Mann mehrere Frauen hat, es läßt sich das denken, denn es ist kostspielig — kostspieliger und seltener als eure Vielweiberei draußen.

„Ach es lohnt sich ja gar nicht zu reden, wer es verstehen will, versteht's schon. Sie werden hier schon selbst mancherlei sehen, was Ihnen zu denken gibt."

„Aus allem, was hier gesprochen wurde, fühle ich manches Gute heraus, und es scheint, daß hier ein zarteres Gemütsleben ist als bei uns, daß in den Gesetzen wunderlich Rücksicht auf das Menschliche genommen ist. Prächtig, wie dem Armen, dem Schuldner das Recht gesprochen wird. Es dringt einem zum Herzen, wie aus einer bessern Welt," sagte Obrist.

„Ich habe einmal ein uralt indisches Gesetzbuch gelesen, so ein sechstausend Jahr vor Christo mag es geschrieben sein. Dies Buch hat mir einen ähnlichen Eindruck gebracht, wie ich ihn jetzt habe. Es hat mir lange in den Gedanken gelegen. Unsere Einrichtungen erschienen mir grob und roh dagegen. Ich war erstaunt, welche Rücksicht, welche Feinheit, welches Durchdachtsein da herrschte. Nur wenige Züge stehen mir daraus in der Erinnerung.

„Es handelt sich z. B. darum, wer als Zeuge zulässig ist und wer nicht. Da heißt es: Niemand soll als Zeuge zugelassen werden, der leicht zu beeinflussen ist, als da ist: ein Kind, ein Weib, ein Alter über siebzig Jahre, ein Schüler und niemand, der körperlich krank ist, und kein Neuvermählter, Verliebter, und keiner, der einen weiten Weg gemacht hat und nur an Ruhe und Speise und Trank und Schlaf denkt — und keiner, der gut zu erzählen weiß."

„Gut," rief der Rittmeister, „gut. So ist es hier. Glauben Sie mir, so ist es hier! Glauben Sie's mir!" Der Rittmeister war ganz Eifer.

„Weiter!" sagte Obrist. „Geschieht aber ein Mord oder ein sonstiges Verbrechen in einem einsamen Hause oder an einem einsamen Orte, so soll ein jeder Zeuge sein dürfen: ein Kind, ein Greis, ein Schüler, ein Betrübter, nie aber — ein Feind. — Es ist nichts Fabrikmäßiges, wie es unsre Civilisation uns unbedingt eingebracht hat, und Unindividuelles in solch einem Gesetze zu spüren. Auf Eigenarten, Beanlagungen, ja Stimmungen ist Rücksicht genommen. Zum Beispiel, weil wir vorhin bei dem Thema waren: Die Gesetze befehlen dies und jenes, wie sich der Mann zu seiner Frau halten soll; zuletzt heißt es: Ihr sollt eure Weiber erfreuen und eure Töchter, damit das Haus ein frohes Ansehen habe, Blumen, Schmuck und schöne Gewänder sollt ihr ihnen geben, damit sie fröhlich seien.

„Es ist nicht zu leugnen, daß unsere Gesetze gegen diese etwas Starres, Undurchgeistigtes haben. Bei uns bleibt immer dem Barbarentum Thor und Thür geöffnet. Manu, so heißt der alte indische Gesetzgeber, verlangt, daß der Mann sein Weib mit milden und formvollen Worten leite, daß er sie erfreue, wo immer er könne. Wehe dem, der die Hand gegen sein Weib erhebt. Bei uns ist dem Manne, wenn ich nicht irre, körperliche Züchtigung gesetzlich gestattet; damit ist jede Roheit freigegeben. Ich kann Ihnen versichern," wandte er sich an Lore Brunquell „das unharmonische Ding, das wir Civilisation nennen, hat mich oft lachen gemacht, und ich verstehe vollkommen, daß einer geraden Natur, wie der Ihren, Zorn und Kampf zu Kopfe steigen kann, wenn sie unser modernes Barbarentum, das auf raffinierte Lebensbedürfnisse Anspruch macht, durchschaut!"

„Hören Sie!" sagte Lore Brunquell zu Obrist gewendet, „Sie können hier in Stambul bleiben, bleiben Sie nur. Was wollen Sie in Pera? Jacot sucht hier eine Wohnung, wo Sie Ruhe haben und arbeiten können. Sie wissen noch gar nicht, wie schön es hier ist, bleiben Sie nur."

„Gut," sagte Obrist, „uns ist's recht."

„Bekommen wir denn heute Ferdös gar nicht zu sehen?" fragte der Rittmeister. „Wollen Sie denn Ihre Tochter den Fremden nicht vorstellen? Wenn sie ihren Muselmann erst hat, wird der sie schon versteckt halten."

„Ich werde sie holen," erwiderte Lore Brunquell, stand auf und ging aus der Thüre.

„Jacot! Jacot! Sie Schnackerl!" sagte der Rittmeister und klopfte ohne weitere Veranlassung dem jungen Manne auf die Schulter, ungefähr wie einem Pferde, das man beruhigen will.

Nicht lange währte es, da kam die Brunquell zurück und führte an der Hand ein junges Mädchen von weichen, runden Formen, das in einen weißen, zartfaltigen Kittel gehüllt war, der durch einen hellen Gürtel festgehalten wurde. Ein weißes Schleiertuch hatte sie über den Kopf geworfen, so daß es das Haar verdeckte. Um den Schleier war eine Kante von roten Sternen eingewebt. Alles wunderbar naiv.

Das Mädchen schlug, als sie eintrat, die schönen dunkeln Augen auf. Sie hatte ein ruhiges, einfach geschnittenes Gesicht und wundervolle Haut, wie bräunlicher Samt.

Sie schaute erstaunt um sich, als sie die Fremden sah.

„Das sind unsere Gäste, Ferdös," sagte Lore Brunquell. Da ging sie um den Tisch und gab einem jeden die Hand.

Zu dem Rittmeister sagte sie: „Es ist gut, daß du zurückgekommen bist. Wir haben uns nach dir gesehnt.“

Jacot reichte sie auch die Hand, der schaute sie wie versunken währenddem an.

Der Anblick des weißgekleideten Mädchens mit dem unschuldigen, schlichten Schleierchen über dem Haar war von rührender Reinheit.

Man hatte den Eindruck, als hätte Lore Brunquell eine große weiße Blume mit ins Zimmer gebracht.

Hans Schmidt flüsterte Obrist ganz erregt zu: „Das ist etwas Wundervolles.“

„Setz' dich zu Iskender,“ sagte Lore Brunquell. Das Mädchen rückte sich einen Stuhl neben ihren Lehrer.

Sie saß lange still, während man sich um sie her unterhielt. Darauf sah man, wie sie dem Afghanen ein paar Worte zuflüsterte. — Dieser nickte zustimmend.

Das Mädchen richtete ihre Augen auf die Gäste und fragte mit einer Stimme, als sagte sie etwas, was ihr sehr am Herzen läge: „Wie geht es dem alten deutschen Kaiser?“

Obrist sah wie erstaunt, lächelnd auf das Mädchen.

„Sie liebt den alten Kaiser,“ sagte Lore Brunquell. „Sie hört gern von ihm erzählen.“

„Sehr gern,“ sagte Ferdös kurz.

Obrist erzählte ihr von ihm, was er glaubte, daß sie interessieren würde.

„Es ist sehr schön, wenn ein hoher Mensch nicht stolz ist,“ sagte sie nachdenklich. „Für einen König muß es leicht sein, gütig zu sein.“

„Weshalb?“ fragte Obrist.

„Das mußt du selbst wissen,“ sagte sie. „Für einen reichen Menschen ist es doch nicht schwer, wohlthätig zu sein; für einen armen sehr schwer.“

„Ganz recht,“ sagte Hans Schmidt.

„Wenn ein König,“ erwiderte sie, „etwas Gutes sagt, geht es durchs ganze Land und alle Länder, und wenn tausend und tausend arme Menschen eben so Gutes sagen, bleibt alles stumm.

„Ich habe als Kind immer gewünscht, ein König zu sein. —“

„Und jetzt nicht mehr?“ fragte Obrist —

„Nein,“ sagte sie, und ihre großen Augen strahlten wahrhaft von einem frischen Lächeln, das ihr ganzes Gesicht belebte. „Als Kind weiß man nicht, was man ist, da kann man alles sein. — Später merkt man's erst, dann kann man nichts mehr sein.“

„Nun,“ sagte Hans Schmidt „seien Sie zufrieden mit dem, was Sie sind.“

Ein Blick Lore Brunquells traf ihn, der ihn schweigen ließ. Das Mädchen war vornehm in jeder Bewegung, im Ausdruck ihres ganzen Wesens.

Jetzt wandte sie sich an ihren Lehrer Iskender.

„Ich habe die Mutter vorhin nicht verstanden,“ sagte sie, „sind die Gäste Verwandte von uns?“

„Freilich,“ sagte Iskender, „Alle, die hier ein und aus gehen, sind deine Verwandten.“

„So“ — antwortete sie lächelnd, „nur der, der mich zu seiner Frau nimmt, ist kein Verwandter, sondern — was denn?“

„Was denn?“ fragte Iskender, reckte sich in die Höh' und schaute sie an. „Was denn? Du sprichst wie aus der Nachtmütze, wie deine Mutter sagt.“

Sie lächelte.

Da fiel mit einemmal einer der Granatäpfel von der Decke herab und zersprang.

„Der ist noch frisch,“ sagte Ferdös, „das ist sonderbar!“

Sie kniete auf die Erde nieder und nahm die beiden zersprungenen Schalen in die Hand. Die rosa Früchte quollen wie durchsichtige Edelsteine daraus hervor.

„Das bedeutet etwas!" sagte Ferdös. „Es geschieht etwas. Das bedeutet, daß Reichtum kommt." Sie sah nachdenklich aus.

„Reichtum haben wir hier, Reichtum an so viel Frische und Leben, daß man davon für das ganze Dasein mitnehmen möchte!" sagte Hans Schmidt.

„Das verstehe ich nicht," erwiderte Ferdös.

Lore Brunquell lachte. „Ich verstehe es ganz wohl," sagte sie. „Mir behagte es heut abend auch.

„Es ist ein großes Glück, mit guten Leuten zu sprechen, die einen ausreden lassen und dabei nicht die Achseln zucken und die Nasen rümpfen, wenn sie merken, daß man aus dem Herzen heraus anfängt. — Aber das größte Glück ist doch, wenn man merkt, daß man einander gar noch versteht und nicht langweilt — das sind gute Stunden."

Ferdös kniete immer noch auf der Erde und hielt die Granatäpfelschalen in der Hand und die durchsichtigen Kerne.

„Ich werde die Früchte," sagte sie träumerisch, „auf jemand werfen, den ich am liebsten habe."

„So —" sagte Iskender. „Weshalb denn?"

Sie antwortete nicht und zielte mit den einzelnen rosigen Kernen auf Lore Brunquell, ihre Mutter, und verschoß den ganzen Vorrat auf sie, ohne daß diese von dem Angriff Notiz zu nehmen schien.

„Geh, mein gutes Herz," sagte sie, nachdem Ferdös ihren Vorrat erschöpft hatte, „und musiziere mit Iskender ein wenig."

Jacot aber hatte von den Kernen einige aufgefangen,

hielt sie in der Hand und betrachtete sie angelegentlich, und man merkte seine Absicht; er hätte um die Welt gern die Aufmerksamkeit des schönen Geschöpfes auf sich gezogen!

„Jacot, du verliebter Kater," flüsterte der Rittmeister ihm zu, „daß du mir keine Thorheiten machst!"

Als Ferdös sich vom Boden erhob, bemerkte sie die Kerne in Jacots Hand.

„Gib die Kerne her, du bist ein Dieb," sagte sie wie aus einem Märchen heraus. „Die waren nicht für dich bestimmt."

Sie nahm sie ihm ruhig aus der Hand ohne jeden Anflug von Scherz oder Schelmerei.

Jetzt folgte sie Iskender.

Im Nebenzimmer sah man, wie Iskender und Ferdös sich an dem Instrument, das zwischen den Fenstern stand, zu schaffen machten, — wie Ferdös aus einem Futterale eine Violine nahm und sie Iskender hinreichte, der sie zu stimmen begann. Ferdös nahm Platz vor dem Klavier.

Die Freunde konnten ihre Gestalt, ihr Profil sehen. Sie war ganz Hingebung. Ebenso der alte Iskender, der wie ausgetauscht zu sein schien. Das Mürrische, Abstoßende in seinem Wesen schien verschwunden. Sie spielten das Werk eines großen Meisters mit solch wunderbarer Reinheit, Einfachheit, paßten sich einander in ihrem Spiele so vortrefflich an, daß Hans Ludwig Schmidt, der ein großer Musikfreund war, seinem Erstaunen auf eine für ihn ungewohnt wortreiche Weise Ausdruck gab.

Der Anblick des Mädchens war so überraschend schön wie ihr Spiel.

Die gute Seele Jacot saß andachtsvoll da, ganz versunken. —

„Ich Elender — ich Elender!“ murmelte er zur kleinen Frau des Rittmeisters gewendet. „Ich fange alles an auf der Welt und bringe nichts zu Ende. Ich habe Mazurken komponiert, fünf Mazurken; bin ich verzweifelt, kommt mir immer eine Mazurka. — Auf den Tod meiner Schwägerin habe ich eine komponiert, die ist gut — ah — die sollten Sie hören. — Es ist närrisch, daß es immer Mazurken sind!“

„Nun hört den!“ flüsterte die blonde, zierliche Mausi, zu Lore Brunquell gewendet. „Der dichtet auf den Tod seiner Schwägerin eine Mazurka!“

„Thatsache — Thatsache,“ flüsterte Jacot eifrig, „ich kann nichts anders, als was sich von selbst macht. Für den Rittmeister macht sich's von selbst, daß ich lauf' und lauf', bis er eine Stelle hat — da schaut's, Herr Gott noch einmal, mit dem Weintrinken macht sich's von selbst, mit den Mazurken macht sich's von selbst — mit noch etwas, was Sie nicht wissen, auch, — damit erst recht.“

„Ja wohl,“ sagte Mausi, „Sie sind fein immer noch verliebt — das ist's,“ flüsterte sie lachend, „komponieren S' darauf doch eine Mazurka!“

In Jacots Gesicht trat etwas Starres, Lebloses. Er langte nach der großen Flasche Wein, die hinter ihm stand, goß sich ein und stürzte das Glas hinunter. „Ich bin eben ein Elender!“ sagte er mit einem ganz behaglichen Ausdrucke. „Mir für meine Person glückt nichts — aber ich bin ein guter Kerl — ein guter Kerl.“ Er nickte zustimmend zu seiner Bemerkung.

Inzwischen spielte der alte Lehrer „Diener und Vagabund“ mit seiner Schülerin, der Welt entrückt. Obrist lauschte wie im Traum.

„Siehst du, Heinz,“ sagte Hans Ludwig Schmidt,

„die Leute gefallen mir. Ich spüre hier eine Art von Herzlichkeit und Wahrheit heraus, die einem wie eine frische Quelle entgegensprudelt. Das sind närrische Leute. — Hast du vergessen, wie göttlich es draußen ist? — Und hast du vergessen, was für ein vortrefflicher Mensch ich bin?"

„Nein, nein," sagte Obrist, „ich weiß alles." — Ein friedvoller, ruhiger Zug lag währenddem über seinem Antlitz, und er drückte Hans Ludwig Schmidt die Hand.

Lore Brunquell rief Jacot zu sich heran und sagte ihm, daß er morgen in aller Frühe für die beiden Maler eine Wohnung suchen müsse.

„Das wird geschehen," erwiderte dieser ruhig.

Für die heutige Nacht wies Iskender den Fremden einen Raum zum Schlafen an, in einem Nebengebäude. Es war längst dunkel und Nacht geworden und zu spät, um zurück nach Pera zu gehen, denn mit Sonnenuntergang hört im Orient jeder Verkehr auf Straßen und Bahnen, zu Wasser und zu Lande auf.

Als sie miteinander durch den Garten gingen, um ihre Schlafstätte aufzusuchen, hatte sich ein heftiger Wind aufgemacht und ein wundervoller Anblick, den sie kaum fassen konnten, bot sich ihnen dar und überströmte sie mit geheimnisvollem Schauer. Das starkbewegte Meer leuchtete — die Wogenkämme glühten in phosphorischem Licht, bis zum Horizonte hin Tausende und Tausende sich heranwälzende Lichterscheinungen, die über tiefe undurchdringliche Dunkelheit hinrollten. Schweigend gingen die Freunde vorwärts. Der Garten lag dem Meere zu offen und war von diesem nur durch die zerklüfteten, zerrissenen alten Mauertrümmer, die Stambul umgeben, getrennt. Durch diese weiten Spalten und Räume schauten sie auf das wunderliche Wogenspiel. Der Zauber des Wassers, des Lichtes und der Dunkelheit

war ineinander verschmolzen und wirkte berückend und unvergleichlich.

Sie konnten sich kaum von dem Anblicke trennen. Dieses geheimnisvolle Lichtwogen, der frische, köstliche Wind, alles drängte sich ihnen an.

„Das ist unerhört schön!“ rief Obrist.

„Paß auf,“ sagte Hans Ludwig Schmidt, „es kommt auf dich, auf uns zu — halte, fasse alles — es ist dein, es ist unser! Wohl dem, dem reine, große Eindrücke zu teil werden. Heilige, geliebte Natur!“ rief Hans Ludwig Schmidt.

Bei ihm, der sich selten durch erhabenen Ausdruck die Seele frei machte, wirkte dieser Ausbruch seiner Gefühle tief, wahr und überraschend.

Obrist suchte nach seiner Hand, faßte sie und sagte: „Du lieber, treuer Mensch!“

Als sie miteinander ihr Zimmer betraten, in dem leichte Matratzen und Decken für sie auf die Erde gebreitet waren, sagte Hans Schmidt: „Ferdös ist in ihrer Einfachheit und unschuldsvollen Sicherheit eine Wundergestalt, viel mehr noch als es uns erscheint.“

Obrist goß aus einem schönen kupfernen Kruge, der auf dem Boden stand, Wasser in eine Waschschale, da strömte es wie blaue Feuerfunken heraus und sprühte leuchtend.

Man hatte ihnen neben einer Glasflasche mit Trinkwasser Seewasser hingestellt, das bei Meeresleuchten geschöpft war.

„Hier spricht alles zu den Sinnen und zum Herzen!“ sagte Obrist. „Es ist ein gesegnetes Land.“ Er löschte die kleine Oellampe, die einen schwachen, dämmerigen Schein verbreitet hatte, und goß den Krug, den er hochhielt, vollends in die Schale aus. Die feurigen Perlen sprangen

über den Rand, der Wasserstrahl leuchtete wie aus Mondlicht zusammengeflossen und aus der Schale strömte bläulicher Duft. „Draußen," sagte Obrist, „rauscht das weite leuchtende Meer, ein Ueberschwall von Kraft — und von demselben Stoff ein wenig, was wir hier in unsrer Macht haben, erfreut und entzückt uns. — So ist es — überall ist die ganze Kraft der Schöpfung ausgebreitet — unfaßbar, übermächtig, und ein klein wenig Schöpferkraft in uns, die uns selbst eigen gehört, berauscht und beglückt uns!"

Obrist hatte das warm und voller Leben gesprochen.

„Du glückseliger Esel!" rief Hans Ludwig Schmidt, stolperte über die auf der Erde liegende Matratze, die er in seinem Eifer nicht bemerkt hatte, und fiel so seinem Freunde ziemlich unsanft in die Arme und versetzte ihm im Fallen ein paar gehörige Rippenstöße. —

„Was hast du denn?" rief Obrist, den er an die Wand gedrückt hatte. —

„Ich? Du!" rief Hans Ludwig Schmidt, indem er sich wieder aufrichtete und zurechtrückte. —

„Was du eben sagtest, das ist's! Du bist gesund — du lebst! Die Beschränkung hat dich wieder! Du steckst wieder im Waschbecken! Du glückseliger Esel, du bist wieder Künstler!"

„Ruhig — ruhig!" — sagte Obrist — zog ein Büchschen mit Zündhölzern aus der Tasche und zündete die kleine Oellampe wieder an.

Vierzehntes Kapitel.

Sie gehen über Land, begegnen des Wunderbaren, Erfreulichen genug. Ferdös. Briefe.

Den andern Tag wurde mit Jacots Hilfe nach einer Wohnung gesucht, und diese fand sich in allernächster Nähe; ein leeres Haus mit großen Zimmern, unmittelbar an der See gelegen, auf der zu Fels gewordenen alten Stadtmauer, an der die Meereswellen anspülten. Die hohen Fenster des Hauses sahen in den Garten der Brunquell. Es war sogar ein Eingang vom Garten aus in das Haus.

Die Maler wählten ein Zimmer nach Norden, zu ebener Erde, mit dem Blick auf Feigen und Granatbüschen und dunkeln Lorbeer. Nach der See zu richtete sich ein jeder seine Ecke zum Schlafen ein. Die Brunquell sorgte für Decken, Matratzen, für ein paar Stühle und einen Tisch.

So waren sie Herren in einem großen, leeren Hause! Eine hölzerne Terrasse zog sich breit hinaus über dem Wasser hin. Der mysische Olymp, die blauen asiatischen Berge, die Prinzeninseln lagen vor ihnen und die Wellen umrauschten sie wahrhaft. Seeadler zogen weich und ruhig vorüber; Möwen schimmerten wie weißduftige Flaumfedern gegen den tiefblauen Himmel und Delphine kugelten sich wenige Schritte von der Terrasse im Meere. Auf der alten Mauer wuchsen Granatbüsche; ihr noch rötliches junges Laub leuchtete in der glänzenden Sonne.

Beide Freunde wurden nicht müde, von einem Fenster zum andern zu gehen, als wären sie mit diesem Hause vom Himmel herabgefallen und hielten zum erstenmal auf Erden Umschau.

Am Nachmittage fuhren sie mit dem Rittmeister in die Stadt, um ihre Koffer zu holen, und noch am selben Abend hatte Hans Ludwig Schmidt für sich und seinen Freund das Atelier hergerichtet. Bei Sonnenuntergang standen sie miteinander auf der Terrasse. Ein wahrhaftes Farbengewoge umgab sie. Die Wellen spritzten unter ihren Füßen an die Mauern und alles atmete Frische und Leben. Zum Abendessen fanden sich alle bei Lore Brunquell ein, und man plauderte wieder lebhaft und angeregt. Lore Brunquell gab ihnen guten Rat, wie sie den Tag hier am besten einteilen könnten, wie sie es mit den Mahlzeiten halten sollten. Sie schlug ihnen vor, daß sie für Essen und Trinken sorgen und ihnen dafür Rechnung führen wollte, und daß sie die Mahlzeiten in ihr Haus geschickt bekämen, damit sie ungestört wären. „Freilich," sagte sie, „freut es mich, wenn Sie des Abends hin und wider mit uns fürlieb nehmen. — In allem aber ganz so, wie es Ihnen paßt und recht ist."

Alles äußere Leben gestaltete sich für die beiden Freunde heimisch, mühelos und angenehm und sie waren freie und doch wohlversorgte Menschen.

Während des zweiten Abends, den sie bei Lore Brunquell zubrachten, kam Ferdös nicht zum Vorschein. Sie fragten nach ihr und Iskender sagte ihnen, daß sie tagsüber zerstreut und unaufmerksam während des Unterrichts gewesen sei und daß man sie mit einer Frau spazieren geschickt habe, da sei sie müde geworden und schlafen gegangen.

„Wie alt ist Ferdös?" fragte Obrist.

„Sie mag achtzehn Jahre alt sein," antwortete Iskender — „wird aber bis zu ihrer Verheiratung ihren vollen Unterricht beibehalten; die Mutter will es so. Sie soll nicht unbeschäftigt sein. Ferdös ist begabt, sie ist

außerordentlich begabt," setzte er auf seine trockene Weise hinzu.

„Wir haben ihr auch ein Stück Garten gegeben, da arbeitet sie. Sie führt ein Leben wie eine Blume," sagte Iskender, ohne sich weiter zu erklären, und lenkte seine Aufmerksamkeit von den Freunden ab.

Obrist und Hans Schmidt streiften in der Gegend umher. Ihr erster Gang, den sie hier machten, führte sie vor das Thor von Yedykulé. Sie traten hinaus ins Freie: eine grüne, weite Landschaft lag vor ihnen. Der Weg führte sie westlich an der gewaltigen Stadtmauer hin, die zersprengt und zerfallen, von Feigen und uralten Bäumen umwuchert, einen großen Eindruck machte. An der andern Seite des Weges dehnten sich dunkle Cypressenwälder aus, wie aus Marmor gehauen. Eine Größe und Einfachheit zeigte sich in der Landschaft, auf beide Freunde gleichmäßig ergreifend wirkend. Die Ausblicke in die gleichmäßig grüne Landschaft, darüber der dunkelblaue Himmel, all dies war einfach, ruhig und groß.

Obrist und Hans Ludwig Schmidt bogen den ersten Weg ab, der durch einen jener düsteren Cypressenwälder führte, die sich links des Weges ins Land hinein ausbreiteten.

Es war eine breite Straße, über und über mit Stroh bestreut. Wagenreihen, die mit schwarzen Büffeln bespannt waren, hielten hier. Diese mächtigen, grotesken Tiere lagen auf dem Stroh in träger Ruhe, über ihnen ragten die dunkeln Wipfel der Cypressen.

Soweit man sehen konnte unter den Bäumen, Leichenstein an Leichenstein aus schneeweißem Marmor. Jeder Stein schlank aufgerichtet.

Weiber in weißen Schleiern wandelten unter den Cypressen, würdige Türken mit ihren kleinen Söhnen saßen

auf den Sockeln der Grabsteine, vor sich ein Tuch ausgebreitet, auf dem Obst, Brot und Käse lag, und sie verzehrten so miteinander auf dem Grabe ihrer Verstorbenen in ruhigem Behagen ihr Mahl.

Unter den Bäumen eine grüne, weiche Dämmerung, die von den Sonnenstrahlen durchblitzt wurde. Es war Freitag, der türkische Sonntag, und viele waren aus den Thoren gekommen, um sich hier zu erholen.

Die Freunde verfolgten den Weg an der Mauer weiter.

Alle Augenblicke blieben sie stehen, um einen der Riesenbäume zu betrachten, die in von ihnen nie gesehener Größe und Breite emporstrebten.

Beide kannten Italien, waren aber einer Meinung, daß die Kraft der Erscheinungen die italienische Natur bei weitem überstieg.

Obrist hatten es die Cypressen vollkommen angethan.

„Sie haben etwas beinah' Erschreckendes, Drohendes, dabei die wunderbarste Ruhe und Unbeweglichkeit, neben der größten Feinheit jeder Form. Wie sie sich aufbauen, schlank und massig zugleich, wie ihr ehernes Laub die aufstrebenden Zweige undurchdringlich verhüllt und hin und wider einen Einblick läßt in das Gewirr der zierlich starken Aeste, das alles ist einzig — vollendet!"

Das empfand Obrist, als er wie versunken auf dem weichen Grasboden ruhend sich ganz den schlanken, ernsten Bäumen hingab, die streng und fest in die weiche Luft hineinragen und trotz dieser Festigkeit und Strenge dennoch beinahe zart ihren Wipfel senken.

Es gibt keinen weihevolleren Ruheplatz für geliebte Tote als solch ein Cypressenhain. Wie im Hochwald ruhen sie unter Wipfelrauschen in ernster Dämmerung. Ueber manchem der weißen Steine hängt an einem leichtgewölbten

Dach, an dem sich Rosen emporranken, ein Lämpchen, das bei Sonnenuntergang angezündet wird, um den Toten etwas Heimisches zu lassen.

„Wie liebenswürdig ist das gedacht!“ sagte Obrist — „und wie friedlich und harmlos, die verschleierten Frauen, die würdigen Türken, die sanften Kinder, alle zwischen diesen Steinen ihren Feiertag halten!“

Sie gingen weiter bis zu einem zweiten Thor. Aus diesem strömte eine ruhige Menge, die sich unter den nahen Cypressen zerstreute. Obrist und Hans Ludwig Schmidt ließen sich in einem der Kaffeehäuser nieder, die, leicht aus Holz gebaut, mit weiten Terrassen umgeben, sich unter Cypressen und Platanen erhoben.

„Jetzt denke einmal,“ sagte Hans Ludwig Schmidt, „an unsere Biergärten, in denen das Volk sich Sonntags belustigt, wie banal, wie wüst, wie gefräßig ist da alles, welcher Lärm, welche Gier! Und hier?“ Obrist nickte.

Sie setzten sich miteinander. Der Kavédschi brachte jedem von ihnen ein Täßchen Kaffee und sie sahen sich die Leute an, die aus dem Thore strömten und sich auf den verschiedenen Wegen unter den Bäumen und Leichensteinen zerstreuten. Da kamen Türken in Kaftan und Turban, wie Könige gingen sie einher. Oft sahen sie junge und alte Männer Hand in Hand miteinander wandeln wie Kinder, so einträchtlich. Zwei Greise fielen ihnen auf, die gebückt, in weißem Kaftan und weißem Turban und weißem Bart und Haar so miteinander aus dem Thore traten und unter den düsteren Bäumen verschwanden. Obrist sah ihnen lange nach und schüttelte den Kopf. „Unglaublich,“ sagte er, „daß es Wirklichkeit und Alltäglichkeit ist.“

Liebenswürdige, anziehende Gruppen und Gestalten zogen wie lebende Bilder aus dem Thore: ein Vater, der

sein Töchterchen, das einen rotseidenen Sonnenschirm über sich hielt, auf den Schultern, stillvergnügt spazieren trug, zwei Brüder, die miteinander auf einem Pferdchen über Land ritten, der jüngere vertrauensvoll an den älteren geschmiegt. Ihnen folgten zu Fuß der Großvater, der Vater, hinter diesem die Mutter, die Großmutter, diesen Freundinnen und Sklavinnen und die jüngeren Geschwister. Alle begleiteten die beiden Buben auf ihrem Ritt; ganze Reihen von weißgekleideten Mädchen, die, wie Ferdös, Kittelchen und Schleier trugen, wandelten zufrieden und unbehelligt miteinander hinaus.

Auf einem umgestürzten Grabstein, ganz in der Nähe der Freunde, saß einer im braunen Kaftan mit seinen drei kleinen Söhnen. Den jüngsten hielt er an die bärtige Wange gedrückt, der schlief und die beiden älteren hatten sich an des Vaters Seiten niedergelassen und schauten freundlich ruhig den Vorübergehenden nach. Vor ihnen lag ein Bündel, in dem sie ihr Abendessen mitgebracht hatten, dessen sie sich bei gelegener Zeit bedienen wollten.

Nirgends hörte man Geschrei und Lärm, nirgends sah man etwas Widerwärtiges. Die Gäste im Café ließen ihre Wasserpfeifen friedlich gurgeln und bliesen blaue Wölkchen in die Luft und tranken vorsichtig und bedächtig. Ein Kamelzug, mit Kohlen beladen, bewegte sich durch das Thor und verschwand in einem großen, scheunenartigen Gebäude. Obrist und Hans Ludwig Schmidt gingen diesem Zuge nach und sahen zu, wie die riesigen, phantastisch gebauten Tiere in dem Stalle abgeladen wurden, wie sie in dem dämmerigen Raum nach ihren Raufen tappten, wie sie die langen Hälse bis an die Decke zwischen das Gebälk hineinreckten, wie sie mit den Köpfen umherfuhren, schwankend, unsicher und wie sie unbeschreibliche Fratzen schnitten;

Hals und Kopf in ewiger Bewegung, der mächtige Leib ruhig wie ein Fels.

Hans Schmidt und Obrist nahmen ihre Skizzenbücher hervor, um den sonderbaren Anblick festzuhalten.

Auf dem Rückweg faßte Obrist den Entschluß zu einem neuen Bild, einem türkischen Friedhof.

Sie sprachen beide lebhaft darüber. Obrist sagte: „Das alte Thor, die Abendstimmung, der düstere Wald vor dem Thor, die schlanken Leichensteine, die beiden schneeweißen Alten, die friedlich und einträchtlich aus dem Thore treten und dem ersten Walde zuwandeln. Einer, dessen Gestalt bedeutungsvoll sein soll, geht vor ihnen her und spielt die Geige — Friede — Friede!"

„Bravo," rief Hans Ludwig Schmidt, „bravo! Das ist gut."

— — „Was mir gefällt, ist, daß es nicht aus Reflektion entsprungen," sagte Obrist, „daran ist das gesegnete Land und Volk schuld! Wir haben es gesehen, wir haben es erlebt, es ist so! Welche Banalität müssen wir bei uns daheim von dem Gegenstande abstreichen, ehe er der Schönheit würdig ist! Wir müssen Maskerade spielen, Kostüme, Stimmung schaffen. Jahrhunderte zurückgreifen — und hier? Hier ist's, wie wir es brauchen, alltäglich wahr! Die ganze heilige Naivetät liegt darüber!

„Hier ist man frei — hier kann ein Künstler wahrhaft leben. Sehen und schaffen ist beinahe eins. Kommt hier einer der besten realistischen Maler, der mit allen Sinnen Wahrheit sucht, ängstlich an der Scholle klebt, bei uns Schmutz, Unvollkommenheit, Langeweile, Gebrechen, und Banalität sieht und danach greift, der würde hier ohne jede Not und Mühe zum Künstler werden können, zum wahren Künstler und würde schaffen, wie die alten Meister es thaten, ohne daß er sich deshalb aufs hohe Pferd zu

setzen brauchte, ohne daß er eine vornehm gelangweilte, affektiert heilige, gelehrte, kunstgeschichtliche Miene aufsetzen müßte, wie unsere gottverlassenen Idealisten jetzt, die sich Naivetät wie einen falschen Zopf angehängt haben, — die ihre Gestalten vom Theaterschneider kleiden lassen, die in die Farben Museenstaub mit hineinmischen und Museenluft statt starker, gesunder Atmosphäre." —

Auf dem Rückweg fühlten sich unsere Freunde noch tausendfach angeregt.

An diesem Abend wurden bei Lore Brunquell die Erlebnisse erzählt und die Maler fanden warmherzige Zustimmung.

Ferdös kam wieder auf eine Stunde ins Zimmer, hörte ruhig und aufmerksam zu, musizierte wieder mit Iskender und machte denselben blumenhaften Eindruck, wie das erste Mal.

„Das ist schön, daß du die beiden alten Leute malen willst," sagte sie zu Obrist, als sie neben ihm stand, „die so zufrieden und mit einem, der ihnen vorspielt, zu den Gräbern gehen. Wer stirbt und hört dabei Musik, der stirbt gar nicht, da ist's nicht schrecklich, glaub mir. Ich weiß das," sagte sie gedankenvoll und so, als wenn sie Obrist ein Geheimnis anvertraute.

„Wenn die Mutter es mir erlaubt und wenn es dir recht ist, darf ich einmal zusehen, wie du malst, ich möchte wohl wissen, wie das geschieht."

„Gewiß," sagte Obrist.

Den andern Morgen zogen die beiden Maler hinaus vors Thor, um Studien zu machen, und kamen erst um die Mittagsstunde wieder heim.

Da fanden sie, als sie in ihr Atelier traten, einen Brief auf dem Tisch liegen. Ueber Obrists Züge ging ein Schatten.

„Von Anna," sagte Hans Ludwig Schmidt.

Obrist erwiderte nichts darauf, ließ auch den Brief fürs erste scheinbar unberührt liegen. Nach einer Weile griff er danach, ließ sich auf einen Stuhl nieder und las.

„Am 11. Mai.

„Lieber, teurer Mann!

„Du bist fort von uns, und dennoch bist Du da, mehr als je. Wir reden von Dir — wir hoffen auf Dich, hörst Du — wir hoffen auf Dich! Ich glaube an Dich, und was Böses geschehen ist, Dir Unliebes, alles, alles ist wie nie geschehen. Mir unglaubhaft! Alles ganz unglaublich! Dein Atelier ist so still wie eine Kirche. Es ist einsam, kühl und ruhig und wartet auf Dich. Laß es nicht zu lange warten, genieße die schöne Zeit jetzt, dann komme zurück, gesund und froh. Laß Dir etwas sagen: Als ich Dich elend sah und krank, ehe Du gingst, da war es mir nichts, da schien es mir leicht, Dich aufzugeben, auf immer, — nur solltest Du gesunden. Ich fühlte mich ganz von Dir losgelöst, getrennt. Seit Du aber gegangen bist, seit ich Dich vermisse, da weiß und empfinde ich, daß ich ein heiliges Recht an Dich habe. Niemand soll es mir antasten. Niemand soll Dich mir entreißen können! Ich werde um Dich kämpfen, ich werde Dich halten, halten mit aller Kraft, gegen Deinen Willen — gegen aller Willen! Ich muß Dich halten! Hörst Du? — Vergiß uns nicht, Du kannst und darfst und sollst uns nicht verlassen! Ich weiß es, daß ich Dich bis auf den Tod gequält habe. — Ich weiß, daß Du meiner Natur im innersten Herzen feindlich gegenüberstehst. Ich weiß, daß Du Dich in Rücksicht und Freundlichkeit zu mir erschöpft hast. Ich weiß alles; ohne daß Du es ahnst, hast Du es mir furchtbarer gesagt, als Du es je bei vollem Bewußtsein hättest thun können,

und als ich es je wiederholen würde. Ich weiß alles, alles. Aber wir sind Mann und Weib. Wir müssen für die Kinder leben — wir gehören zu einander — ewig zu einander. Du wirst und kannst und darfst mir das nimmermehr anthun, daß Du nicht zu uns zurückkehrst! Ich werde den Gedanken nicht ertragen, daß Du mich verläßt. Mein Stolz verträgt es nicht. Ich würde mich nicht mehr trauen, über die Straße zu gehen, wenn Du es thätest und damit sagtest: Lieber an der Welt Ende als bei ihr! Ich bin erregt, sitze in Deinem Atelier und es ist schon tief in der Nacht, das Fenster steht offen, ein Licht brennt und flackert. Und wer hat mich so erregt, so zornig und verzweifelt gemacht, wie ich es jetzt bin? Noch vor wenigen Stunden war hier in Deinem Atelier ein Besuch, der mich erstaunte, Mrs. Gwendolen Brown, die uns noch nie aufgesucht hat, kam, um sich nach Deinem Befinden zu erkundigen. Sie war bezaubernd, wie Du sie kennst, plauderte dies und jenes auf ihre Art. Mit einmal wurde sie ruhig und kalt, ging langsam im Zimmer auf und nieder und erzählte mir das, was an jenem Abend bei dem Geheimerat mit Dir vorgefallen ist. Sie benahm sich, wie nur eine Engländerin sich benehmen kann, rücksichtslos und kalt. Jedes Wort, das Du gesprochen haben sollst, wiederholte sie mir wie ein Rechenexempel. Ich hörte kaum, was sie sagte, ich hätte sie niederschießen können. Sie fragte mich, ob ich Ehre habe, ob ich Stolz habe — nicht weibische Ehre, wie jede Näherin sie hat — Ehre und Stolz wie ein weitsichtiges, starkes und geniales Weib. ‚Ist es so, dann wissen Sie, was Sie zu thun haben. Ist es nicht so, können Sie ertragen, um der heiligen Tradition und der bequemen Rechte halber einen Menschen durch ihre drückende Last weiter zu vernichten. Gibt es in Ihnen nichts als den Gedanken: Halten! — halten! — den Vor-

teil halten! dann . . .' Sie sprach nicht weiter. ‚Was dann?' rief ich. ‚Wie können, wie dürfen Sie so reden, wie Sie reden?'

„‚Ob ich es darf, oder kann oder soll — danach frag' ich selbst nicht,' sagte Mrs. Gwendolen. ‚Ich mußte so reden, wie ich es that. Ich weiß, ich bin eine gewaltthätige Natur — hassen Sie mich — werfen Sie mich zur Thüre hinaus; — aber ich mußte reden.' Ich konnte nichts erwidern, Heinz. Sie hatte mich ins Herz getroffen. Ich habe nichts gethan, worüber Du zürnen würdest; ich habe mich nicht vergessen. Ich hätte in ihre Kälte, Ruhe und Schönheit hineinschlagen können. Alle Teufel waren bei mir im Kampfe. — Ich habe mich aber gehalten. Was fällt denn allen ein, daß sie Dich mir entreißen wollen? Du warst doch immer so herzensgut mit mir — Du mußt mich doch gern haben, sonst wäre es ja ein Betrug, wenn Du mich mit Deiner Freundlichkeit hintergangen hättest. Bin ich denn so ein abscheuliches Geschöpf? Mag alles sein, wie es sei — nur verlaß mich nicht — nur das nicht! Ich will kein weitsichtiges, stolzes, geniales Weib sein. Das will ich nicht, ich will auch an Dir hängen — und nicht von Dir lassen — nie von Dir lassen — und müßten wir beide darüber zu Grunde gehen.

Dickchen ist still und gut, aber sie leidet. — Du hast ihre Seele mit Dir genommen. Es ist ein Ausdruck in ihrem Gesichtchen, der mir mehr zu Herzen geht, als mein eigenes Leid.

Leb wohl.

Deine — ja Deine — ganz Deine

Anna."

Ein Zettel von Dickchen lag dem Briefe bei.

„Mein liebes Papachen!

Es ist ein Vogel in die Luft geflogen, aus seinem Käfig heraus. Ich habe ihm nachgesehen und freute mich — und weinte dabei, denn sein hübscher Käfig ist leer. Das ist so, wie ich Dir schreibe. Die Buben haben meinem Rotkehlchen die Thüre aufgelassen, da hat es sich davon gemacht. Und noch jemand hat sich davon gemacht — noch jemand. Ich habe ihn um die Ecke gehen sehen, in den Sonnenschein hinein — am frühesten Morgen. — Wird es Dir denn auch gut gehen? Wird es Dir denn auch wohl sein? Denkst Du etwas, was Dich freut — dann ist alles, alles — alles gut.

Dein Dickchen.

„Noch etwas: Mama ist so himmlisch gut mit uns. Sie arbeitet den ganzen Tag, erzählt den Abend oft, und hat jetzt mein Bild zu malen begonnen. Da sitzen wir miteinander in Deinem Atelier, und es ist so still, so still! Wie's nur mit einemmal so geworden ist? Ich glaube, Mama ist sehr traurig, aber sehr fleißig, da merkt sie's selber nicht, wie traurig sie ist. Vorgestern hatte sie einen großen Schreck. Da kam eine englische Dame, die Dich und Mama kennt, die hat so vielerlei gesprochen, da hat Mama mir in der Seele weh gethan. Ich habe ein wenig an der Thüre gehorcht. Mama hat kaum ein Wort erwidert und war so rührend — so rührend. Am andern Tage kam ein großer Bub' ins Haus und brachte einen ganz riesigen Korb voll lauter abgeschnittenen frischen Blumen, mit Rosen und Hyazinthen und Tazetten und kleine Veilchensträuße und Resedasträuße, und alles sah so wunderhübsch und merkwürdig aus, dazu brachte er ein Briefchen — das las Mama, hat es mir aber nicht gezeigt. Der große

Bub' blieb den ganzen Abend bei uns und hat uns vorgespielt, ganz wunderschön. Mama und ich, wir haben jedes in einer Ecke von Deinem Atelier dabei gesessen. Mama hat geweint. Ich habe sie immer leise schluchzen hören. Und ich war ganz bei Dir. — Mama hat unserem Besuch am Abend ein Briefchen an seine Mutter mitgegeben. — Er ist der Sohn von Mrs. Gwendolen — Du weißt schon, und heißt William.

Grüße Deinen Freund von mir.

Dein

altes Dickchen."

Ueber Obrists Züge war, während er las, mehr als einmal ein Zug von Qual und Erregung gegangen. Sein Gesicht war bleich geworden. Jetzt legte er den Brief beiseite und ging auf die Terrasse.

Es wurde zwischen den beiden Freunden nicht über diese Briefe gesprochen. Die glückliche, weiche, lebensfrohe Stimmung war aber verstrichen. Obrist ging an diesem Abend nicht mit zur Brunquell, sondern blieb allein zurück. Hans Ludwig Schmidt fand ihn, als er heimkam, gedankenvoll und bedrückt auf der Terrasse sitzend.

Er legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Werde hart, Landgraf. Du hast das Recht zu leben, — jetzt lebe! Ich habe das Meine gethan, nun thu du das Deine. Niemand hat jetzt ein Recht an dich als ich. — Denke nicht und laß alles gehen, wie es geht. Wir wollen hier arbeiten, alles andere ist Nebensache. Lassen sie uns nicht in Ruhe, verkriechen wir uns bis ans Ende der Welt. Wir wollen frei sein und müssen frei sein.

„Kannst du dir denken, daß es je gut würde, wenn du zurückgingst?" fragte Hans Ludwig Schmidt.

„Nein!" sagte Obrist ruhig.

„Also — dann laß es jetzt. Das Schicksal wird sorgen."

Fünfzehntes Kapitel.

Ferdöös im Atelier.

Nachdem sie beide Tag für Tag hinausgewandert waren, um Studien zu machen, fing Obrist sein Bild an. Das äußere Leben wurde ihnen von Lore Brunquell so angenehm und ungestört als möglich gestaltet. Sie fanden an allen, die in deren Hause verkehrten, mehr und mehr Gefallen, trotz allem Närrischen, was ihnen anhaftete. Rittmeister Neunhütel wurde ihnen ein wahrer Freund. Sie lernten in ihm einen seltenen Menschen kennen. Es ging ihm mit seiner kleinen Frau herzlich schlecht. Schon seit fünf Jahren suchte er vergeblich nach einer Anstellung. Vermögen hatte er nicht, hie und da fand sich ein kleiner Verdienst, der ihm ein wenig aufhalf. Was sich nur erdenken läßt, hatte er begonnen, und nichts war ihm geglückt. Und dennoch liebte er das Land, das ihm nichts als Enttäuschungen gebracht hatte, genau so und mehr, als schwämme er in vollem Wohlergehen.

Er lebte hier, weil ihm alles sympathisch war und weil seine starke Freiheitsliebe, das heftigste Gefühl in ihm, hier Genüge fand. Heim nach Deutschland wollte er nicht wieder, nie im Leben. Er selbst schien sich wenig Sorge um die Zukunft zu machen. Der Jacot aber lief für ihn und hatte sich in den Kopf gesetzt, dem Rittmeister aufzuhelfen.

Jacot selbst war ein seltsamer Charakter. Kurze Zeit, nachdem die Freunde bei Lore Brunquell aus und ein gingen, hatte er seine Stelle, die er nach langem Harren erwischt, endlich wieder verloren. Es ging dies vollkommen ruhig an ihm und der ganzen Gesellschaft vorüber. Als er es an einem Abend mitteilte, waren alle versammelt, auch Ferdös.

Jacot kam zur Thüre herein: „Pech — Pech! Pech, immer Pech!“ Er goß sich ein Glas Wein ein aus der großen strohumflochtenen Flasche, und noch eins — und noch eins, ehe er zum Erzählen kam — und berichtete dann die Sache ruhig und trocken. „Hopsa,“ damit schloß er. „So ist's nun einmal auf Erden; aber für den Rittmeister findet sich etwas, das sollt's ihr sehen.“ Indem er dies sagte, schlug er mit der Faust auf den Tisch und schenkte sich wieder ein.

„Ich bin ein Elender, ein Elender,“ sagte er, schwenkte sein Glas und blickte auf Ferdös wunderlich gedankenvoll und in sich versunken.

Ja, Jacot war ein Pechvogel, was man einen Pechvogel nennt. Die Widerwärtigkeiten, die ihm zustießen, hatten alle einen Anstrich von Komik. — Jedermann wußte, daß er auf das heftigste in Ferdös verliebt war, und jedermann lächelte darüber. Der Rittmeister hatte erzählt, daß Jacot ihm über diesen Punkt sein Herz ausschütte, fast jeden Abend immer dieselbe Litanei, und der Rittmeister hatte es nicht für nötig gefunden, darüber Stillschweigen zu beobachten. Er wußte von Jacot immer allerlei komische Anekdoten zu erzählen und that dies mit Vorliebe, trotz der Dankbarkeit, die er für den guten Menschen, der sein Möglichstes für ihn that, hätte haben müssen.

Jacot war einer von denen, denen man nicht recht ernsthaft dankbar sein konnte; auch die Dankbarkeit, die er

mit Recht erntete, nahm einen Anflug von Komik und Unbestimmtheit an, wenn sie sich auf ihn richtete.

Der Rittmeister erzählte an demselben Abend, als sie mit Jacot beisammensaßen, der ihnen sein Unglück mitgeteilt hatte, in welchen schlechten Ruf Jacot die Brunquell einmal gebracht habe. „In der ersten Zeit, als er hier angelangt ist,“ begann der Rittmeister, „steht er hier vor der Gartenthüre. Er hat ein paar Wochen hier im Hause gesteckt. — Also gegen Abend steht er vor der Thüre, die Hände in den Hosentaschen — und hält seinen Keff, wie die Türken sagen, ließ sich's wohl sein. Da kommt mit einemmal eine Frau aus dem Nachbarhause eifrig auf ihn zu und redet auf ihn ein. Damals verstand er sein schönes Türkisch noch nicht, ließ sich aber davon nicht anfechten und antwortete ganz impertinent sicher, bei jeder Gelegenheit: ‚Evätt — evätt‘ — das heißt: ‚Ja — ja‘ — und verwunderte sich über die Maßen, daß die Türkin alle Fassung verliert, schreit, die Nachbarn zu Hilfe ruft, an die Thüre klopft und, als geöffnet wird, wie besessen in den Garten stürzt. Als Lore Brunquell ihr entgegenkommt, schlägt die Türkin die Hände überm Kopf zusammen.

„‚Was hast du gethan?‘ ruft sie. ‚Was hast du gethan? — Du hast mir meinen Truthahn genommen — du hast ihn dir gebraten und hast ihn aufgegessen! Masch Allach — Masch Allach, daß du so schlecht bist — wer hätte das gedacht!‘

„‚Bist du denn deli?‘ (verrückt) fragt die Brunquell.

„‚Nein — nein — nein!‘ ruft die Türkin. ‚Nun lüge noch! Der da draußen, der hat mir es doch eben gesagt, der Hundesohn! — Ach was du gethan hast!‘

„Jetzt wird Jacot hereingerufen. —

„‚Was haben Sie denn gemacht?‘ ruft die Brunquell.

„‚Ich?‘ sagt Jacot. ‚Sie hat mich kreuz und quer gefragt und hat mich angeschrieen, da hab' ich ihr das einzige, was ich wußte, Evätt, geantwortet.‘ —

„‚Was willst du denn, er kann ja gar kein Türkisch, nimm doch Vernunft an!‘ sagt die Brunquell zu der Türkin.

„‚Ja, ja!‘ ruft die, ‚das glaube einer! Ich sage ihm: Hast du denn vielleicht meinen Truthahn gesehen, der mir davongelaufen ist? Da sagt er: Evätt.

„‚Ich schau ihn an und frage: Hast du ihn denn auch wirklich gesehen? — Da sagt er: Evätt.

„‚Ist er denn vielleicht bei euch darin? frag' ich — Evätt, sagt er. —

„‚Ist er denn noch darin? Evätt, sagt er.

„‚Da habt ihr ihn euch vielleicht gar gebraten? Evätt, sagt er.

„‚Und habt meinen Truthahn gegessen? Evätt, sagt er. — Und du willst mich belügen und mich glauben machen, er verstehe kein Türkisch?‘

„Solche Geschichten hat er uns oft gemacht,“ sagte der Rittmeister. „Es ist ein Glück, daß er so schnell türkisch gelernt hat — — Sag einmal, Jacot,“ fragte der Rittmeister, „hast du etwas dagegen, wenn ich weiter von dir erzähle?“

„Was du willst — mir ist's recht,“ sagte dieser fast in sein Glas hinein. „Mir ist alles gleich und alles recht.“

„Ich meine ein andresmal, nicht jetzt!“ sagte der Rittmeister.

„So, nicht jetzt? Auch gut,“ sagte Jacot.

Am Abend begleitete der Rittmeister die Freunde durch den Garten nach Hause. —

„Unser Jacot,“ sagte er unterwegs, „kommt Ihnen gewiß wie ein närrischer Kerl vor? — Er hat so etwas an

sich, was nicht aller Welt behagt. Aber, man muß ihn halt kennen. Er ist Gold, reines Gold. Schauen S', Herrgott noch einmal! daß er trinkt, ist halt ein Jammer. — Hier, in dem warmen Klima, wird's ihn zu Grund richten. Für die Ausländer liegt eine große Gefahr darin. Schauen S', Sie wissen doch, daß er früher Pfaff war — da hat er sich davongemacht. Aber das Verfluchte ist: wenn ein Mensch sich aus seinem Boden losreißt — er wurzelt schwer wo anders wieder recht ein. Jacot ist unter die Protestanten gegangen, hat dann als Lehrer in Bulgarien gesteckt, hat da und dort gesteckt, ist auf alles so fuchtig wie eine Bremse losgegangen, hat es aber nirgends lang ausgehalten. Geheiratet hat er auch, und ist hier mit der Frau angekommen, einer Bulgarin, die eine mürrische Person war, mit der wir uns nicht befreunden konnten. Er schien aber zufrieden mit seiner Alten. Er hatte ein kleines Kapital, da lebten sie ganz vergnügt, ließen sich nichts abgehen. Er gab Unterricht. Jacot findet überall sein Brot.

„Ich hab' nie einen Menschen gesehen, der solch ein Vergnügen an seiner Häuslichkeit gehabt hätte wie Jacot, ein ganz kindisches Vergnügen. Wenn er des Abends heimging, that er es immer, als wollte er sagen: da schaut's — Herrgott noch einmal, ich hab' ein Haus und ein Weib, — ich bin ein gemachter Mann! Trotzdem aber brachte er selten die Frau mit hierher, und als ich ihn darum fragte, sagte er wie verlegen: Meine Alte ist so eine, die zur Not nur langt, 's ist so besser. Trotzdem aber blieb er nach wie vor ein außerordentlich stolzer Hausvater und schien glücklich zu sein.

„Da hat ein böser Kauz, ein falscher Freund von unsrem zufriedenen Jacot, an der mürrischen Frau Gefallen gefunden — und sie an ihm. Teufel auch! — sind miteinander auf und davon. — So ein Weib, hat sie den guten

goldnen Narren verlassen, der an ihr Genüge fand, trotzdem wenig an ihr zu rühmen war.

„Sie hätten Jacot sehen sollen! Er war ein Verzweifelter. Seine Häuslichkeit ging ihm über alles. Der arme herumgeworfene Schuft! Und was denken Sie? — Geweint hat er bei uns und geschluchzt wie ein Kind. Und was meinen Sie? — Wie ich den andern Tag in sein vereinsamtes Haus trete, da finde ich ihn, wie er allerlei Herrlichkeiten zusammenpackt, ein Ringerl, eine kleine Uhr — so allerlei. Die Uhr war nagelneu, die hatte er soeben erst von seinem Bisserl gekauft. Das sagte er mir auch. Und was meinen Sie, was der Narr vorhatte? Seiner mürrischen Frau hat er's nachgeschickt, weil gerade ihr Namenstag war. Und wie ich ihm sag': Jacotele, um alles in der Welt, was fällt dir ein! Da hat er mich angesehen mit seinem treuherzigen traurigen Geschau. ‚Rittmeisterl,‘ hat er gesagt, ‚was meinst — wissen soll sie halt, daß in mir wohl Kummer ist, daß ich ein Elender bin, nimmermehr aber werd' ich gegen einen Menschen, der gegen mich schlecht ist, auch schlecht sein. — Sie wird mich schon verstehen, die Alte, — was meinst?‘

„Na was blieb zu thun übrig, er hat sich halt scheiden lassen müssen. Es ist ihm hart angekommen; denn er war stolz auf sein Hauswesen.

„Sein Leben lang ist er in der Welt umhergestoßen worden. Die Eltern früh verloren, in einem Pfaffenseminar erzogen — dann durchgebrannt, dahin und dorthin gestoßen, innen keinen Halt und außen keinen Halt. Und dabei ein guter Mensch. — Teufel auch! Jetzt ist er in die Ferdös verliebt wie ein Unsinniger. Sie wissen nicht, welche Not ich mit ihm habe. Ich sag' es ihm aller Nasen lang, daß alles umsonst ist; daß die Brunquell ihr Mädchen nur einem Muhamedaner geben wird, und daß ich ihr

darin recht geben muß. Sie will der Ferdös die größte Sicherheit verschaffen, auf Erden ruhig und glücklich zu werden; so wie sie es vorhat, ist es noch am ehsten der Fall. Verdammt, wenn ihr da einer in die Quere käme, Teufel auch! Die Hauptsache, die Brunquell will ihrer Ueberzeugung treu bleiben und damit basta! Der Jacot ist ein wunderlicher Heiliger, ein armer Narr.“ —

Obrist war fleißig an seinem Bild. Es schritt rasch vorwärts.

An den Tagen, an denen er Briefe von Anna erhielt, die immer stürmischer, immer verzweifelter klangen, lag es wie ein schwerer Bann über ihm. Es schien dann, als wäre er von aller Spannkraft verlassen, und je öfter die Briefe sich wiederholten, je andauernder wurde die Nachwirkung bei ihm.

Hans Ludwig Schmidt sah dies mit Besorgnis. Er hatte Lore Brunquell längst mit Obrists Verhältnissen bekannt gemacht und durch diese war er über die trübe Stimmung seines Freundes, die die neugewonnenen Kräfte wieder zu schwächen schien, getröstet. „Laßt die Frau gewähren,“ hatte Lore Brunquell gesagt, „ihr müßt der Frau Ruhe lassen. — Aus allem, was Sie mir erzählen, sehe ich, daß sie ein anständiger, tapferer Charakter ist. Es steckt in der lustigen, lebensfrohen Frau mehr, als ihr alle ahnt, und es wird sich alles finden, laßt sie jetzt gewähren.“

Obrist hatte Lore Brunquell den Vorschlag gemacht, er wolle ihr Ferdös malen. —

Er hatte das Mädchen an einem Morgen beobachtet, wie sie still und nachdenklich, einfach wie eine Statue in ihr weißes Gewändchen gehüllt, den Schleier über dem Kopf, unter einem der dichten Feigenbäume vor seinem Fenster stand, ganz in sich versunken, unbeweglich. Obrist hatte sich von ihrem Anblick nicht losreißen können. Etwas

so wunderbar Ursprüngliches, Natürliches und Ruhiges lag in ihrer Stellung, wie er sich nicht erinnern konnte, je an einem jungen Geschöpf gesehen zu haben. Er winkte Hans Schmidt herbei, damit auch dieser den Genuß haben sollte. Die Stellung, in der sie ihm aufgefallen war, hatte ihm den Wunsch erweckt, sie so zu malen, und Lore Brunquell war's einverstanden.

Am Abend fragte Obrist Ferdös: „Was dachtest du denn unter dem Feigenbaum?"

„Heut morgen?" fragte sie und schaute, wie um sich zu besinnen: „Da dachte ich an dich."

„So," sagte Hans Ludwig Schmidt, der zugehört hatte.

„Ich dachte," fuhr sie fort, „was du wohl malst, und wie du mir versprochen hast, daß ich dir zuschauen darf, und weshalb du dies wieder vergessen hast?"

„Nun, und du dachtest nicht daran, was ich wohl malen würde?" fragte Hans Ludwig Schmidt.

„Nein," erwiderte Ferdös.

„Das ist nicht hübsch von dir!" sagte er lachend.

„Heinz, Heinz," wandte er sich zu Obrist, als das Mädchen gegangen war. „Dies Herz hast du auch gewonnen. Ich muß gestehen, daß ich das für unnötig halte, es hätte auch einmal etwas für mich abfallen können."

Obrist lächelte: „Sie hat dir's angethan?"

„Das weiß ich nicht," sagte Hans Schmidt. „Sie schleicht sich einem ins Herz, man weiß nicht wie, die ist ein wunderliches Kind."

„Ich dächte, Dickchen und sie wären zwei Schwestergestalten," erwiderte Obrist.

„Ja — ja," sagte Hans Ludwig Schmidt.

Ferdösens Bild wurde begonnen. Obrist malte sie in Lore Brunquells Zimmer. Das Mädchen schien ganz beglückt

darüber zu sein, und ehe er den ersten Strich that, dankte sie ihm mit einem merkwürdig ernsten Ausdruck.

Mit stummem Erstaunen sah sie ihre Gestalt auf der Leinwand entstehen.

„Das bin ich,“ sagte sie gedankenvoll, „das bin ich! Aber das Herz, die Seele, die Gedanken — weißt du doch nicht!“

„Nein,“ sagte Obrist, „deine Gedanken weiß ich nicht, Ferdös — und ich möchte wohl wissen, wie du denkst.“

„Möchtest du das?“ fragte sie ruhig. „Sag einmal, es ist doch schlimm, es ist noch mehr als traurig, daß man nur den Körper sieht, der doch bedeutungslos ist — wenn die Seele ihn verläßt, ist er tot. Er ist schon jetzt tot, nur die Seele lebt. — Und die sieht man nicht, man ahnt sie nur, bei manchem auch das nicht einmal. Bei Jacot fühlt man sie nicht, oder sie ist in den Körper so mit hineingemischt. Ich weiß es nicht zu sagen. Es ist alles eins bei ihm, da könnte es sein, daß er nach dem Tode ganz verginge. Du wirst nicht vergehen,“ sagte sie ernst, „das weiß ich.“ Sie sah ihn forschend an.

„Ueber dergleichen denkst du nach, mein Kind?“ sagte er. „Ich möchte aber von dir wissen, was du liebst, an was du deine Freude hast.“

„Das werde ich dir sagen,“ antwortete sie und schaute ihn vertrauensvoll an. „Ich liebe Schachteln.“

„Was liebst du?“ fragte Obrist lachend.

„Ich sagte es, Schachteln. Es gibt so allerliebste runde, mit Muscheln und welche mit Bildern und welche mit Blumen — und welche aus Holz mit Spiegelchen daran, ganz gewöhnliche und ganz feine. Ich werde dir zeigen, was ich davon habe.“

Sie ging hinaus und kam bald darauf mit einer ausgezogenen Schublade zurück, in der Kasten und Kästchen

sorgfältig geordnet lagen. Mit Eifer breitete sie alles vor ihm aus.

„In jeder steckt etwas,“ sagte sie. „Ich liebe das so.

„Wir sind auch alle Schachteln,“ sie lachte hell auf, „und in jede ist etwas gethan. In jedem Tier steckt etwas, in jedem Menschen, in jeder Pflanze. In manche Schachtel hat er viel gethan, in manche wenig. In einer schönen steckt oft gar nichts, in einer ganz alten, häßlichen etwas Wundervolles, wie hier in der,“ sie nahm eine zerdrückte bunte, die mit allerlei Fetzen beklebt war, „die hier ist Iskender. — Und was ist darin?“ Sie öffnete sie und ein silberner Ring mit einem Türkis glänzte daraus hervor. Auf ein braunes wohlgeformtes Holzkästchen zeigte sie und sagte: „Das hier bedeutet meine Mutter. — Du kannst es öffnen!“

Obrist that so. Da lag eine Rose aus Wachs geformt darin.

„Es müßte eine frische sein,“ sagte Ferdös. „Ich thue auch manchmal eine hinein.“

Obrist lächelte.

„Du brauchst darüber nicht zu lachen,“ sagte sie, „es ist doch ganz hübsch.“

* * *

Lore Brunquell brachte Ferdös einmal in das Atelier, zur Zeit, als die beiden Freunde malten, und entschuldigte sich, daß sie störe; aber das Mädchen habe ihr keine Ruhe gelassen.

Obrists Bild war weit vorgeschritten. Hans Ludwig Schmidt arbeitete an einem Seestück, zu dem er die Studien von der Terrasse aus gemacht hatte.

„Ich möchte nur zuschauen,“ sagte Ferdös. „Es ist mir so versprochen.“

Lore Brunquell setzte sich und Ferdös stellte sich neben Obrist. Er arbeitete ruhig weiter.

„Wie mir dein Bild gefällt!“ sagte sie nach einer Weile gelassen.

„So,“ sagte Obrist.

„Ja, das ist ein sanftes Bild, wie eine weiche Musik. Ich höre die Melodie, die der schöne Knabe spielt, der vor dem Alten hergeht und geigt.“

Sie schwieg, betrachtete weiter und sagte darauf:

„Ich hab' einmal ein Bild gesehen, da geht der Tod als ein Gerippe vor ein paar Leuten her; das ist greulich. — Ich habe nicht schlafen können davon. Der Schöne mit der Geige soll dasselbe sein, nicht wahr?

„Hat es dem Maler, von dem ich das abscheuliche Bild sah, Freude oder Schmerz gemacht, so etwas zu malen? Das möchte ich wissen. Ich glaube Freude,“ beantwortete sie ihre Frage selbst. „Es wird ihm gefallen haben, die Menschen fürchten zu machen und sie zu erschrecken. Er wird so ein schlechtes Herz haben wie ein großer Bub, der die Kleinen erschreckt und quält. Du könntest so etwas Abscheuliches nicht malen. Nicht wahr?“

„O — o — o!“ rief Hans Ludwig Schmidt, von seiner Staffelei aus, „was denkst du denn, Ferdös! Er hat genug so schlimmes Zeug gemalt. Glaub mir.“

„Das weiß ich nicht, was er gethan hat,“ sagte sie gelassen. „Iskender sagt: Wenn bei euch in Europa einer ein Unrecht begeht, ist er ein Sünder sein Leben lang. Hier ist er Sünder, solange er die Sünde thut, darauf, wenn er sich bessert, sieht ihn ein jeder für einen ehrenwerten Mann an.“

„Bravo!“ sagte Obrist.

„Ja,“ entgegnete Lore Brunquell, „hier wird, ohne daß sie so viel Wesens daraus machen wie bei euch, Wohl-

wollen gelehrt, Wohlwollen, das sich nicht nur auf die Ehrenmänner bezieht, sondern auch auf die, die dessen bedürfen."

Lore Brunquell wollte aufstehen, um wieder zu gehen, ein bittender Blick, den Ferdös auf sie richtete, hielt sie noch, und beide Frauen sahen, ohne ein Wort weiter zu reden, den Malern zu.

Als sie gingen, dankte Ferdös ganz bewegt.

„Macht dir es denn solche Freude?" fragte Obrist.

„Ja," sagte sie. „Deine Malerei und meine Musik sind eins. Ich liebe alle Dinge, die leben, die vernünftig sind, die eine Seele haben. Verstehst du mich? Die Natur draußen macht mich oft traurig. Alles ist so schön, das Meer, der Wind, der Sturm, die Sterne, die Sonne — alles. Aber es sagt mir nichts, es ist so stumm, so ohne Herz und Liebe. Es könnte nie helfen, nie trösten. Eine Melodie ist mir lieber." Ferdös schien tief erregt zu sein. Sie achtete nicht auf ihre Mutter, nicht auf Hans Ludwig Schmidt und fuhr fort: „Du könntest mir gewiß sagen, ob wir eine Seele haben, die wie ein Rauch verfliegt, wenn wir tot sind, oder die lebt und weiter etwas ist. Iskender sagt mir, ich solle es abwarten, das würde das beste sein."

„Da hat Iskender ganz recht," antwortete Obrist, „und es ist tiefer gedacht, als es dir scheint. Du kannst versichert sein, daß das, was natürlich ist, geschehen wird. Beunruhige dich nicht. — Die Natur geht ihren ruhigen Gang und alles — alles was eintritt, ist natürlich. — Alles ist Zweig an Zweig und Blatt an Blatt gewachsen. — Wenn das Furchtbarste oder Glücklichste geschieht, was wir, ehe es geschehen ist, gar nicht glauben und fassen können, wenn es da ist — ist es da — und ist so einfach geschehen, wie das Einfachste und so wird sich alles ab-

spielen, was die Natur mit uns vorhat. Hast du mich verstanden?"

„Verstanden wohl," sagte Ferdös; „aber der Schmerz? Was will der? Der ist zu groß für das Leben!" In Ferdös' Augen standen Thränen.

„Was ist dir denn, mein gutes Herz?" fragte Lore Brunquell. „Komm, sei ruhig. Ich erkenne dich gar nicht. Was machst du dir denn für Gedanken? Millionen und Millionen Menschen sind mit dem Dasein fertig geworden, du kannst versichert sein, daß du es auch wirst."

„Ich hoffe es," sagte Ferdös ruhig, sah noch einmal auf das Bild, was es ihr so angethan hatte, und ging Hand in Hand mit der Mutter hinaus.

Hans Schmidt und Obrist sprachen über sie, als sie gegangen war. Hans Schmidt sagte: „Ich weiß nicht, was mich abhält, mich in dieses köstliche Geschöpf zu verlieben, ganz regelrecht zu verlieben; wahrscheinlich würde mir etwas mehr Gegenliebe zu einer Verliebung notwendig sein. Was hat sie denn aber, was ist ihr denn? Das Mädchen ist verändert, seit wir sie kennen. In ihr Sprechen, das früher so ruhig und kindlich war, ist eine eigne Hast gekommen. Sie wird doch nicht dabei sein, der Brunquellin einen rechten Streich zu spielen?"

Sechzehntes Kapitel.

Auf Obrist regnet es Blüten. Lore Brunquell schreibt an Anna.

Als sie an diesem Abend sich bei Lore Brunquell einfanden, war Ferdös nicht zugegen und ließ sich während der ganzen Zeit nicht sehen. Obrist war verstimmt und unruhig. Er hatte an diesem Tag Briefe von Hause

erhalten, die ihm schwer auflagen. Dickchen war krank, und, wie es schien, aus Sehnsucht. Anna hatte von allerlei wunderlichem Getreibe im Hause berichtet — und hatte einen wahren Sturm auf Obrists Herz ausgeführt: er solle und müsse nun endlich zurückkehren. Es würde schon dies und jenes geredet und sie fühle sich haltlos und verzweifelt. Sie beschwor ihn wieder aufs neue. Er müsse zurückkehren. An sein Herz und seine Liebe wolle sie keine Ansprüche machen — nur vor der Welt nicht verlassen sein. Diese armselige Bitte solle er ihr gewähren. In der Erfüllung seiner Pflicht würde er Befriedigung finden.

„Lieber, guter, einziger Heinz,“ schrieb sie, „halte mich nicht für roh und nicht für selbstsüchtiger, als ich bin. Ich weiß es, Deine Natur hat bei uns gelitten. Ich weiß es, Du brauchst Ruhe. Ich weiß auch, daß, wenn ich Vorsätze über Vorsätze fasse, ich dennoch die Ruhe, die Dir nötig ist, nicht schaffen kann. Es trägt nun einmal eine jede Familie ihr Gepräge, wie der Esel seine Haut. Es ist, wie es ist. Ich glaube nicht, daß wir uns gänzlich bessern können. Eins hängt am andern — und wir sind einmal da! Du mußt kommen, sei es, wie es sei. Kannst Du Deiner Kunst nicht so weiter leben, wie Du es ohne die Familie gekonnt hättest, so denke, daß dies Schicksal ist, wie ein andres Schicksal auch.

„Wenn Du arm wärest und müßtest Geld haben — und nähmest es, wo Du es bekommen könntest, scheutest Dich vor keinem Diebstahl und hättest die Ausrede, daß Du alles thun müßtest Deiner Kunst zu liebe, so wäre das nicht viel schlimmer, als das, was Du uns thust und thun willst!

„Wer gibt Dir das Recht, uns zu opfern, uns zu schädigen, damit Du besser leben kannst! Du schreibst mir in Deinem letzten Briefe: ‚Sieh mich für tot an! Das

müßtest Du auch ertragen und kannst es ertragen, und würdest Dein Leben dir trotzdem gut gestalten können. — So thue das, was Du dem Toten thun mußt, dem Lebenden freiwillig und lasse ihm seinen Frieden!' Das schreibst Du.

„Herr Gott, Heinz, wie Du mich jammerst, daß Du um Deinen Frieden, um Dein Glück bettelst! — Und daß ich es Dir abschlagen muß! Ich habe für die Kinder zu sorgen. Eine geschiedene Frau aber teilt ihr Unglück den Kindern mit, und wenn Du zehnmal sagst: Es ist kein Makel, so kannst Du Dich in meine Seele, in die Seele eines Weibes nicht versetzen, die es als Makel fühlt. Ich bin mir klar, Heinz, vollkommen klar — Du hast ganz recht: im tiefsten Grunde ist es die verletzte Eitelkeit, daß ich Dich nicht freigeben kann. Deine Fürsprecherin, Mrs. Gwendolen Brown, sehe ich hin und wider. Wir wagen beide nicht mehr, über Dich zu reden. Aber laß Dir erzählen: es ist sonderbar bei uns hergegangen. Ich bin in Sorge um Dickchen! Das Leben wird immer vielgestalteter. — Wie soll ich beginnen? Mir ist der Kopf so voll, das Herz so unruhig, die Zeit wird immer kürzer, der Arbeit immer mehr. Menschen drängen sich in unser Schicksal ein, deren wir gar nicht bedurften, und bringen Zwiespalt ins Haus.

„Mrs. Gwendolen ist es jetzt, die Verwirrung gebracht hat.

„Was sage ich, Mrs. Gwendolen? Sie war es wohl nicht allein, welche die Schuld trägt! — Und doch. Sie war die allein Klarblickende. Sie hätte Einhalt thun sollen. Sie war die Gewaltthätige, so nannte sie sich selbst — und sie trägt die Strafe jetzt! Sie nicht allein — wieder sie nicht allein, auch ich — Dickchen ist schwer krank.

„In ihrem jungen, sechzehnjährigen Gemüt ist allzuviel vorgegangen. — Aber was rede ich? Ich muß er-

zählen. Ich beunruhige Dich. — Ich hatte ganz vergessen, daß die Zeit verstreicht und daß ich jetzt statt meines sanften kleinen Kindes ein junges Mädchen zur Tochter habe, die Gefühle erregen kann und selbst stärker empfindet, als man es von dem armen Kinde erwartet hat.

„Wir schrieben Dir, daß nachdem Mrs. Gwendolen ihren ersten Besuch mir gemacht hat, ihr Sohn William den Abend bei uns verlebte. Er hatte ein Briefchen seiner Mutter überbracht, worin diese um Verzeihung bat und mir sagte, daß sie eine unruhige Natur sei, die nicht umhin könne, dem Schicksal vorzugreifen. Sie habe zwar einen Wahlspruch, der folgendermaßen laute: ‚Was du nicht erledigst, erledigt sich von selbst‘. Aber dieser Wahlspruch sei ihrer Natur entgegen gewählt, sei nicht ihre eigne Ueberzeugung, sondern sie habe ihn sich von einem vernünftigen Menschen als Warnung zulegen lassen.

„Wir alle fanden an dem jungen William großen Gefallen. Er spielte uns am Abend vor, fragte Dickchen, ob sie eine Melodie hören wolle, die er zu einem Gedicht ihres Vaters komponiert habe. Er trug sie ihr vor. Sie bat um die Worte. Wir kannten das Lied nicht.

„Hättest Du das Kind gesehen, während es Deine Worte sprach — Deine Gedanken:

‚Melodieen allen Stürmen,
Melodieen jeder Qual!‘

„Du entsinnst Dich Deines Liedes doch?

„‚So war er,‘ flüsterte Dickchen und Thränen liefen ihr über die Wangen. ‚So ist er! Gott, laß ihn so wieder sein, meinen lieben Vater.‘ — Ich habe immer gelacht, wenn es so leicht heißt: überirdisch schön. Ich konnte mich nicht entsinnen, je ein Weib überirdisch schön gesehen zu haben. Meine eigne liebe kleine Tochter war es in diesem Augenblick.

„Wie mir das Kind heilig und rührend ist in seiner unbeschreiblichen Liebe zu Dir!

„Der junge William schaute sie an mit ein Paar so erstaunter Augen, reichte ihr seine Hand und sagte: ‚Ich kenne ihn, er ist ein herrlicher Mensch.‘

„Darauf wendete er sich wieder dem Flügel zu, und wir hatten eine wundervolle Stunde.

„Am andern Abend erschien er wieder, wieder mit Blumen, spielte wieder, aß mit uns zu Abend, vergnügte sich mit den Kindern und Dickchen.

„Jedes Wort, was er sprach, war an sie gerichtet, — jeder Blick hing an ihr. Ich bemerkte das wohl, dachte mir aber nichts dabei.

„Von da an war er Tag für Tag bei uns. Auch Mrs. Gwendolen fand sich manchmal ein, nahm Dickchen oft mit zu sich. Sie, William und Dickchen, sind auch miteinander nach Dresden gereist, um die Galerie zu besuchen.

„Mir war die Zerstreuung für das arme Kind recht, da sie sich in Sehnsucht nach Dir ganz veränderte. Ich war besorgt um sie. So ein hilfloser Ausdruck lag oft über ihrem Gesichtchen. Sie sprach wenig von Dir, sie weinte nicht, sie klagte nicht. Ich habe sie aber ein paarmal beobachtet, wie sie auf Deinem Lehnstuhl saß, so rührend angeschmiegt, die Augen geschlossen. Man sah es ihr an, sie glaubte, bei Dir zu sein.

„Das hat mich ins Herz getroffen.

„War William hier, so schien er unzertrennlich von ihr. Wenn er sie nicht traf, saß er trübselig und geduldig am Flügel, bis sie kam.

„Eines Abends hat er sie von seiner Mutter heimgebracht. Ich höre sie kommen. Da stürzt sie zu mir herein, verbirgt den Kopf an mir und weint und weint ohne Ende.

„Ich frage, doch es kommt zu keiner Antwort. Ich warte geduldig, sie rührt sich nicht vom Flecke, bleibt vor mir knieen, nach und nach wird sie ruhig. — Es ist so still im Zimmer, da ist sie mir eingeschlafen. Ich warte und warte, um sie nicht zu stören, die Zeit vergeht. Mit einem tiefen Seufzer wacht sie auf.

„‚Nun, was ist dir denn, mein Dickchen?‘ frage ich. Da erzählt sie mir ruhig und fest, daß William ihr gesagt habe, daß er sie liebe. — ‚O, und wie er es sagte!‘ Sie hielt die Hände auf ihr Herz gedrückt: ‚Als wollte er vergehen. Es hat noch kein Mensch so gesprochen!‘ flüsterte das rührende Kind. ‚Ich habe William noch nie so gesehen, und ich dachte, daß er sterbend hinfallen würde. Du glaubst nicht, welche Angst ich um ihn hatte; aber wie konnte ich lügen? Selbst in meiner Sorge um ihn nicht. Er fragte mich, ob ich ihn über alles lieben könne, mehr als irgend einen Menschen sonst.

„‚Da sagte ich ihm ruhig, daß ich ihn sehr lieb habe; ihm aber nicht sagen könnte, daß ich andre nicht noch lieber hätte als ihn —

„‚Dabei dachte ich mir: wenn ich den mir liebsten Menschen auf Erden so fragen würde, wie William mich fragte, und die Antwort bekäme, daß er andre mehr liebte als mich — daß ich mich hinlegen und sterben würde; und doch habe ich es gesagt — und habe gewußt, was kommen würde. Ich sah, wie Williams gutes, liebes Gesicht sich veränderte, wie es mit einem Mal mir fremd wurde und wie alles Glück darin ausgelöscht war!

„‚Ach mein liebes Muttchen, ich vergesse es nie, daß Liebe so grausam ist! Ich glaube, sie ist nur auf Erden, um Sehnsucht zu geben und Schmerzen!‘

„Heinz, hättest Du das Kind in diesem Augenblick gesehen! Tagelang hörten wir von William nichts —

Dickchen war unruhig und befangen. In ihren Augen stand immer die Frage, wie es ihm wohl gehe? In dieser Zeit fiel mir auch auf, daß das Kind wahrhaft leidend aussieht. Ich sprach mit ihr von Dir. Sie wich meinen Fragen aus. Ich drang in sie, ob sie sich sehr nach Dir sehne. Da sah sie mich unbeschreiblich an, legte den Finger auf die Lippen und lächelte unter heißen Thränen. Was ist das für ein Kind? Aus lauter Gefühl und Zartheit zusammengesetzt. Wie soll die leben? Mrs. Gwendolen Brown fuhr endlich vor, wollte mich allein sprechen. Sie trat ein, wahrhafte Seelenangst im Gesicht. —

„‚William ist schwer krank,‘ sagte sie kurz. ‚Ich komme mich anzuklagen. Ich habe gewußt, daß er Ihr süßes Kind liebt; ich glaubte, daß auch sie Neigung zu ihm zeigte. Mir war eine solche Jugendliebe recht. — Ich begünstigte sie. Ich hoffte ihn dadurch vor andren leichtsinnigen Verhältnissen zu bewahren und hielt es so für nützlich und gut. Eine erste reine Liebe feuert einen jungen Künstler zum Schaffen an. Ich habe an das Wohl und Wehe Ihrer Tochter dabei nicht gedacht und habe an die Möglichkeit nicht geglaubt, daß sie seine Liebe unerwidert lassen würde. Jetzt bin ich ratlos, seine leidenschaftliche Natur verzehrt ihn. Ich selbst habe ihn hineingehetzt in diese Leidenschaft, und sehe ihn jetzt ganz gebrochen, ganz verstört.‘

„Mrs. Gwendolen brach in Thränen aus, warf sich an meine Brust und weinte. —

„Ich versuchte, sie zu trösten. Ich sagte ihr, daß ihre Sorge grundlos sei, daß ein junger Mensch von einer unglücklichen Liebe nicht zu Tode getroffen werde.

„‚Sie kennen ihn nicht, Sie kennen ihn nicht!‘ sagte sie trostlos.

„Sie sprach viel und erregt. —

„Als sie ging, fand ich Dickchen still am Fenster sitzen,

auffallend bleich sah sie aus. ‚William ist leicht krank,‘ sagte ich.

„Da sah sie mich starr an und sagte: ‚Er ist schwer krank. Ich habe alles gehört.‘

„Sie hatte nach ihrer bösen Gewohnheit gelauscht.

„‚Ich werde,‘ sagte sie wunderbar ruhig, ‚gehen und ihm sagen, daß ich ihn liebe.‘

„‚Was fällt dir ein?‘ sagte ich.

„‚Ich will das thun,‘ erwiderte sie hart.

„‚Ohne ihn zu lieben, willst du ihm das sagen. Das ist gelogen und kann ihn nicht glücklich machen.‘

„‚Gibt es Sehnsucht, die nie aufhört?‘ fragte sie.

„‚Nein,‘ sag' ich, ‚eine jede hat ihr Ende.‘

„‚Ja, wenn wir sterben, hörte eine jede auf.‘

„‚Auch eher,‘ sage ich.

„Mir lag etwas auf dem Herzen, das ich noch fragen mußte. Ich schloß das arme Kind an mich. ‚Dickchen, liebst du einen andern?‘ sagte ich. ‚Du kleines, dummes Kind?‘

„Da sah sie mich forschend an und schwieg; ihre Augen schwammen in Thränen. Sie legte mir die Hand auf den Mund und schmiegte sich an mich. Ich wußte nicht, was ich von ihrem Benehmen denken sollte, und wußte auch nicht recht, ob es gut sei, weiter zu reden. Ich sagte nur: ‚Laß das Schicksal seinen Weg gehen! Bleibe du bei der Wahrheit, folge deinem einfachen Gefühl, und die Dinge entwickeln sich von selbst. Laß William ruhig seinen Schmerz überwinden. Es wird keinem Menschen Leid auf Erden erspart; willst du ihn vor dem einen schützen, so wirst du ihm ein andres damit schaffen. Du bist mein liebes Kind, thue nichts, ohne daß ich davon weiß.‘

„Sie versprach es mir, ist aber tief erregt und erschüttert von all dem, was ihre junge Seele in den letzten Jahren bewegt hat.

„Und ich selbst erkenne mich kaum wieder, war so friedlich und wohlgemut sonst, und jetzt ist mein Herz voller Bitterkeit; auch gegen Dich voller Bitterkeit. Ich fühle mich betrogen, ich denke daran, meine Rechte zu wahren. Ich verstehe Dich nicht. Ich finde, daß Du grausam bist, an uns nicht denkst; aber ich hoffe auf Dich, Du kommst, Du mußt kommen und wirst wieder mit uns leben. Anna."

Dieser Brief hatte einen tief erregenden Eindruck auf Obrist gemacht und er sorgte sich um Dickchen.

Hans Schmidt hatte ihm keine Ruhe gelassen, hatte ihn um Annas Brief gebeten und ihn endlich erhalten.

Den Nachmittag war er damit zu Lore Brunquell gegangen, diese um Rat zu fragen und sie zu bitten, an Anna zu schreiben, und er fand sie bereit dazu.

„Schreiben Sie," sagte Hans Ludwig Schmidt, „und denken Sie, daß Sie zwei seltenen guten Menschen damit vielleicht einen großen Dienst thun. Wer weiß, vielleicht können Sie in etwas helfen. Ich fürchte, wenn die Frau sich tiefer und tiefer in ihren Eigensinn und ihr Unglück hineinrennt, daß wir nie zu Ende kommen und ewig in Unfrieden und Erregung stecken werden. Versuchen Sie zu wirken, Sie haben eine glückliche Hand."

An dem Abend danach fiel allen Obrists Schweigsamkeit und sein trübes, zerstreutes Wesen auf.

Jacot kam auch in trübseligster Stimmung noch in später Stunde.

„Pech! Pech! Pech!" brummte er wieder, als er eintrat. „Jetzt ist mir es auch mit dem Rittmeister schief gegangen."

Der Rittmeister war nicht zugegen.

„Was haben Sie denn angerichtet?" fragte Lore Brunquell.

„Da bin ich gerannt und gerannt von einem zum andern. Ich wollte ihm durchaus etwas ausfindig machen, und es wäre mir auch gelungen, aber das verdammte Pech — das verdammte Pech! — Ich Elender habe kein Glück. Habt ihr nicht ein Gläschen Wein?" sagte er aufseufzend. „Was soll der Arme, der Rittmeister, thun und die Kleine! Ich weiß es nicht! Hab' ihm nun ewig vorgeplauscht, und nun ist's wieder nichts. Fünf Jahr' sitzt er so da, ohne Aussicht, ohne alles, und das arme Ding, die Kleine!"

„Sie sind selbst ohne Stelle?" fragte Obrist.

„Ich? — Ja," sagte er. „Was thut's? Ich finde mich durch."

„'s ist ein prächtiger Kerl, der Jacot!" sagte die Brunquell und klopfte ihm auf die Schulter.

„Ach, geht's mir weg!" rief er und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Mir ist's schlecht zu Mute."

Obrist und Hans Schmidt sprachen mit Lore Brunquell, wie allenfalls dem Rittmeister zu helfen sei; aber keiner wußte recht zu raten.

„Was glaubt's ihr, wie ich von einem zum andern gerannt bin?" sagte Jacot. „Ich kann's und mag's ihm nicht sagen."

Als Obrist und Hans Schmidt sich verabschiedeten, gab Lore Brunquell Obrist die Hand. „Leben Sie nur so fort wie bisher, arbeiten Sie, lassen Sie die Sorgen nicht überhandnehmen, alles wird ruhig und gut, glauben Sie mir."

Obrist ging noch allein im Garten auf und nieder. Es war ein köstlicher Abend, krystallheller Mondschein. Ueber das Meer her glänzte es, spiegelte auf den breiten Kronen der Feigenbäume; die Pinien und Cypressen zeichneten sich scharf wie auf einem silberwogenden Grunde ab.

Von dem rosenüberwucherten Haus zogen Düfte durch den ganzen herrlichen Garten.

Obrist war wie berauscht. In seligem Vergessen wandelte er auf und nieder. Vor ihm ragte eine Gruppe alter Cypressen auf, die sich auf einer leichten Bodenerhöhung aufbaute. Er ging darauf zu, angezogen von ihrer ernsten Majestät. Diese leichte Anhöhe gehörte nicht eigentlich zum Garten; aber er war hier durch keine Mauer und keinen Zaun begrenzt und seine letzten Feigenbäume und Lorbeerbüsche machten den Eindruck ungepflanzter Natur.

Die Anhöhe, auf der die einzelnen Cypressen in die Höhe strebten, war früher als Begräbnisplatz benutzt, die hohen weißen Leichensteine standen noch und schimmerten im Mondschein.

Obrist blickte darauf hin und fühlte seine Aufmerksamkeit durch eine unbestimmbare Erscheinung gefesselt. — Ihm schienen die Formen, der Eindruck der Steine wohlbekannt. Heute war etwas Fremdes hinzugekommen, etwas, das er noch nicht wahrgenommen hatte, eine Gestalt — eine Säule, der Mondschein flimmerte unbestimmt. Er stand und schaute, und um zu wissen, was es sei, trat er ein paar Schritt näher. Da bewegte es sich und flog auf ihn zu, eine weiße Taube, und hing an seinem Hals, ohne Laut, und schmiegte sich an ihn. Er hörte ein Herz an dem seinen angstvoll schlagen. — Er legte den Arm leise um die zarte Gestalt.

„Ferdös, kleine Ferdös," sagte er zärtlich, freundlich und doch bewegt, wie zu einem Kinde, wie er es zu Dickchen gesagt haben würde.

Das junge Geschöpf schmiegte sich schweigend an ihn und verbarg den Kopf an seiner Brust.

„Was denn, Ferdös? Was denn, mein süßes Kind?"

Er erhielt keine Antwort, fühlte, wie die Gestalt leise zitterte.

Jetzt löste sie die weichen Arme von ihm, faßte seine Hände und küßte sie leidenschaftlich und innig.

Ohne ein Wort gesprochen zu haben, ließ sie ihn allein stehen, flog den Weg entlang, dem Hause zu, lief wie ein ausgelassenes Kind. Das Schleierchen umflatterte ihre Gestalt.

Obrist stand erregt, wie von einem Wunder berührt, und sah ihr nach, und stand noch lange und blickte in den Mondschein hinein.

„Glückselige Jugend,“ sagte er leise und schüttelte wehmütig den Kopf.

Lange noch wandelte er im Garten auf und nieder und gedachte des lieblichen Abenteuers.

Welche Erregungen mögen in ihrem Herzen vorgegangen sein, vergegenwärtigte er sich, und besorgt beschäftigten sich seine Gedanken mit dem schönen Kinde.

Gern hätte er Ferdös' zartes Geheimnis ganz für sich behalten, wie einen Gruß aus einer schöneren Welt.

Der Eindruck war so unaussprechlich, als das herrliche Geschöpf, von ihrem jungen Herzen getrieben, auf ihn zugeeilt war, und er sie in seinen Armen gehalten hatte, aber er entschloß sich, die reizende Scene der mitzuteilen, der das Wohl des schönen Mädchens so sehr am Herzen lag.

An demselben Abend, zur selben Stunde, als Obrist erstaunte, daß es auf ihn in der Herbstzeit Blüten regnete, wandelte Lore Brunquell in ihrem Zimmer auf und nieder.

Auf einem Tisch lag Papier, Tinte und Feder und ein großer Bogen roten Löschpapiers. Lore Brunquell wollte einen Brief schreiben, und zwar an Anna Obrist, die Frau ihres Gastes. Es war ein schweres Vorhaben für sie.

Nie hatte sie sich viel mit Schreiben abgegeben, und so befand sie sich in einer feierlichen und bedeutungsvollen Stimmung und konnte es nicht über sich gewinnen, zu beginnen.

„Meine liebe, verehrte Frau!“ schrieb sie endlich mit großen, festen Buchstaben nieder. „Was ich hiermit thun will, ist weder gescheit, noch vernünftig, noch kommt es mir zu, noch glaube ich, daß es zu irgend etwas gut ist — und doch mache ich mich daran. Ich weiß nicht, inwieweit Ihr Mann Ihnen von seinen neuen Freunden hier berichtet hat. Ich bin eine alte Frau, habe meine Schicksale wie andre Leute auch und meine Gedanken dazu. Es könnte Sie wenig interessieren, wenn ich mich Ihnen genau und in aller Form vorstellen würde. Ihr Mann und sein Freund, beide sind mir und meinen Hausgenossen lieb geworden. Herr Obrist arbeitet und lebt wie ein gesunder, kräftiger Mensch. Das wird beglückend für Sie zu hören sein. Ich weiß, wie sehr Sie um ihn gelitten haben — und noch leiden. Doch kann ich nicht viel reden, erklären und mich einführen. Ich muß schnell zum Ziele kommen, sonst fehlt mir die Geduld und die Kraft, und ich möchte gern das, worauf es mir ankommt, klar und deutlich sagen, es ist nicht eine plötzliche Gefühlsaufwallung, die zu schreiben mich antreibt.

„Ich stecke hier im Orient, bin ansässig und heimisch hier. Wie von einer Warte aus schaue ich dahin und dorthin, in unsre und in eure Welt. Hier sehe ich diese Sitten und dort jene. Ich kann vergleichen, und dadurch, daß ich vor Augen habe: hier ist es so und dort so, verlieren die Sitten ihre Härten, ihre Unumstößlichkeit. Es ist ungefähr, als übersähe ich Jahrhunderte. In dem einen stand Tod und Feuer auf dem, was in dem andern Jahr-

hundert erlaubt und löblich ist. In dem einen ist dieselbe Sitte so sehr geehrt, wie sie im andern verlacht ist.

„So im Ueberschauen verliert alles seine Bedeutung. Mit Wehmut und Lächeln blickt man auf die Märtyrer vergangener Zeiten zurück, die in der unsern unangefochtene Ehrenmänner gewesen wären. Die Sache selbst ist es nie, die Wert oder Unwert hat, sondern nur das, was im Augenblick dem Staat oder der Kirche nützlich und zweckmäßig erscheint, gibt die einzigste Bedeutung. Die Sache selbst ist nicht gut und nicht böse, wie die ganze Natur nicht gut und nicht böse ist. Sie wird es erst, wenn wir sie mit unsern Augen betrachten und mit unsrem Vorteil und Schaden in Verbindung bringen.

„Ja, was wollte ich damit?

„Ich wollte sagen, daß keine Sitte an und für sich verwerflich oder lobenswert ist.

„Hier in meiner jetzigen langjährigen Heimat ist zum Beispiel die Ehe und alles, was sich darauf bezieht, so gestaltet, daß wenig Unruhe daraus entstehen kann, daß die Leidenschaften nicht übermäßig erweckt werden und das Familienleben ungestört bestehen kann. Der Orientale strebt nach Ruhe und Freiheit und Familienfrieden, danach haben sich seine Einrichtungen gestaltet. Es ist so, und wenn es Euch Europäern noch so drollig erscheinen mag. Die Orientalen haben klug den Leidenschaften ihre natürliche Grenzen gelassen.

„Sie sind ihnen wie Bäche nachgegangen, deren Lauf und Eigenschaften sie beobachteten und danach ihre Gärten und Felder an den Ufern weise anlegten, ohne die Bäche unnatürlich künstlich einzuengen und ihren Lauf nach Willkür zu ändern.

„Wird hier eine Ehe geschlossen, so ist der erste Bedacht, der vor der Schließung genommen wird: Wie gedenkst du

es mit der Scheidung zu halten? Vor allem denke daran, dem Weibe eine Summe auszusetzen, für den Fall, daß eure Ehe getrennt wird.

„Es ist die Scheidung hier keine Schande, sie braucht nicht mit Ansetzung aller Kräfte erkämpft zu werden. Jedem der beiden Gatten ist es gestattet, sich vom andern rechtsgültig trennen zu lassen. Dem Orientalen ist es nicht erträglich, in Streit und Haß nebeneinander zu leben. — Für die Kinder halten sie Unglück zwischen den Eltern für verderblich. Es darf Unfriede nicht fortbestehen. Die Ehe soll keine Last, kein unentrinnbares Elend, keine ewige Kette für die Betreffenden sein, keine Sklaverei. Es sind freie Menschen, die bei einander leben wie Freunde. Sind sie sich zur Qual geworden, so sind sie nicht gebunden. Und trotz dieser großen Freiheit ist eine Scheidung hier eine Seltenheit.

„Und so sage ich, soweit meine Einsicht reicht: mögen die Gesetze einem Weibe das Recht geben, den Mann, der vielleicht unter ihrer Eigenart leidet, zu halten, solange sie will; oder mögen die Gesetze ihr dieses Recht nicht geben; ein natürliches, stolz denkendes Weib wird den Mann nicht halten, der von ihr frei sein möchte, so wenig ein Freund den andern halten wird, wenn die Freundschaft erlischt und das Zusammensein quälend ist. Sie wird ihn nicht halten — und wird ihn gewinnen. Hält sie ihn aber, hat sie die Macht, ihn zu halten, so hält sie in ihm ihren erbitterten Feind. Weshalb soll ein Weib, dem unsre Gesetze das Recht zusprechen, den Mann nicht freizugeben, wenn er danach verlangt, ihr Recht nicht verleugnen und sagen: Du bist frei — ich will kein Sklaventum. Handle, wie du willst. Geh und sieh, daß du mir gutgesinnt wirst.

„Dieses Weib wird — auch wenn sie den Gatten verliert, den Freund gewinnen. So nimmt sie der Trennung,

der Scheidung mit einem Mal ihre die Eitelkeit schändende Bedeutung. Es gibt kein Verhältnis auf Erden, das auf Dauer gegründet ist. Weshalb das allerzarteste in Ketten legen?

„Die Frau, die in dieser schweren Sache ruhig und gelassen und natürlich handelt, schafft sich, den Kindern und dem Manne Frieden und thut weit mehr, zeigt Tausenden den Weg, wie man in würdiger Freiheit miteinander leben und ebenso frei und ruhig voneinander gehen kann, ohne daß das Elend bis zur Spitze steigen muß und alles Gute in Feindschaft untergeht.

„Das schreibt eine, die in ihrer Jugend ein hilfbereites, zu Mitleid entflammtes Herz hatte und noch hat, die gern Tausenden geholfen haben würde —

Lore Brunquell."

Siebzehntes Kapitel.

Ferdös wird verheiratet. Die Nebenperson Jacot singt die Messe und verschwindet vom Schauplatz.

Ihren Brief ließ Lore Brunquell am nächsten Tag durch den Rittmeister auf die Post tragen.

Obrist war am Abend nach der Begegnung mit Ferdös noch lange auf der Veranda auf und nieder gegangen. Es war eine köstliche Stimmung in der Luft. Bis spät in die Nacht hinein zogen leichte, schlanke Boote vorüber, aus denen eintönig und gleichförmig gesungen wurde.

Am andern Tage ging er zu seiner guten Wirtin, bat diese, daß sie ruhig und gelassen sein möge, und erzählte ihr ungern die liebliche Scene.

Da sah Lore Brunquell ihn lächelnd an, streckte ihm die Hand hin und sagte: „Was gibt es Besseres als gute, treue Freunde, denen man ganz und voll trauen kann. Ich wußte, daß Sie mir den Streich meines Kindes nicht verheimlichen würden.

„Auch Ferdös war bei mir, noch gestern nacht spät, und hat mir alles erzählt. Sie wird heute zu Ihnen kommen; sie hat etwas auf dem Herzen. Sie haben es ihr mit Ihrer Kunst angethan. Nehmen Sie die Begegnung von gestern als gutes Omen hin. — Sie wird es Ihnen sein. Wir werden Ferdös jetzt verheiraten," sagte Lore Brunquell und sah gedankenvoll vor sich hin. „Es ist an der Zeit und gut. Seit Wochen schon hat sich eine gute Partie für sie gefunden, ein Mann, dem ich sie ruhig anvertrauen werde. Ich habe ihr gestern davon gesprochen und sie ist einverstanden, ja sie schien sich darüber zu freuen. Die Liebe, die das gute Kind zu Ihnen hat, ist so zart und freundlich, daß Sie sich dieselbe wohl gefallen lassen können. Ferdös ist gestern selbst sehr erschrocken über das, was sie gethan hat. Sie glaubt, daß Sie bös auf sie sein könnten, und ich habe sie noch nicht ganz darüber beruhigt. — Sie wird sich jetzt noch Sorge machen.

„Darüber, daß sie heiraten sollte, war Ferdös doch sehr erstaunt; aber wie es schien, angenehm erstaunt. ‚Wir beide werden uns doch nicht trennen müssen?‘ fragte sie. Ich sagte ihr, daß wir bei einander bleiben, jeden Tag uns sehen würden; damit war die Sache abgethan, sie schlang den Arm um mich und legte sich dann ruhig schlafen. Ob sie geschlafen hat, weiß ich nicht. Sie ist heute gedankenvoll und still."

* * *

Tage vergingen, ohne daß Obrist Ferdös gesehen hätte. Am Abend des Tages, an dem er mit Lore Brunquell

gesprochen hatte, saßen alle guten Freunde beisammen, der Rittmeister mit seiner kleinen Frau, Lore Brunquell, Hans Schmidt und Obrist.

Die bevorstehende Heirat von Ferdös wurde besprochen. Iskender und der Rittmeister lobten den zukünftigen Gatten. Lore Brunquell machte einen zufriedenen, ruhigen Eindruck.

Der Rittmeister war einigermaßen gedrückter Stimmung, wenn dies auch nicht bei ihm zu Tage trat. — Er hatte doch erfahren, daß Jacot wieder vergeblich versucht hatte, etwas für ihn zu erreichen. Als alle versammelt waren, kam auch Jacot. Er wußte von dem, was über Ferdös beschlossen war, noch nichts. Niemand nahm seine Liebe für das schöne Mädchen, mit dem er kaum Gelegenheit zu reden gehabt hatte, für wahrhaft ernst, und so wurde ihm diese Neuigkeit lächelnd und lebhaft mitgeteilt. Er schaute betroffen, verblüfft vor sich hin, sagte kein Wort und sah mürrisch aus, wie es oft seine Art war.

„Nun, Sie Verliebter," nickte Iskender ihm zu, „was machen wir denn nun? — Hängen wir uns?" Iskender klopfte ihm auf die Schulter.

„Hopsa," brummte Jacot. Darauf saß er wieder mürrisch still.

„Rittmeister," sagte er nach einer Weile. — „Da schaut's, Herr Gott noch einmal, wenn der Mensch Pech hat!" Er begann eine Melodie vor sich hin zu summen.

„Er komponiert," sagte Iskender, „stört ihn nicht." Jacot sang: „Kyrie eleïson," den ersten Satz der musikalischen Messe.

„Masch Allach — Masch Allach!" rief der Rittmeister. „Was fällt Ihnen ein, Jacot!"

„Laßt mich," sagte dieser, sang weiter, erhob sich, ging im Zimmer auf und nieder und sang mit aus-

gebreiteten Armen die ganze Messe zu Ende, und entfaltete dabei eine wunderliche Würde und einen gewaltigen Pathos.

„Schaut's den Pfaff an," sagte der Rittmeister lächelnd.

Jacot aber ließ sich nicht stören, und aller Blicke hingen an ihm, es lag etwas Unwiderstehliches, etwas Dämonisches in dem kleinen, gedrungenen Menschen, in seinen dicken, kurzen Händen und dem angestrengt feierlichen Ausdruck seines rosigen Gesichts.

„Die Stimme ist gut," sagte Iskender, „aber er hat zu viel getrunken, das hat sie ihm verdorben, sonst hätte er aufs Theater gehen können."

„Jawohl," rief Jacot zwischen seiner Messe, „ich aufs Theater, das wäre ein Gedanke; da schaut's Herr Gott noch einmal, die Stimme wäre vertrunken, gar nicht." Und weiter fuhr er mit seiner Messe fort und trabte dabei sonderbar auf und nieder.

Die Fenster standen weit offen. Weiche, bewegte Seeluft drang herein.

Jacot blieb vor einem der Fenster stehen und brach die Messe ab, schaute hinaus aufs Meer und sagte: „Wir haben Südwind, da kommen alle Teufel angeschwemmt, alle krepierten, aufgeschwollenen Hunde aus ganz Skutari und Stambul — vom ganzen Bosporus und Goldenen Horn. Alles Ersäufte kommt hier angeschwommen, greulich aufgeschwollen." Er schnitt eine Fratze, die das Gesagte deutlich machen sollte, und war nicht eher zufrieden, als bis ihn alle gesehen hatten. Darauf setzte er sich wieder zur Gesellschaft und versank in dumpfes Brüten. —

„Da schaut's, so geht's auf der Welt. Da gibt's Schufte, denen gelingt nichts, nichts für sich, und nichts für andre! Rittmeister, wenn Jacot es nicht gethan hat,

thut's ein andrer. — Nur die Flinte nicht ins Korn werfen. — Ich bin halt ein Elender!"

„Nun, Jacot, Jacot," sagte der Rittmeister, „alter Junge, hol alles der Teufel; aber den Kopf oben halten."

„Hopsa!" erwiderte Jacot und schlug sich mit der Hand vor die Stirn. Damit ging er pfeifend zur Thüre hinaus.

Der Rittmeister schaute ihm bedenklich nach. — „Dem ist's mit der Ferdös doch halt nahe gegangen. So ein Mensch! Hätt's doch nimmer gedacht!"

„Ach was!" Lore Brunquell lachte. „Er wird kein solcher Narr sein!"

„Halt still, Narr oder nicht, das ist in der Sach eins. Der arme Kerl hat so'n aufrichtiges Geschau. Ich weiß, wie's ihm ums Herz war, der verbirgt's nicht. Aber brunnentief hat er's, brunnentief! Das ist ein Mensch, dem es nahe geht, wenn er für andre nichts erwischt, der verliert für andre den Mut und freut sich für andre. Ich weiß halt, wie's um ihn steht. Es ist ihm nie etwas geglückt, dabei das Gemüt wie ein Kind! Er ist so ein Kerl, dem sein Mutterl immer nachlaufen könnt, wenn er eins hätt'. — So aber hat er nichts auf der Welt. Man sollt ihm ein Weiberl schaffen!"

Der Rittmeister schüttelte nachdenklich den Kopf.

Der Südwind hatte sich schärfer aufgemacht; Lore Brunquell schloß ein Fenster und man ging früh auseinander. —

„Der arme Kerl, der Jacot," sagte Obrist. „In dem steckt ein ungeheueres Empfinden und kann nicht zum Ausdruck kommen — die Erzählung vom Rittmeister, wie Jacot seine untreue Frau beschenkt, ist so tief und wunderlich — würdig des reinen Thoren, des jungen Parsifal."—

* * *

Am andern Tag gegen Abend wandelte Obrist im Garten auf und nieder, da sah er Ferdös und Lore Brunquell miteinander aus dem Hause treten. Sie kamen auf ihn zu. Er ging ihnen entgegen und reichte Ferdös die Hand, ohne sie anzureden, um zu vermeiden, mit irgend einem Worte ihr Herz zu verletzen.

„Ich bitte dich," sagte Ferdös, „nicht schlecht von mir zu denken. — Das sollst du nicht. — Ich werde dich nicht vergessen, und ich weiß, du bist gut."

„Ja, mein Kind," sagte er. „Ich verstehe dein Herz, glaube mir, du bist der gute Geist, der den Alten vorangeht und die Geige spielt."

„Nein," sagte sie. — „Ich führe dich nicht zu den Gräbern, du sollst leben und so Schönes schaffen, du sollst glücklich werden."

„So ist es," sagte Lore Brunquell. „Möge es so werden!"

„Du weißt, daß man mich jetzt verheiratet?" fragte Ferdös.

„Ich weiß es. Und es ist dir so recht, du bist es zufrieden?" Obrist lächelte.

„Ja," sagte Ferdös — „da es sein soll, so bin ich es zufrieden. Und weißt du, was ich gethan habe? Ich hatte mir etwas ausgedacht." Sie lächelte. „Er darf mich vor der Verheiratung nicht sehen, da ich türkisch werden soll; aber ich weiß, er hätte es gern gethan, da habe ich Iskender gebeten, ihm zu sagen, ich sei ja noch nicht, was ich werden soll, daher dürfe er vor der Heirat schon mit mir reden — da war er sehr zufrieden. — Iskender führte ihn hinauf in das große Zimmer, dort ließ er ihn. Ich habe ihn mir durchs Schlüsselloch angesehen — und habe bemerkt, daß er ganz eifrig war. Er ging auf und nieder — und fuhr sich mit dem Taschentuch über die

Stirn — und strich sich seinen Bart. — Dann sah er nachdenklich aus, dann wieder unruhig; aber es stand ihm alles gut. Er war nicht komisch, gar nicht, er gefiel mir, und ich bekam Sorge, daß ich so etwas Dummes mit ihm vorhatte. Da that sich mit einmal die andre Thür, die in das Zimmer zu ihm führte, auf und die alte Sklavin von drüben trat herein. Du kennst sie, die mit der schiefen Schulter. Der hatte ich mein weißes Schleierchen umgesteckt und hatte ihr gesagt, sie solle erst in der Thür stehen bleiben, und gar nichts reden, und dann solle sie ihn begrüßen und sagen, daß sie die Braut sei.

„Und jetzt schaute ich durchs Schlüsselloch und fürchtete, mein Bräutigam würde recht böse werden.

„Die Alte machte es auch genau, wie ich ihr gesagt hatte, und er war so verwirrt, daß er gar nicht bemerkte, wie sie aussah und wer sie war, bis sie zu reden anfing. Dann schaute er schön auf, lachte und ich mußte auch lachen, so daß er es hörte. Darauf schenkte er der Alten etwas und Iskender kam herein — der hat sich sehr gefreut, daß es mir so vortrefflich gelungen ist. Er wußte alles."

Obrist lachte. „Nun Gottlob," sagt er, dann faßte er wieder ihre Hand. „Ferdös, alles Glück auf dich!" fügte er hinzu.

Ferdös ging wieder ins Haus zurück und Lore Brunquell begleitete Obrist noch unter den Feigenbäumen hin.

„Spüren Sie ein wenig von der Ruhe und Harmlosigkeit, in die sich hier Leidenschaften verwandeln können, ohne daß man merkt, wie es eigentlich geschieht und wodurch es geschieht?" fragte sie lächelnd. „Glauben Sie mir, Ferdös hat eine tiefe Liebe zu Ihnen. Ich habe aber versucht, sie in der Unschuld und Vornehmheit zu erziehen, die hier in der Luft liegt. Sie ist dazu bestimmt,

zu heiraten, das weiß sie. Mann und Kinder aber bestimmt das Schicksal ihr. Sie ist ganz geduldig und freundlich und weit entfernt davon, zu verzweifeln und zu jammern, und alles hat sich friedlich gelöst, trotzdem sie die Liebe im Herzen trägt. Es ist hier anders als bei euch, einfacher und die Gemüter sind stärker und weniger zerfahren. In meiner Ferdös liegt eine große Kraft und eine ursprüngliche ruhige Heiterkeit, die sich kaum an der Oberfläche zeigt."

Lore Brunquell war bewegt, als sie dies sprach. Ferdös winkte ihr vom Fenster aus. Dann nickte sie ihr zu, verabschiedete sich von Obrist und trat ins Haus.

In dieser Zeit wurden alle Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen.

Ein guter Freund aber fand sich seit Tagen nicht ein, und dieser gute Freund war Jacot. Niemand hatte etwas von ihm gesehen, seine Wirtsleute nicht, seine Bekannten nicht. Der Rittmeister fragte hier und dort — und lief wie ein unruhiger Geist umher.

Seiner guten Freundin Lore Brunquell sagte er, als sie Jacot vermißte, daß dieser auf einige Zeit verreist sei. — „Es ist gut so," hatte der Rittmeister hinzugefügt. „Es ist alles gut, was geschieht — Schicksal."

Während der Vorbereitungen, Arbeiten, lebensvollen Erregungen ward der gute Jacot im Hause der Brunquellin fast vergessen. Der Tag der Hochzeit kam. — Obrist und Hans Schmidt sahen sich die Gäste an, blieben aber nur kurze Zeit. Die Braut selbst bekamen sie nicht zu sehen. Wie ein Geheimnis war ihnen die schöne Ferdös entrückt.

Ihren Gatten lernten sie am Hochzeitstage kennen, einen würdigen, unterrichteten, noch jungen Mann, der ihnen einen sympathischen Eindruck machte.

Als Ferdös das Haus ihrer Mutter verlassen hatte, schien beiden Freunden der Garten und alles verödet zu sein. Es schien ihnen, als wäre ein freundlicher Geist geschieden. Ueber beiden lag eine beinahe schmerzliche Wehmut.

Am Abend vor Sonnenuntergang desselben Tages trat der Rittmeisier in das Atelier der Freunde. Er sah auffallend bleich und angegriffen aus.

„Was ist Ihnen, Rittmeister?“ fragte Obrist.

„Es ist schon alles vorüber,“ antwortete er. „Der Südwind hat unsern guten Jacot hier ans Ufer gespült. Die Fischer fanden ihn, ich kam zufällig hinzu — und es ist schon ruhig abgethan. Der arme Narr! Es geht so etwas hier ohne Aufhebens vor sich. Sie haben ihn fortgetragen. — Es braucht es niemand zu erfahren, auch die Brunquellin nicht. Wozu? Die Frau meint halt, sie habe eine That gethan, daß sie ihr Mädel einem Moslem gegeben hat. Sie meint womöglich — es wäre damit ein Schritt in der Welt vorwärts gethan. Wenn sie's auch nit gerad Wort haben würde. Es ist auch gut, warum nicht! Aber was der Einzelne thut, um die Welt zu bessern, bleibt halt immer nur eine Schrulle, eine That wird's nimmermehr. Thut er's in einer Stellung, von der aus er guten und gehörigen Einfluß üben kann, dann ist's anders. Thut er's aber in der Enge, dann ist's keines Opfers wert. Das war's nicht wert, daß der arme Narr darüber zu Grund ging!“

Der Rittmeister erhob sich und wanderte nachdenklich im Zimmer auf und nieder. „Sie braucht's nimmermehr zu erfahren. Da schaut's, da hatte das arme Jacotle denselben Tag mit dem Imam gesprochen, weil er halt Moslem werden wollt, als er's am Abend mit der Ferdös erfuhr. Ich hab's gewußt, ich hab's gewußt,“ sagte der Rittmeister und schüttelte wieder wehmütig den Kopf. „Er

hatte halt kein Glück. Eins hat er davongetragen. Sie werden ihn jetzt unter den schönen Cypressen unter lauter braven Moslem begraben. So ruhig und friedlich wird das geschehen, wie sie bei uns ein klein's Kindel zur Tauf tragen. Hier gibt's keine schwarzen Kleider, kein Trauergepräng, nichts, nichts davon, gar nichts. Ein rohgezimmertes Särglein, ein bunter Teppich darüber. So tragen sie ihn hin, keine schwarzen Träger, kein schwarzer Pfaff, nichts, gar nichts davon. Unter den Cypressen, da legen sie ihn in seinem weißen Tuch in Gottes Erde hinein. Geht's heut abends mit, der arme Narr ist's wert, daß Sie ihn begleiten. Aber sagt nichts davon. Ihr wißt nichts. Es ist nichts geschehen. Ich hol' euch, wartet auf mich." Damit ging der Rittmeister zur Thür hinaus.

Achtzehntes Kapitel.

Das Erstrebte hat sich ruhig entfaltet. Die Zeugen des Leides werden Zeugen der Freude. Ein Wiedersehen, das über dem gewöhnlichen Gang der Dinge steht.

Trotz allem, was das Leben mit sich brachte, wurde fleißig gearbeitet. Obrists Bild war beendet, Hans Ludwig Schmidt war auch mit dem seinigen zur eignen Zufriedenheit gediehen. Studien aller Art hatten sich reichlich angesammelt, und ganz unvermerkt war Obrist in ein harmonisches Dasein hineingeraten, in dem gute und schlimme Ereignisse, Arbeit und Ruhe wechselten. Annas erregte Briefe ließen nach. Sie begnügte sich, kurze Nachrichten über sich und die Kinder zu geben. Nur allein Dickchens sehnsüchtiger, leidender Gemütszustand erfüllte Obrist mit Sorge.

Da erhielt er eines Tages von Anna einige kurze Zeilen des Inhalts, daß Mrs. Gwendolen, die mit William zu einem Verwandten nach Indien ginge, der dort eine einflußreiche Stelle bekleide, Dickchen zu ihrem Vater bringen würde. Mrs. Gwendolen und das Kind würden in wenigen Tagen anlangen, und William sollte kurz darauf in Begleitung eines jungen Freundes seine Mutter zur Weiterreise abholen.

Anna schrieb:

„Eine echt englische Künstlererziehung, alles praktisch. Gottlob, daß wahrer Genius sich wohl durch alles zu drängen weiß, durch jede Art Beeinflussung, durch alle gut gemeinte Thorheit hindurch. Jetzt will sie die unglückliche Jugendliebe des guten Jungen, die ihm schwer zu Herzen gegangen ist, in die sie ihn mit weiser Ueberlegung gestürzt hat, durch einen Aufenthalt in Indien heilen. Sie würde, um ihn zu zerstreuen, den Mond vom Himmel holen. Du lieber Gott, wenn wir versuchen, selbst Schicksal zu spielen, fahren wir doch wie geblendete Nachtvögel von einer Ecke in die andre. Es sieht sich das Treiben ganz wichtig und eifrig an; aber es steckt nichts als Ratlosigkeit und Angst und Not dahinter.

„Gott gebe die Einsicht, daß man dem Schicksal ohne Sträuben folgt. Ich habe die Hände in den Schoß gelegt und denke: Laß alles seinen Weg gehen. — Wohl dem, der so denkt. Grüße mir Deine gute Freundin und Wirtin Lore Brunquell.

Gott behüte Dich.

Anna Obrist."

Wie Anna geschrieben hatte, so geschah es. Mrs. Gwendolen brachte Dickchen. Und ein paar wahrhaft schöne, freundliche Tage verlebten Obrist und Hans Ludwig Schmidt mit

der reizvollen, warmherzigen Frau und dem sanften, liebevollen Kinde, das in einem Traum von Glück und befriedigter Sehnsucht nicht von der Seite des Vaters wich und dessen dankbar innige Blicke an dem Freunde hingen.

Dickchens zarte Gestalt schien sich in Glück und tiefster Seligkeit auflösen zu wollen, wie einst in Angst und Unruhe. Wenn sie ihren Vater anschaute, ging es jedesmal wie ein Staunen über ihre Züge: „Das bist du also, so bist du!" schien sie sagen zu wollen.

Vor seinem Bilde gestaltete sich die reizendste Scene.

Mrs. Gwendolen drückte ihm mit Thränen in den Augen die Hände, ging auf Hans Ludwig Schmidt zu und sagte: „Sie treuer Freund, das haben Sie geschaffen, das haben Sie gethan!"

Dickchen sank weinend ihrem Vater an die Brust, und als er sich sanft von ihr losmachte und sie küßte, sah auch sie auf Hans Ludwig Schmidt, lief auf ihn zu, faßte seine Hand und sagte mit dem innigsten Ausdruck: „Sie haben Wort gehalten."

Eine tiefe Röte flog über ihr Gesichtchen. Sie schaute einen Augenblick wie forschend auf Hans Schmidt und schmiegte sich wieder an ihren Vater an.

„So, Hans," sagte Obrist, „nun hast du auch etwas, endlich einen Dank."

Es lag wie Zauber auf den Tagen, die sie mit Mrs. Gwendolen verlebten. Sie brachten die Abende bei Lore Brunquell zu, die Gefallen an der schönen Frau fand. Mrs. Gwendolen, die überall mit Vorliebe handelnd eingriff, that es auch hier. Sie hörte von des Rittmeisters kümmerlichen Verhältnissen, — und veranlaßte ihn und seine Frau, mit ihr nach Indien zu gehen, wo sie ihm durch ihren Verwandten eine einträgliche Stellung schaffen konnte. Sie gab ihm alle erdenklichen Sicherheiten und Versiche-

rungen, so daß er sich kurz entschloß und sie und ihren Sohn William begleitete.

Lore Brunquell war auf einmal, man wußte nicht wie, um all ihre guten Freunde gekommen. Da das Leben aber immer bestrebt ist, auszugleichen, so hatte sich ihre Aufmerksamkeit auf Ferdös und deren neue Verhältnisse gerichtet.

Dickchen nahm Ferdös' Stelle in Haus und Garten ein und belebte mit ihrer sanften Fürsorge das Heimwesen der beiden Freunde.

So wohnten drei glückliche Menschen am Marmarameer. Es war eine Zeit, die sich für alle drei lebenswert gestaltet hatte — die Herzen waren von Dankbarkeit, Zärtlichkeit, Fürsorge zu einander erfüllt. Die Arbeit gedieh. Gesundheit und Lebensmut waren unmerklich eingezogen. Dickchen schrieb an ihre Mutter:

„Meine liebe Mutter! Mein liebes Schwesterchen!

„Es ist so schön hier. — Er ist wohl und glücklich. Er ist, wie ich es immer geträumt hab', daß er sein könnte. Nach langem Regen und langer Kälte und Trübe ist die Sonne gekommen und alle Vögel singen; so ist es mir zu Mute.

„Ach, thue alles für ihn, was Du kannst, ohne Leiden, ohne Qual, mein Mütterchen! Es ist kein Leiden, einem geliebten Menschen zu helfen. Laß ihn so frei sein, wie er jetzt ist. Und sei mir nicht böse, daß ich Dich bitte. Sähest Du ihn, Du zögertest nicht, Du thätest alles und könntest alles thun! Er bleibt Dein Freund, wie der meine. Er ist so gut. Wenn Du sein Bild siehst und alles, was er hier gethan hat, wirst du glücklich sein. Und der, dem wir danken, daß es ihm so gut jetzt ist, der ist auch wohl und zufrieden, und es ist ein wahres Himmelsglück hier.

„Ach, mein Muttchen, hilf ihm. — Laß es nicht wieder werden, wie es war! Gib Dir und ihm Frieden — und alles wird gut. Ich weiß schon wie.

Dein Dickchen, Dein Schwesterchen."

Nach einiger Zeit — Anna hatte auf Dickchens Brief nicht geantwortet, hatte auch an Obrist nicht geschrieben — kamen einige Zeilen von ihr:

„Alles wird geschehen, Heinz. — Du sollst sehen, wenn ich Dir auch ein unbequemes Menschenkind war, so wirst Du mir noch sehr gut werden, das sage ich. Ich will das thun, was Dir Glück und Ruhe bringen soll. Es wird eine Scheidung zwischen uns gemacht, wie es recht ist. Das Gericht wird seine Nase in unsre Angelegenheit stecken und beurkunden, daß wir eine außerordentlich unglückliche Ehe führten, unglücklicher, als es statthaft ist, daß Du mir ausgerissen bist u. s. w. Das soll mich nicht mehr anfechten. Ich habe, was zu überwinden ist, gottlob überwunden. Nun sieh Du zu, ob aus einem geplagten Gatten ein guter, treuer Freund werden kann. Ich bin mit dem Tausch zufrieden. Die Sonne scheint wieder. Jetzt mögen sie kommen und uns feierlich scheiden und wichtige Fratzen ziehen und Umstände machen. Mir ist's gleich — der Spuk erschreckt mich nicht. Zorn oder Wut oder Bitterkeit oder Gedemütigtsein ist nicht in mir, kein Hauch davon. Mein Leben ist ausgefüllt — ich habe meine Kinder. Und hast du ein freundliches Gefühl gegen mich, wenn Du Dir Zwang und Last von unsrem Verhältnis zu einander wegdenkst, so scheue Dich nicht und glaube nicht, daß nun Entfremdung zwischen uns treten müsse. Gib mir Dein Wohlwollen und Deine Freundschaft, wie ich Dir meine gebe — und sei uns immer willkommen. Ich verstehe es doch nicht, ein böses Weib zu sein und nicht ein ernstes und nicht ein un-

glückliches. Es wird auch mit der Scheidung keine erschreckliche Geschichte werden.

„Ich werde alles, was zu thun ist, thun, rate mir nur.

„Grüße das gute, glückliche Dickchen.

Deine

Anna.“

Obrist las den Brief und gab ihn Hans Ludwig Schmidt. Der überflog ihn und rief: „Sie ist und bleibt ein köstliches Weib! Das ist geniale Harmlosigkeit, die fühle ihr einer nach. So habe ich es gedacht, daß sie alles auffassen müßte, wenn sie sich treu bliebe. Auch die Stimmung in den Briefen, in denen sie dich drängt, zu kommen, ist ursprünglich und frisch wie eine Quelle.“

Dickchen nahm den Brief in die Hand und preßte ihn, als sie am Fenster stand, an die Lippen.

* *
*

Ein ganzes Jahr blieben die beiden alten Freunde und ihre junge Gefährtin, die wie ein guter, fürsorgender Geist alles that, was Ruhe und Wohlbehagen erhöhen konnte, noch im Hause am Marmarameer. Die Scheidung war längst gesetzlich vollzogen. Anna schrieb ruhige, friedliche Briefe, berichtete von den Kindern und ihrer Arbeit, schrieb glückselig über Obrists Bild, das sie in der Ausstellung gesehen hatte, schrieb vom Geheimerat, den sie davor angetroffen hatte und der vor Freude ganz außer dem Häuschen war.

Der zweite Sommer, der sie in dem weltvergessenen Garten der Lore Brunquell wie unversehens überraschte, brachte allen dreien Sehnsucht nach der Heimat, der sie nicht widerstehen wollten. Sie hatten alles vollauf genossen und es zog sie zurück. Dickchen war viel mit Ferdös zusammen gewesen und hing mit ganzem Herzen an dem

lieblichen Geschöpf, das ihr selbst so wunderlich glich. Sie erzählte oft den beiden Freunden von ihr, wie sie ihr Hauswesen führe, wie hübsch es bei ihr sei und wie ruhig und friedlich alles in ihrer Nähe zuginge.

* * *

So standen sie den letzten Abend auf der Terrasse vor dem geliebten Hause, Obrist, Hans Ludwig Schmidt und Dickchen. Die Sonne ging unter und alles strahlte in warmen, tiefen Farbentönen. Da schlang Dickchen den Arm um den Hals ihres Vaters und sagte mit einer seligen Stimme: „Was hab' ich schon Schönes erlebt! Dich habe ich! Du bist gesund und froh — und meine liebe Mutter ist so gut und war so gut. Die Ferdös habe ich hier gefunden und —" Sie wollte weitersprechen, brach aber ab, sah auf Hans Ludwig Schmidt und sagte leise: „Nicht wahr, er hat alles — alles für dich gethan."

„Ja, mein Herz," erwiderte Obrist.

Hans Ludwig Schmidt hatte abgewendet gestanden, jetzt trat er langsam herzu und strich Dickchen zaghaft, während sie ihren Vater umschlungen hielt, über das Haar. „Süßes Kind," sagte er. Dickchen blickte ihn ganz ruhig lächelnd an, löste die Hände von der Schulter ihres Vaters und sank Hans Ludwig Schmidt an die Brust. Da lag sie ruhig und friedlich, und Hans Schmidt strich ihr ganz traumverloren weiter über das Haar.

* * *

Anna war diesen Sommer mit den Kindern in ein bayerisches Dörfchen gezogen, nach Obersdorf im Algäu, um die Ferien zu genießen. Sie hatte ein Haus gemietet, das mitten auf einer frischen Wiese lag, die von hohen Nußbäumen beschattet wurde.

Unter den Bäumen sah man Gestalten laufen und im hohen Grase lagen sommerfrische Buben und Mädchen mit rosigen warmen Gesichtern. In die Hausthür trat hin und wider eine helle Frauengestalt und schaute hinaus. Alle schienen sie in Erwartung; die Buben wälzten sich in dem blühenden Gras, kauten an Halmen und vertrieben sich die Zeit, so gut es gehen mochte; aber alle lagen sie in lauernder Stellung und huschten und reckten sich und blinzten mit den Augen und hielten die Hände als Schutz davor.

Mit einem Mal ein Jubelton — und sie liefen davon, einem bestimmten Ziele zu, auf drei Gestalten zu, die den sich schlängelnden Wiesenweg entlang gingen. Mit diesen vereinigten sie sich. Freudentöne, Umarmungen, ein heftiges Durcheinander! Die hellgekleidete Frau trat aus der Thür, blieb ruhig und gelassen stehen und ließ alle auf sich zukommen. Dickchen flog ihr entgegen und wurde von ihr mit zärtlichen, lebhaften Küssen bedeckt. „Mein liebes, glückliches Kind!“ flüsterte sie.

Obrist kam von den übrigen Kindern umringt. Anna ging ihm befangen lächelnd entgegen und sagte: „Willkommen, mein guter Freund!“ Er reichte ihr die Hand. Sie begrüßte Hans Ludwig Schmidt herzlich.

Jede ihrer Bewegungen war von einer liebenswürdigen Sicherheit geleitet. Sie benahm sich durchaus gelassen und heiter, als empfinge sie liebe Gäste. Es wurde erzählt und geplaudert. Später führte sie Obrist und Hans Ludwig Schmidt ins Haus, damit sie ihre Arbeit, die sie vorhatte, betrachteten und ihr rieten. Mit Erstaunen und mit einer wunderlichen Achtung betrachtete Hans Ludwig Schmidt die Frau.

„Frau Anna,“ sagte er, als er sie sinnend unter einem der herrlichen Nußbäume stehen sah und auf sie zutrat, „ich

weiß nicht, was ich von Ihnen denken soll — ich weiß nicht, was ich sagen soll! — Ich bin überrascht, wie alles sich gestaltet, durch Sie gestaltet hat."

Anna lächelte und sagte: „Sie verstehen mich nicht — und alles ist so einfach. Glauben Sie, daß ich mit mir selbst jetzt im Kampfe liege? Gewiß nicht. Ich bin völlig ruhig, alles ist abgethan. Ich verstehe das Schicksal und gebe mich ihm hin." Sie reichte ihm die Hand. „Hans Ludwig Schmidt," sagte sie bewegt, „machen Sie mein gutes Kind glücklich. Seien Sie gütig gegen sie, ihr Herz ist zarter als das meine — und verlassen Sie Heinz nicht, halten Sie die Hände über ihn."

„Wir bleiben bei einander," antwortete Hans Schmidt trocken. „Wenn Dickchen meine Frau ist, erst recht. — Wir drei sind ein Haus, und ihr seid ein Haus. Wer sich sehen will, der sieht sich. Wir werden gewiß gute Freunde sein und, wer weiß, mehr voneinander haben, als es sonst der Fall gewesen wäre."

„Wer weiß es," sagte Anna freundlich lächelnd; „möge es das Schicksal geben! Aufnehmen soll man das Schicksal, annehmen, nicht ihm widerstehen."

Ende.